MAX BROD

Rëubeni Fürst der Juden

Kurt Wolff Verlag

NDERSON COLLEGE
LIBRARY
NDERSON, INDIANA

PT 2603 .R68 R4 1925 13056
Brod, Max
Reubeni, furst der Juden

PT 2603 .R68 R4 1925 13056
Brod, Max
Reubeni, furst der Juden

Jesse E. Philips
New Brunswick
N. J. U. S. A.

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/reubenifurstderj0000maxb

KWV

Max Brod, 1884-

Rëubëni

Fürst der Juden

Ein Renaissanceroman

ANDERSON COLLEGE
LIBRARY
ANDERSON, INDIANA

München

Kurt Wolff Verlag

6.—10. Tausend

Gedruckt im Jahre 1925 von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig / Einbandzeichnung von Emil Preetorius / Copyright 1925 by Kurt Wolff Verlag A.-G., München / Printed in Germany

Faust (Walpurgisnacht):

Doch droben möcht' ich lieber sein.
Schon seh ich Glut und Wirbelrauch.
Dort strömt die Menge zu dem Bösen;
Da muß sich manches Rätsel lösen.

ANDERSON COLLEGE
LIBRARY
ANDERSON, INDIANA

Erſter Teil

I.

Es dämmert.

Die rauchbraune Morgendämmerung eines Wintertages.

Süße Worte der Mutter haben den kleinen Dawid aus dem Schlaf geschmeichelt. Es war noch ganz dunkel, ganz kalt. Aber man schläft nicht so lange! Noch ehe man frühmorgens in die Lernstube geht, wo man dann den ganzen Tag zubringt, noch eine Stunde zuvor sitzt man zu Hause und lernt.

Nicht alle Kinder zwar! Andern mag die Schule genügen. Du aber, der Sohn solch eines Gelehrten, eines heiligen Mannes...

Und so sitzt der zehnjährige Knabe, zart, blaß, fröstelnd, unheimlich wie die Dämmerung selbst, sitzt und lernt.

Die Knie auf dem Sesselsitz — anders erreicht er den hohen Tisch nicht recht. Beide Ellbogen aufgestützt, die beiden Fäustchen an den Wangen — so ist es ihm am bequemsten.

„Und du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft. — Hiezu bemerkt man: Mit deinem ganzen Herzen, das bedeutet: mit beiden Trieben, sowohl mit dem guten wie mit dem bösen Trieb."

Der Knabe hält ein.

Er versteht nicht. Nochmals liest er laut, singend. Hebt einzelne Worte hervor, wie es die Großen tun, wenn sie um einen Satz der Mischna streiten: „Du sollst lieben den Ewigen... auch mit dem bösen Trieb..."

Er versteht nicht.

Aber glücklicherweise gibt es Rat für solche Fälle. — Auf der riesigen Foliosseite, die er vor sich aufgeschlagen hat, sind rings um den Text alle die berühmten Kommentare gedruckt. Ein breiter Rahmen, doppelt so breit wie inmitten der Text. In winzigen Buchstaben umkränzen die Anmerkungen unseres Lehrers Raschi und der Tossafoth-Schule die ewige Wahrheit des Talmudtraktates Brachoth. — Geübten Blickes sucht der Knabe unter den Erklärern nach. Immer singt er, und sein kleiner Körper schaukelt auf und nieder über dem breiten Buch.

Seine Gedanken glühen. Laut hält er den letzten Ton aus, laut und lang fragt er noch einmal: „Auch mit dem bösen Trieb?"

Doch wie das Wort verklingt, erschrickt er plötzlich. Leiser Nachhall schwebt durch das leere Zimmer. Der Knabe fürchtet sich vor den Dämonen der Nacht. Zwar weiß er, daß die Geister keine Gewalt über ihn haben, solange er sich mit der heiligen Lehre beschäftigt. Aber nun stockt er ja, nun kann er mit einemmal nicht weiterdenken. Und schallte sein letztes Wort nicht wie eine Beschwörungsformel? Dunkle Gewalten ziehen herauf, die er nicht versteht. Ängstlich blickt er nach dem Türpfosten. Dort hängt in silberner Kapsel das Pergament mit den Schriftversen, an denen kein Gespenst vorbei kann. Wie aber, wenn die Mesusa fehlerhaft wäre, wenn nur ein Buchstabe, ja das Köpfchen eines Buchstabens fehlte! Auch das kommt vor

— und dann nützt die Formel nichts, dann treiben die bösen Geister ihren Spott mit ihr. — Schlaftrunken wehrt das Kind ab. Wenn nun die schreckliche Unholdin zurückkehrte, die Bath-Chorin, die „Tochter der Freiheit"? Jeden Menschen umschlingt sie ganz fest, solange er schläft. Erwacht er, so hält sie ihn nur noch an den Fingerspitzen fest. — Wohl hat der Knabe gleich nach dem Erwachen die Hände gewaschen, hat sorglich das Waschwasser hinausgetragen und weggeschüttet, um Bath-Chorin zu entfernen. Doch nun fühlt er, daß sie durch den Türspalt eindringt. Auf den Fingernägeln fühlt er sie, wo die Kobolde am liebsten nisten. Die Schedim, die alle menschlichen Gestalten annehmen können. Nur behalten sie immer ihre Hühnerfüße, und daran erkennt man sie. Wie oft schon hat er Mehl vor seinem Bett ausgestreut, um am nächsten Morgen ihre scheußlichen Fußabdrücke sehen zu können...

Das Lichtchen auf dem Holztisch flackert. Und nun schrickt David zusammen. Ein Poltern nebenan, ganz deutlich...

Nebenan sitzt der Vater und lernt. Immer lernt der Vater. Von fünf Uhr morgens an sitzt er an den Büchern, spät nach Mitternacht erst schläft er ein. Er schläft am Tisch, an dem er lernt. Den Arm legt er auf das Buch, den Kopf auf den Arm. So schläft er allnächtlich. Er schilt, wenn man ihn nicht nach drei Stunden weckt. Sind doch schon sechzig Atemzüge Schlafes ein Vorgeschmack des Todes, den der Fromme nicht kennen soll. — Nur am Freitag, in der Sabbatnacht legt sich der Vater zu Bett. Auch damit erfüllt er ein Gebot. Der Vater tut nichts, was nicht Erfüllung eines Gebotes wäre...

Lilith, die Königin aller Nachtgespenster, — Lilith, die Gattin Samaels, fürchtet der Knabe. Lilith ist es, die die Seelen der erhabensten Menschen versucht. Selbst Adam hat eine Zeitlang mit ihr gelebt, als er nach der Sünde vor Ewa zurückscheute. Dann kehrte er zu Ewa zurück. Seither Liliths Haß wider alle Kinder Ewas; und die größten Seelen haßt sie am wütendsten. Dawid würde sich nicht wundern, wenn Lilith, die Feuerfrau, nebenan in des Vaters Stube sich zu schaffen machte.

Und wieder Lärm.

Der Knabe kann nicht länger allein bleiben. Er öffnet die Tür zum Studierzimmer des Vaters. In der Tür bleibt er schweigend stehen. Wie er es von der Mutter gesehen hat. Niemand im Hause wagt es, den Vater anzureden. Man wartet in der Tür, bis der Vater aufschaut und einen bemerkt.

Aber der Vater sitzt ja gar nicht am Tisch. Er ist aufgesprungen, hat den Sessel zurückgeschleudert.

Die eine Hand vergräbt sich in den großen, silberweißen Bart, der bis an den Gürtel reicht. Die andere ist mit gespreizten Fingern emporgehoben, zittert. Die Lippen, bleich wie der Bart, wollen sprechen, können nicht.

Der Knabe springt ans Fenster, auf das die weitgeöffneten Augen des Greises gerichtet sind.

Unten der beschneite Hof mit dem Brennvorrat. Eine dunkle Gestalt schlüpft zwischen den Holzstapeln hervor, ist eben im Begriff, über die Mauer zu klettern.

Plötzlich kommt Leben in den schreckensstarren Körper des Vaters. Er reißt das Fenster auf, beugt sich weit vor und ruft, so laut er kann, der verschwindenden Gestalt nach. Das eine Wort: „Heffker!“

Dawid begreift. „Heffker," das heißt „herrenlos". Der Vater hat das Holz unten für herrenlos erklärt, um die Sünde des Diebstahls zu verhüten. Nicht der Dieb hat ihn erschreckt, sondern die scheußliche Sünde, die begangen werden sollte. Der Dieb klettert davon. Aber er ist kein Dieb mehr, — ein einfacher armer Jude, der von herrenlosem Gut so viel, als erlaubt ist, für seinen Bedarf genommen hat.

Und nun sitzt der Vater wieder an seinem Tisch. Das schöne, regelmäßige Gesicht hat schnell in seinen Frieden zurückgefunden. — Dawid möchte nach der Erklärung seiner schwierigen Stelle fragen. Aber ist es denn möglich, den Vater zu stören? —

So schleicht er wieder in sein Zimmer, auf Fußspitzen.

Doch kann er die weißen Lippen nicht vergessen, denen das Wort „heffker" sich entringt. Die Sache selbst erscheint ihm nicht sehr sonderbar. Auch denkt er nie nach über das, was der Vater tut. Der Vater tut ja unbedingt das Richtige. Aber der ungeheure Anblick, die fassungslosen Augen des frommen Mannes, in denen das Böse sich spiegelte, — das steht den ganzen Tag vor ihm. Auch in der Schule, wo er unaufmerksamer ist als sonst und mehrmals mit der Rute gestraft wird.

2.

Der Vater ist Gelehrter. Für Lebensunterhalt, selbst Wohlstand, sorgt die Mutter, deren Alteisenkram im Erdgeschoß guten Ertrag bringt.

Simson Lemel, der Schreiber, so wird der Vater in der Judenstadt genannt. Er schreibt Thorarollen; mit beson-

derer Vorliebe aber schreibt er die heiligen Verse für die Tefillin, die Denkriemen, die man beim Morgengebet an Stirn und Hand befestigt. — Er schreibt, weil es ihm Freude macht, bei Erfüllung eines göttlichen Gebotes behilflich zu sein. Den Entgelt seiner Arbeit gibt er den Armen, — neben dem Zehnten seines Einkommens, der ohnehin den Armen gehört.

Sein ganzes Leben ist dem Preise des Schöpfers gewidmet. Keinen Augenblick vergißt er, daß er vor dem König aller Könige steht, dessen Herrlichkeit die Erde voll ist.

Am Morgen erhebt er sich wie ein Löwe zum Dienste des Herrn. So raten es die Weisen. Gleichsam ungeduldig stehe man auf, voll Feuer und Kraft, als wolle man die Morgenröte wecken.

Der Verlauf des Tages ist in den heiligen Schriften genau vorgeschrieben. Simson Lemel kennt den geweihten Inhalt jeder Stunde. Es gibt nichts, was nicht zu seiner Zeit geboten oder verboten wäre. Hiedurch steht alles im Zusammenhang mit dem Herrn der Welt. Das Anziehen des Hemdes wie die Reihenfolge, in der man die Schuhe anlegt und die Schuhschnallen schließt, ist durch Überlieferung geregelt. Selbst wer nur die Verrichtung der Notdurft verzögert, übertritt schon das Verbot, sich nicht zu verunreinigen. Gottes gedenkt man beim Essen wie beim Trinken. Alles geschieht um seinetwillen. Er hat den Menschen als ein Wunder geschaffen, denn der Mensch gleicht einem Schlauche voll Luft — und wiewohl dieser Schlauch Öffnungen hat, entweicht die Luft nicht, sondern wird zurückgehalten. Es ist offenbar vor dem ruhmvollen Throne des Herrn, daß das Leben des Menschen sich nicht eine

Stunde lang erhalten könnte, wenn nur eines der hohlen Glieder geschlossen oder eines der geschlossenen geöffnet würde. Deshalb gedenke der Mensch seines Erhalters. Deshalb trägt er Schaufäden an seinem Leibe, vorn zwei und hinten zwei, damit er gleichsam von Geboten umringt sei.

Wenn Simson Lemel an seine tägliche Beschäftigung, das Schreiben der Denkriemenverse, geht, hat er die zahlreichen hierauf bezüglichen Vorschriften vor Augen. Kein Buchstabe darf den andern berühren, jeder muß von einem freier Raum umgeben sein. Die Buchstaben sind dick zu schreiben, damit sie nicht frühzeitig wieder verwischt werden. Die Innen- und Außenseite der Buchstaben schön abzurunden, ist ein gutes Werk. Wiewohl nach einer milderen Ansicht jede schwarze Tinte erlaubt ist, mag sie Gallnuß enthalten oder nicht, legt sich Simson Lemel seit jeher die Strenge auf, nur mit Gallnußtinte zu schreiben, die mit Holz- oder Ölruß vermengt ist. Das Fell, aus dem das Pergament bereitet ist, muß mit Gallnuß oder Kalk und einzig und allein zum Zwecke der Erfüllung des Denkriemengebotes gegerbt werden. Kein Buchstabe darf durch ein Löchlein in zwei Teile geteilt sein, jeder Tintenfleck kann das Geschriebene unbrauchbar machen, denn es ist verboten, im Inneren eines Buchstabens zu radieren. Äußerste Sorgfalt wendet Simson an. Denn sind die Denkriemen auch nur mit dem geringsten Fehler behaftet, so versäumt der, welcher sie anlegt, täglich das Gebot des Anlegens, und die Sünde fällt auf den Schreiber zurück. Daher muß der Schreiber sehr gottesfürchtig und in Sachen der Gebote ängstlich sein. Sooft der Gottesnamen vorkommt, muß er sagen, daß er diesen Namen in

der richtigen Absicht als Gottesnamen niederschreibt. Auch achtet Simson besonders darauf, die Zeilen gleich und jeden Buchstaben deutlich wie in einem Zuge zu formen, — denn es heißt: die Gegenstände, die zur Vollziehung eines Gebotes erforderlich sind, sollst du schön machen. — Übrigens ist er bemüht, die Vorschriften des Rabbenu Ascher und des Maimonides miteinander in Einklang zu bringen, indem er von mehreren möglichen Verfahren stets dasjenige wählt, in dem diese beiden großen Autoritäten übereinstimmen. Auch hiedurch erwirbt er sich ein Verdienst.

Ist er nicht mit seinen Denkriemen beschäftigt, so studiert er. Am Nachmittag versammeln sich seine Schüler, von denen einige noch älter sind als er. Denn man schätzt seine scharfsinnigen Auslegungen. Dennoch gibt es keinen bescheideneren Menschen als ihn. Mit fünfzig Jahren hat er einst begonnen, die Ergebnisse seiner Forschungen niederzuschreiben. Bis dahin hatte er aber nur die Schriften der „Früheren", das heißt der Erklärer vor Maimonides studiert, denn er ging sehr gründlich und methodisch zu Werk, wie es dem erhabenen Gegenstand entsprach. Nun schrieb er eine Zeitlang sehr eifrig; doch es war sehr vieles dabei, was die Schriften der „Späteren" längst bekanntgegeben hatten, ohne daß er es wußte. Aus Ehrfurcht wagten Freunde und Schüler nicht, darauf aufmerksam zu machen. Als es dann doch geschah, strich Simson Lemel ruhig das Geschriebene durch und legte es in die Lade. Keinen Augenblick reute es ihn, sich auf diese Art fruchtlos abgemüht zu haben. Kannte er denn den Begriff des Ruhmes? Und ist nicht jede Beschäftigung mit der Lehre in sich selbst höchstes Glück und die eigentliche Bestimmung des Menschen?

So lebt Simson Lemel nun schon im sechzigsten Jahre seiner schlichten, unerschütterten Herzensruhe. Er kennt den Sinn seines Lebens und er kennt den Sinn der Welt: Gott zu dienen. Er weiß auch, daß es Myriaden von Geheimnissen gibt, und er ehrt diese Geheimnisse, indem er das Joch der himmlischen Herrschaft auf sich nimmt. In seiner Mäßigkeit, ja Enthaltsamkeit, ist er gleichmäßig heiter, doch kann er, zur Feier des Sabbats oder der Freudenfeste, auch kindlich froh werden, und seine fröhlichen Stunden sind von demselben Frieden erfüllt wie seine ernsten. Fünf Kinder hat ihm Krankheit weggerafft, nur der Jüngste ist am Leben geblieben. Aber nie hat man ein Wort der Auflehnung oder gar der Verzweiflung aus seinem Munde gehört.

Nie hat er auf seinem Wege gewankt, nie auch nur Zögern oder Aufregung verraten.

Deshalb kann Dawid nicht vergessen, wie der Vater heute mit geweiteten, wahnsinnig verdrehten Augen dreingeblickt hat. War es das Böse selbst, war es Lilith, die er drunten im Hofe gesehen hatte? Wie grauenvoll anzuschauen muß die Sünde sein, wenn sie selbst einen Frommen wie den Vater so zu versteinern vermag!

Und doch heißt es, daß man „auch mit dem bösen Triebe" Gott lieben solle ...

Der Knabe kann das durchaus nicht begreifen. Und es gibt niemanden, den er fragen könnte.

Doch, — es gibt jemanden. Aber es ist verboten, mit ihm zu sprechen.

Seit einem halben Jahre etwa kennt Dawid insgeheim einen Mann, der in vielerlei Dingen Auskunft weiß. Es ist Hirschl, den man den „hungrigen Lehrer" nennt.

Hirschl gilt nicht gerade als Ketzer, doch hat er einen üblen Ruf in der Gemeinde. Daher schickt man nur die geringsten Kinder in seine Lernstube, Kinder armer Leute, doch nicht alle, denn für begabte arme Kinder findet sich immer ein wohlhabender Beschützer. Nur um die kümmert sich niemand, die weder väterliches Geld noch Talent zur Verfügung haben. Solche Rangen, die „Noah mit sieben Fehlern schreiben", gehen in Hirschls Schule. Daß er bei so ärmlicher Kundschaft sich doppelt plagen und doch in zerfranstem Mantel einhergehen muß, kann sein Ansehen bei den Prager Juden nicht eben erhöhen.

Es geht das Gerücht, daß er weltliche Bücher in lateinischer Sprache lese. Man kann ihm nichts Genaues nachsagen, — das Gerücht aber ist Grund genug für Dawids Mutter. Wie hat sie entsetzt aufgeschrien, als sie den „hungrigen Lehrer" mit ihrem einzigen Kind vor ihrem Haus auf und ab gehen sah. Hirschl kennt nämlich kein Ende in Gesprächen. Wenn Dawid ihn besucht, dann geleitet er ihn nach Ablauf der Besuchszeit mit unablässig strömender Rede nach Hause. So war es freilich nur in der ersten Zeit dieser seltsamen Freundschaft zwischen dem fünfzigjährigen Mann und dem frühreifen zehnjährigen Knaben. Nach dem Auftritt mit der Mutter schlich Dawid nur noch heimlich zum „hungrigen Lehrer".

Der Knabe erfindet eine Methode, künstlich Nasenbluten hervorzurufen. Es ist seine erste Lüge. Ganz heiß und zitternd bringt er sie vor. — Aber der Lohn ist groß. Nun darf er aus der Schule weg, Mittags schon, knapp nach dem Essen, das die Frau seines Lehrers kocht; und bis zum Abend kann er im Zimmer Hirschls sitzen. Ein schmieriges kleines Zimmer, unheimlich, gleichsam unsicher, ungeschützt, da es dicht an der Mauer liegt, die das Judenviertel von der verbotenen Christengasse der Altstadt trennt. Ein Kirchenportal sieht man drüben. O wie grauenvoll, wie unheimlich das ist. Und wie gern der Knabe hineinschaut in den rätselhaften dunklen Schlund zwischen den Statuen, in denen manchmal ein greller Schein wie von sehr vielen Sabbatkerzen aufzuckt...

Dawid bekommt nun sehr häufig Nasenbluten. Er schämt sich. Er findet sich verächtlich. Dennoch widersteht er nicht.

„Wo bist du denn so lange geblieben?" empfängt ihn Hirschl, der seine laut buchstabierenden Schüler sofort im Stiche läßt und die Türe der Unterrichtsstube hinter sich zuschlägt. „Vier Tage lang treibst du dich Gott weiß wo herum."

„Nur drei Tage", klagt das Kind.

„Indessen aber hat der Herr Primator mein Gesuch wieder abgewiesen. Die große Schule bekommt Holz von Gemeinde wegen. Ich bekomme nichts, gar nichts. Ich darf ruhig erfrieren in diesem strengen Winter. O wenn ich aber einmal hervortreten werde und diese ganze Mißwirtschaft an den Pranger schlage. Alle siebenundzwanzig Senioren haben natürlich mit ihrem Leithammel gestimmt. Auch dein großer Herr Vater, der fleckenlose Gelehrte, hat das Recht des Armen gebeugt ..."

Sollte ich nicht doch lieber von hier weggehen? denkt der Knabe. Es ist ein Ort, an dem Böses geredet wird.

Aber der kleine hinkende Mann gibt seinen Fang nicht los. Er hat Dawid an der Halskrause gepackt, ihn auf einen Sessel gedrückt. O der wilde Kopf mit den grauschwarzen Locken, den starren Augen, eines groß, eines klein. „Wie sie sich aufblähen, diese Altesten, und sind sie denn andere Menschen als ich und du? Dieselben Einbildungen, dieselben Leidenschaften, dieselben Enttäuschungen. Stich sie und sie werden schreien. Und werden dir dann sagen, daß sie herrlicher gesungen haben als unser Vorsänger am Versöhnungstag. Eitelkeit der Eitelkeiten, sagt der Weise. Motten, die gegen das Licht fliegen. Könnte man die Motten schreien hören, so wäre es ein großes Geschrei. So jammern auch die Menschen. Und morgen ist alles vorbei, als ob es nie gewesen wäre. Heute aber nimmt jeder sein kleinwinziges Schicksal so wichtig, als wäre er allein auf der Welt."

Der hungrige Lehrer spricht gegen sich selbst, denkt Dawid. Doch unterbricht er nicht. Wendet man nur das Geringste ein, so stampft Hirschl mit dem Fuße auf: „Du tötest meine Gedanken, du läßt mich nicht ausreden." Dawid bewundert und fürchtet den tobenden Mann, der sich jedoch — das hat er in kindlicher Klugheit schon herausgebracht — durch kleine, hingeworfene Bemerkungen gar leicht dahin steuern läßt, wo man ihn haben will. Man muß nur abwarten, man muß nur ganz stillesitzen und mit groß geöffneten Augen warten. — Denn noch spricht Hirschl nicht vom Richtigen. Zwar berauschen auch schon seine Gleichnisse, seine Überlegungen den jungen Geist, mehr noch die Hitze, mit der alles hervorsprudelt,

ganz entgegengesetzt der hohen Würde, die Dawid von seinem Vater kennt, — doch nicht um dieser Redekünste willen ist er gekommen. Er wartet ab. Geduldig lauscht er dem Aufgeregten, der vor niemand anderem seine seit Jahren aufgedämmte Galle so frei auslassen kann, der glücklich ist, einen Zuhörer gefunden zu haben.

„Unser Rabbi, der berühmte Mann!" schreit Hirschl. „Warum berühmt? Weißt du, warum?"

„Ja. Ihr habt es mir schon oft berichtet."

Hirschl kehrt sich nicht an diese Antwort. Es ist eine seiner Eigenheiten, daß er dieselben Geschichtchen, dieselben Witzworte, immer wieder erzählt, daß er sich auch durch den Einwand, die Sache sei bekannt, nicht im geringsten irremachen läßt. Auch in eine Wand würde er hineinreden, sagt sich das Kind. Bin ich ihm mehr als eine Wand? Und wiewohl er sich diese Gefühle noch nicht klarmachen kann, fühlt er das Peinliche, das Unschickliche einer solchen Entwürdigung, die der Zuhörer durch einen allzu eifrigen Redner erfährt.

„Unser Rabbi Isak Margolioth — berühmt als Sohn des großen Jakob Margolioth von Nürnberg. Und warum war jener, sein Andenken zum Segen, ein Großer in Israel, eine Säule des Exils? Weil er einmal einen Brief von Reuchlin erhalten hat. Weil Reuchlin kabbalistische Werke von ihm erbeten und der Alte sie ihm nicht geschickt hat, mit der Begründung, es bekomme dem Auge nicht gut, wenn es in die hellstrahlende Sonne blicke. — Eine Grobheit, wie mich dünkt. — Aber dennoch ist unser Rabbi Sohn eines berühmten Vaters — Sohn eines berühmten Briefes, sollte man wohl eher sagen."

Hirschl lacht nicht. Aber er bläst den Atem durch die

Nasenflügel, daß sie zittern. Nun erfaßt Dawid die günstige Gelegenheit. „Ein einziger Brief? Ist das so viel? — Habt Ihr nicht selbst ..."

„Ein einziger Brief! — Ich habe zwanzig und dreißig Briefe von Christen. Schreibt mir nicht Herr Wenzel Albus von Uraz, oberster Schöffe der Altstadt und Magister der Hohen Schule? Hat mich nicht der erlauchte Herr Bohuslaw Lobkowitz von Hassistejn eines hebräischen Wortes wegen um Rat gefragt, das er einem seiner Distichen einfügen wollte? Ja, drüben über der Mauer weg kennt man mich, während die eigenen Mitbürger durch mich hindurchschauen möchten wie durch einen Glasscherben. Und in dem schönen freien Italia spricht man von mir bei jenen Juden, die wahre Humanisten sind und nicht viri obscuri wie unsere Ratsältesten. Du hast doch die Abschrift der Geographie des Abraham Farissol gesehen. Dieser gelehrte Mann, der die Gunst des Herzogs von Este genießt, hat sie mir auf meine Bitten gesandt. Und meine Korrespondenz mit Josef ben Josua Hakohen, dem Leibarzt des Dogen von Genua, will ich dir auch einmal zeigen, wenn du älter geworden bist. Auch seine „Geschichte der Könige Frankreichs und der Türkei" und sein „Tal der Tränen" hat er mir versprochen und schickt sie gewiß, sobald er diese Werke beendet hat."

„Was enthält dieses ‚Tal'? Davon habt Ihr noch nie geredet?" fragt Dawid, der den Aufgeregten endlich dort hat, wo er ihn gern sieht.

Denn Hirschl ist, bei all seiner Gereiztheit und Kleinlichkeit ein Gelehrter, ein kenntnisreicher Mann. Er weiß viel von den neuen Landschaften und Inseln, die die Völker draußen auf ihren Segelfahrten aufgefunden haben und

von denen nur dunkle, unverständliche Fabeln ins Getto gedrungen sind. Er erzählt auch großartige Begebenheiten aus der Vergangenheit dieser Völker, er kennt ihr Leben, ihre Sitten. Er kennt das alles ganz genau, so scheint es dem Kinde, das sonst niemanden über derlei Dinge reden hört. Hirschl redet recht anders als alle übrigen Menschen, mit denen Dawid je gesprochen hat, und das ist es, was den Knaben immer wieder in das halbverfallene ärmliche Haus am Rande der Judenstadt zieht. Hier sperrt er beide Ohren auf, hier lauscht er beglückt stundenlang dem geächteten Weisen, der ebenso gern stundenlang erzählt. Sokrates — denkt er. So war Sokrates! Denn Hirschl hat ihm auch schon von Sokrates aus dem Volke der Jewanim, der Hellenen, berichtet. Und ist Hirschl nicht ebenso mutig, unbeugsam wie der alte Philosoph? Unabhängig hat er sich bewahrt, den Verlockungen des Gemeindevorstandes nie nachgegeben, der Verzicht auf die sündigen Studien verlangte und ihm dafür eine gute Stellung bot. Nein, Hirschl ist lieber unverheiratet geblieben, hat auf eine schöne Braut verzichtet, von der er dem Knaben oft erzählt, — nicht beachtend, daß diesem solche Schmerzen wenig verständlich und andere Einzelheiten der Kampfzeit wichtiger sind, so etwa der Bann, der bei ausgelöschten Kerzen in der Synagoge über ihn gesprochen wurde, den man dann aber ohne sein Zutun lösen mußte, weil sein tugendhafter Lebenswandel klar zutage trat. Jahrelang hat sich dann der „hungrige Lehrer" nur von Brot und Äpfeln genährt, ist aber weder seines Spitznamens noch des schweren und fruchtlosen Berufs wegen verdrießlich gewesen. Und sobald es ihm besser ging, hat er nichts als Abschriften und Bücher gekauft ... alles nur nach seinem

ANDERSON COLLEGE
LIBRARY

eigenen Kopf. Diese Festigkeit rührt den Knaben nicht minder, als das buntschillernde Wissen des Mannes ihn reizt und lockt.

„Das Tal der Tränen", sagt Hirschl, „ist, wie ich dir schon andeutete, von meinem Freunde noch nicht vollendet. Es wird alle Verfolgungen der Juden schildern, von der Zerstörung des Heiligtums an bis zur freventlichen Austreibung aus den Königreichen Arragonia und Castella vor zehn Jahren, die den großen Mann selbst und mit ihm Myriaden unserer Brüder betroffen hat. Jeder, der diese Schrift liest, wird staunen — so schreibt er mir — die Tränen werden ihm aus den Augen stürzen, — und, die Hände an die Lenden gelegt, wird er ausrufen: Wie lange noch, o mein Gott! Doch Israel spricht mit dem Psalmisten: Ich sterbe nicht, ich lebe und verkünde zu allen Zeiten die Wundertaten Gottes. — Und ich, Reb Hirschl aus Tachau, setze hinzu: Und verkünde zu allen Zeiten die Taten jener wilden Tiere, jener Völker, die mit ihrem Blutdurst an mir gesündigt haben." Haßerfüllt verschleiern sich seine graugesprenkelten Augen. „Haben sie denn nicht wie Tiere an uns gehandelt? Aber uns bleibt ein Trost: auch untereinander haben sie wie wilde Tiere gehandelt. Sind sie denn Menschen? Komm, mein Kind, ich will dir weiter aus jener Chronik der französischen Könige vorlesen. Komm und sieh die Art jener Tiere. Ich will dir von Chlodwig berichten und von Fredegunda, oder ich will dir die Kriege der beiden Rosen und alle jene Schandtaten erzählen, die einem das Blut erstarren machen!"

„Nicht vorlesen. Erzähle! Erzähle! Ich lese dann später selbst, während Ihr unterrichten müßt", bettelt Dawid und läßt sich auf einem Fußschemel in der dunkelsten Ecke

des Zimmers nieder, wobei er gleich, wie als Vorrat, möglichst viele der Bücher und Schriften an sich zieht, die auf Truhen und Brettern jeden Winkel der Stube vollpfropfen. Die meisten dieser Bücher hat ja Dawids unstillbare Lesegier schon durchflogen, denn auch die Sprachen der Christen hat er nach Hirschls Anweisungen entziffern gelernt. Doch kann er nicht genug von ihnen bekommen. Während Hirschl spricht — und Dawid hört ihm genau zu — wandern doch schon seine Augen über das köstliche Gut, das er an sich gerafft hat. All diese Holzschnitte, Bilder der Hundskopfmenschen, die mit Pfeffer und Muskatnüssen Handel treiben, Bilder jener Einfüßigen, die von reisenden Edelleuten an afrikanischen Küsten gesehen worden sind, dann das Flugblatt, das die erste Kunde von Kolumbus bringt: „Wie der König von Hispania rüstet und bereitet zwei Schiffe dem Christoffel Tauber, von Jenua zu fahren gegen Niedergang." Das Blut des Knaben wallt auf. Warum durfte er nicht mitziehen mit jenen Helden, warum war er nicht dabeigewesen, als die Schiffe in den Tangbänken steckenblieben, oder als bei Tagesanbruch von der höchsten Rahe der Ruf: „Land, Land!" erklang und gleich darauf das Geschütz gelöst wurde, dröhnend über die kalten einsamen Wellenkämme hin dem Inselsaum entgegen! — Und die Zeit ist so kurz. Es dunkelt schon. Abends muß er zu Hause sein, in der ruhigen Sauberkeit der väterlichen Wohnung. Hier aber, wo es soviel zu hören, soviel zu lesen, soviel zu schauen gibt, hier ist in zwei, höchstens drei Stunden seine Zeit vorbei, vorbei für die ganze Woche. Am liebsten möchte er, um diese knappe Zeit zu nützen, gleichzeitig lesen, gleichzeitig den Geschichten Hirschls zuhören. Die Anstrengung

ist furchtbar, das kleine Köpfchen arbeitet mit hunderttausend Rädern. Er horcht —, und wenn er nur die Anfangsworte eines Kapitels dabei lesen kann, erinnert er sich des ganzen Inhalts. Manchmal lächelt er, während der Lehrer mit donnernder Stimme, im Zimmer auf und ab stampfend, eine schauerliche Folterung schildert. Das Lächeln gilt aber jenem Kaninchenpaar, das die Portugiesen auf eine Insel bei Madeira mitbringen, worauf sie bald die ganze neugegründete Kolonie räumen müssen, — denn die zahllosen Nachkommen des einen Paares fressen alles, was man säet oder pflanzt. Und mitten im beginnenden Lächeln befällt den Knaben eisiger Schreck. Hirschl beweist die Verworfenheit „jener Herrscher", indem er ein Torturmandat des Mailänders Bernabo Visconti aus dem Kopfe hersagt. Einundvierzig Tage lang soll die Qual langsam gesteigert werden, mit fünf Schlägen fängt sie an und endet mit Zersägung der einzelnen Gliedmaßen und behutsamer Zertrümmerung des ganzen Leibes von unten nach oben mit Hilfe eines Rades. Nach einigen Foltertagen ist immer ein Ruhetag einzuschalten, damit das Opfer nicht vor der Zeit sterbe. — Mit diesem Gesetz zwang der Tyrann seine Bürger zu Ruhe und Gehorsam. „Und dies sind die Regierungen, in deren Hand wir wehrlosen Schäfchen gegeben sind", ruft Hirschl mit starker Stimme, die man dem abgezehrten kleinen Körper nicht zugetraut hätte. „Kein Laster gibt es, dem sie nicht frönten. Wie denn auch der Gerechte und Prophet unter ihnen, namens Savonarola, Flüche und Wehklagen ausgerufen hat über sie, ehe sie ihn verbrannt haben. Und Bücher des Teufels nennt er ihre Priester, Bücher, in die der Teufel all seine Bosheit hineinschreibt. Ja, alle Greuel Babels, Unzucht und Grausam-

keit stehen in Blüte, ungestraft mordet man, Gift und Dolch führen das Regiment, und der Mund ist voll von süßen, verfänglichen Reden, während die Hand gierig nach allem greift, was böse ist."

„Und doch haben sie ... diese Völker ...", eine gewaltsame Erkenntnis in dem Kinde. „Und doch haben die Völker gerade jetzt die großen Entdeckungen vollbracht ... Wie kommt es nur, wir Juden nichts — sie alles?"

„Unterbrich mich nicht, laß mich doch nur einen einzigen Satz zu Ende bringen", fährt ihn der Lehrer an.

Sofort verstummt der Knabe wieder. Aber innerlich redet es in ihm weiter: Sie fahren nach Neuspanien und Zipangu! Sie bringen Gold und Gewürze heim! Sie erweitern ihre Macht und erteilen Befehle den fernsten Nationen! Sie errichten riesige Bauwerke, die ihren Ruhm und Glanz verkünden! Sie sind die Glücklichen! Sie sind es, die Gott liebt, nicht wir, nicht wir! Wir bleiben die Gefangenen des römischen Kaisers, die Knechte seiner Steuerkammer, und wie Kerker und Höhlen sind unsere Wohnungen schwarz und klein!

Der kleine Dawid weint. Es ist nicht das erstemal, daß er sich hier so erregt. Fast immer kommt er in fiebrigem Zustand vom Lehrer Hirschl heim — und wiewohl er sich an solchen Abenden vor Nachforschungen fürchtet und daher seine Hitze, seine Ermüdung zu verbergen, sich bei Tisch recht unauffällig und wie an jedem Tag zu benehmen sucht, kann er es manchmal doch nicht verhindern, daß zum Schrecken der besorgten Mutter sein Magen den Dienst versagt und die Speisen zurückgibt.

Hirschl aber merkt nichts. Glühenden Eifers formt er beredte Anklagen gegen die Christenheit, doch auch die

Reichen der Gemeinde, die ihn verfolgen, zieht er mit herein, — nichts mehr besteht vor seinem Zorn, er allein ist der einzige Mensch, der noch nie etwas Böses getan, der niemandem ein Haar gekrümmt hat. Menschenliebend ist er und freundlich gegen jedermann. Und deshalb schleudert er seine Verwünschungen gegen jedermann, weil niemand freundlich menschenliebend ist gleich ihm in seiner unüberbietbaren Entbehrung und Einsamkeit. Er atmet hoch auf und hält sich an einem hohen Brett seiner Bibliothek fest, wie eine große Fliege klebt er an den Bücherrücken. Aber es ist so, als umfange er mit diesen Büchern die ganze Welt, der er Gesetze und Regeln des Herzens zu geben habe.

„Vielleicht sind jene Völker deshalb so mächtig und gottgeliebt," zittert Dawids leise Stimme, „weil sie Gott dienen ... auch mit dem bösen Trieb."

Hirschl hört ihn nicht. Er hat sich ins Zimmer zurückgedreht und starrt in die Luft. Seine Züge sind verzerrt. Er hebt einen Finger ans Ohr ... Ja, es ist so — draußen vor dem Haus, wo die freigelassenen Schulkinder im Stadttor und in die fremde Gasse hinein lärmend gespielt haben, ist es plötzlich so still, unheimlich still geworden. Schon hört man die Kinder auf der Treppe im Nebenzimmer ... Und leiser Gesang naht auf der Straße, von fern ...

„Habt ihr die Fenster geschlossen?" schreit Hirschl, indem er wild die Türe ins Schulzimmer aufreißt.

Und er hinkt hinein, — nicht genug, daß er die bereits geschlossenen Fenster ausprobt, zieht er auch noch alle Kinder an die den Fenstern entgegengesetzte Wand, wo sie sich in einer Reihe aufstellen müssen und nicht mucksen dürfen.

Draußen schallt schon der Choral, Kirchenfahnen wehen. Knaben mit brennenden Kerzen und Weihrauchfässern, ein großer Volkshaufen hinterher ... mittendrin ein Priester, der die Monstranz trägt. Seit einmal bei solch einem Anlaß das Gerücht aufgetaucht war, Judenkinder hätten das Allerheiligste mit Sand beworfen, als es an der Mauer vorbei zu einem Schwerkranken gebracht wurde, — ein Gerücht, das den Einbruch des Volkes ins Ghetto und die Ermordung von einigen tausend Juden zur Folge hatte —, seit jener Zeit ist es strenger Befehl des Judenrates, alle Fenster nächst der Christenstadt zu schließen und die angrenzenden Gassen und Tore zu räumen, sobald Priester und Prozessionen herannahen.

Hirschl, eben noch Richter der Welt, drückt sich schlotternd an seine Kinderreihe, — macht Dawid Zeichen, der das Fenster nicht verlassen hat, — horcht auf den Chor, das Bimmeln der Silberschellen, auf das allmählich verhallende Glockengeläut.

Er ist so verängstet, daß er die Kinder mit Püffen an der Wand zurückhält, obwohl draußen längst Ruhe herrscht.

Mit großen Augen sieht ihn Dawid an. Er schämt sich für seinen Lehrer. Ach, nur ein Tropfen vom Blute jenes Chlodwig, jener Fredegunda, ein Aufzucken nur von jenes Visconti Trotz — wie wohl stünde das dem Lehrer an! An seiner Feigheit statt! —

Rotglühende Wangen vor Scham, Tränen in den Augen — so läuft Dawid davon. Hirschl ist ganz schwach, hält nicht wie sonst den Gast am Rockärmel zurück.

4.

Zu ungewohnter Stunde kommt Dawid heim. — Es ist noch Tag. Der Kramladen noch geöffnet.

Nur der taubstumme Gehilfe sitzt im Laden. Dawid bekommt Angst. Wo ist die Mutter, die Fleißige, die sonst nie auch nur für einen Moment das Geschäft verläßt, die sich bis zum Zusammenbrechen abmüht vom Morgen bis in die tiefe Nacht? Nicht da. Vergebens schreit Dawid auf den Burschen ein. Seltsam, dieser stille Mensch inmitten des weiten Gewölbes, in dem es bei jedem Schritt klirrt von rostigen Eisenhaufen, alten verbogenen Werkzeugen, bis zur Decke aufgestapelten Metalltrümmern. Laute Klagestimmen hört der Knabe, rasselnde, greisenhaft scheltende Stimmen wie vorhin aus dem Kirchenumzug hervor, — unheimlich ist ihm die ganze Welt, aber diese dunkle Rumpelkammer am unheimlichsten seit je.

Er eilt die schmale niedrige Treppe hinauf. Unvermittelt tritt er ins Wohnzimmer. Die Mutter ist hier. Und auch der Vater — nicht bei seinen Büchern.

Der Vater sitzt in einem Lehnstuhl und die Mutter hält ihre Hand an seinem Ohr. Dawid bemerkt, daß die Eltern bei seinem Eintritt verlegen werden.

„So früh zurück heute?" sagt der Vater.

Aber Dawid kann nicht antworten. Er sieht nur immer nach der Hand der Mutter. Wachs ist in dieser Hand.

Und das erschreckte Gesicht der Guten! „Habe ich dich erschreckt?" möchte Dawid rufen. Er kann nicht reden. Nun öffnet die Mutter den Mund. Aber Dawid will nicht, daß sie spricht. Ihm ist, als müßte er im nächsten Augenblick etwas ganz Furchtbares zu hören bekommen, — etwas,

was weit grauenvoller ist, als alles, was ihm an diesem Tage schon zugestoßen ist, grauenvoller als am frühen Morgen die unerklärliche Talmudstelle und der entsetzte Blick des Vaters, schrecklicher als die feurige Prozession mit Kerzen und Glockenklang...

„Der Vater hat Zugluft bekommen," flüstert kaum hörbar die Mutter, „deshalb streiche ich ihm Wachs ins Ohr."

Der Vater wendet sich heftig gegen sie: „Aber Dobra, was redest du? — Weißt du den Satz nicht: Nicht lügen darf der Rest Israels und in ihrem Munde finde sich keine Zunge des Trugs. — Nein, mein Kind, es ist nicht so..."

Die Mutter hebt flehend die Hände auf.

„Vielmehr hat der König durch seinen Burggrafen angeordnet, daß allwöchentlich drei aus der Gemeinde in die Kirche Sankt Valentin zu gehen haben."

Die Mutter bricht in Tränen aus.

„Auch dies ist nur zur Prüfung um unserer Sünden willen. — Drei aus der Gemeinde müssen die Predigt anhören, die man Bekehrungspredigt nennt. Diesmal ist das Los auf mich gefallen. Es ist nicht üblich, sich den Lasten der Gemeinde zu entziehen. Wir aber," und ein listiges Lächeln, wie es Dawid an seinem großen, schönen Vater noch nie gesehen hat, gleitet vorbei, „wir aber haben den Brauch angenommen, daß wir den Lästerworten mit Wachs den Eingang in unser Ohr verwehren. Früher versuchte man zu schlafen. Aber da bestellten sie einen Büttel, der uns aufweckte. Vom Wachs wissen sie nichts... Aber glaube nicht, daß es so bleiben wird," fährt er fort, da er Dawids zu Tode gequältes Gesichtchen sieht, „man

wird eine Abordnung zum Fürsten senden, der uns gnädig ist, man wird ihm Vorstellungen machen und ihn bitten..."

Mit geballten Fäusten fährt das Kind auf: „Warum bitten, bitten! Warum müssen wir immer nur bitten!"

„Dawid!"

„Die anderen sollen bitten — und wir ihnen befehlen und gnädig sein."

Lange spricht der Vater nichts. Er sieht nur die Mutter an, die immer noch weint. „Worin habe ich gefehlt, daß mein Knabe hochmütigen Sinnes geworden ist?" Und zu Dawid: „Ich will dir die Antwort geben, warum wir immer nur bitten müssen und warum die andern befehlen. — Doch nicht heute. Heute steht die Sonne tief. Wenn die Tage am längsten sind, dann sollst du deine Antwort haben."

„Warum heute nicht?"

Der Vater lächelt: „Du sollst nicht so jäh sein, Dawid. Du sollst warten lernen. Bald fünfzehnhundert Jahre wartet unser Volk auf die Erlösung. Und du willst dich nicht ein halbes Jahr gedulden?" —

„Lieber Vater, so lange — so unendlich lange!"

„Strafe ihn nicht", ruft die Mutter. Doch segnend legt sich die Vaterhand auf seinen Scheitel: „Es ist ein gutes Zeichen für einen Frommen, ungeduldig zu sein hinsichtlich der Erlösung. Sei fromm und ungeduldig, mein Sohn."

* * *

Das junge Herz hat diese Unterredung und alles, was ihr vorangegangen war, längst vergessen, — als sieben Monate später, an einem glühend heißen Sommerabend,

der Vater durch einen Wink gebietet, ihn in die Synagoge zu begleiten.

Schon den ganzen hellen Tag über hat Trauer im Hause geherrscht. Mittags ist man nicht am Tisch gesessen, denn keiner will dem andern die Schande zugestehen, daß man seine Notdurft stillt. So hat jeder seine Mahlzeit wie ein Hund seinen Knochen mit sich in einen Stubenwinkel geschleppt und dort, auf einem Fußschemel sitzend, hat er sie verzehrt. Das Brot war mit Staub bestreut. Und außer dem Brot gab es nur Eier, die ein Zeichen der Trauer sind, da sie keine Poren haben: wie einem wahrhaft Trauernden der Mund für seine Klage fehlt.

In Hausschuhen, in schlechtem Kleid schleicht man jetzt in der Dämmerung zur Synagoge. Man blickt nicht auf, man grüßt nicht. Es ist, als ob einer den andern nicht kennte oder als ob man sich voreinander einer sehr verächtlichen Sache wegen zu schämen hätte. Niemand fällt es ein, ein Wort zu reden.

Es ist der Rüstabend des Tempelbrandes und der Zerstörung Jerusalems, der Vorabend des neunten Tags im Monate Aw.

In der alten Synagoge Dunkelheit. Nicht wie sonst die weißen Gebetmäntel der Beter, Flügeln der Engelscharen gleich. Glanzlos alles, die Flügel abgefallen, schwarze Kleidung verschwimmt in der schwarzen kühlen Halle. Und die messingenen Ampeln brennen nicht. Jeder der Betenden hat eine kleine Talgkerze in der Hand. Man darf an diesem Abend nicht mehr Licht machen, als unbedingt zum Lesen nötig ist.

Die trüben Lichtchen, einzeln und in Gruppen irren durch die kühle Halle. Aber alle so tief am Boden. Man

sitzt ja nicht auf den Bänken wie sonst, sondern auf umgelegten Gebetpulten. Auf Trümmern einer geweihten Ordnung hocken die Beter, auf umgestürzter Pracht. Selbst der schmückende Vorhang vor der Bundeslade fehlt. Kahl die graue Bleitüre an der Wand, kein Farbentupfen. Nur die alten Blutspuren der Märtyrer starren an den schwarzen Mauern.

Wie oft hat sich Dawid dieses geduckte, zinnengekrönte Gotteshaus als eine Festung wider den Ansturm der Feinde gedacht. Viel schwarzes Mauerwerk, dick und felsenartig wie Mauern einer Zitadelle, die wenigen Fenster schmal, Schießscharten gleich. Hier würde man sich verteidigen, wenn alles schon verloren ist, mit Armbrüsten und Falkonetten aus den enggeschlitzten Luken feuern. Und dringt der Gegner ein, so hat man noch eine letzte Zuflucht, die Empore, den Raum der Vorlesungen in der Mitte des Tempels, um drei Stufen erhöht, von Eisengittern umgeben. — Heute abend verliert Dawid den Mut zu so kriegerischen Phantasien. Die Beter hocken in Verzweiflung auf der Erde, kein Mann ist da. „Man wird eindringen, wir werden uns abschlachten lassen wie Hühner", zittert es in ihm. „Oder wir werden nur noch den Mut haben, uns selbst zu töten — wie die Märtyrer, deren Blutspuren man seit hundert Jahren nicht entfernt hat, — damit wir es ebenso machen wie sie."

An der Säule mit vielen Klammern befestigt ragt eine große Fahne in das dunkle Gewölbe empor. — Dawid liebt Fahnen. Gibt man ihm Papier, so kritzelt er ganze Bogen mit Fahnen voll. Schon will sich sein Blick an der Fahne erheben, da beugt ihn die Stimme des Vorbeters, die mit leisen, halbzerrissenen Schwingungen anhebt:

„Wie so einsam sitzet die Stadt, einst reich an Volk,
Wie eine Witwe — sie, die groß war unter den Nationen;
Die Fürstin unter den Städten ist Sklavin geworden.
Sie weint in der Nacht, Tränen netzen ihre Wange..."

Bei diesen Worten des alten Klageliedes schreit der Vorbeter laut auf. Und endloses Schluchzen fällt ein. Niemand kann ein Wort zu Ende sprechen, man weint und weint. Auch dem Vater rinnen Tränen die Wange hinab, — bis er den Knaben an sich zieht, unter den weiten Mantel verbirgt, wo es warm und ruhig ist.

Plötzlich schüttelt ihn der Vater.

Die leise ferne Stimme: „An diesem Tage warf der Herr die Schönheit Israels aus den Himmeln auf die Erde nieder, von einem hohen Berg in eine finstere Grube..."

Dawid versteht, der Vater will ihn auf diese Stelle aufmerksam machen, ohne über sie zu reden. Denn verboten ist an diesem Abend der Zerstörung jede Freude, wieviel mehr die höchste Freude: Worte der Lehre zu überlegen.

Erst nach Mitternacht, beim Verlassen der Synagoge, sagt der Vater: „Nun verstehst du es wohl, warum wir bitten müssen und warum die andern befehlen..."

„Ist es um dieses Tages willen?"

„Gewiß."

„Aber das kann doch nicht für immer, Vater, — das kann doch nicht ein für allemal und für immer so sein?"

„An jenem Tage — hast du es nicht gehört — warf Gott die Schönheit Israels aus den Himmeln."

„Aber für immer, Vater?" Der graue Wintertag fällt ihm ein, auf dessen Frage der Vater nun Antwort gibt.

„Schweige!"

Nochmals lehnt sich der Knabe auf, mißtrauisch, mit bösen Augen: „Ob es nur nicht ein Fehler war, daß wir ‚heffker' gerufen haben." — Und wir lassen zu, daß man uns um Macht und Ehre bestiehlt und wir geben noch unsern guten Segen drein und erklären Hab und Gut für herrenlos. — Doch das wagt der Knabe nicht mehr dazuzusetzen. Er verstummt unter dem drohenden Blick.

So hat ihn der Vater noch niemals angesehen, — so feindselig, so durchdringend.

Ist es denn möglich, daß der Vater ihn so von Grund auf versteht, daß auch ihm in diesem Augenblick der graue Wintertag vor Augen tritt, der mit dem Holzdiebstahl und der Herrenloserklärung begann... dann freilich stünde es schlimm, dann könnte er den ganzen Sinn von Dawids Auflehnung ermessen. Aber es ist doch unmöglich für einen Erwachsenen, sich so genau zu erinnern...

Und doch... der Vater ist klug, der Vater ist scharfsinnig. Seinen Augen sieht Dawid förmlich an, wie sich hinter ihnen das Erinnern vollzieht, wie die volle Schwere seiner frechen Antwort erfaßt wird.

Und nun hebt der Vater die Faust... Ja, er weiß alles, und fürchterlich richtig weiß er es. Noch nie hat er den Sohn geschlagen, der milde Vater. Diesmal aber, da es sich um einen Frevler handelt, der die alten Gesetze bekrittelt, — „stumpfe ihm die Zähne" heißt es ja von solchen Frevlern.

Dawid erwartet den Schlag.

Da läßt der Vater die Hand sinken. — Es ist verboten, an diesem Trauertag ein Kind zu schlagen. Ein Unglückstag ist der neunte Aw, an dem alles schlecht ausfällt. Der Schlag könnte ausgleiten und tödlich sein...

Nicht aus Irrtum — und auch aus Liebe nicht, das weiß Dawid, ist des Vaters strafende Hand zurückgeglitten, — sondern um dem alten Brauch Genüge zu tun.

Entsetzt starrt er den Vater an, — ein fremdes Gesicht, in dem eine Wolke von Zorn sich wie für immer steinern zusammenzieht.

Man schläft nicht in dieser heißen Nacht. Der Vater betet, weint, sieht den Knaben nicht. — Plötzlich weint auch Dawid auf. Über ihn ist die Angst gekommen, er werde diesen nicht zu Ende geschlagenen Schlag niemals verwinden können.

5.

Kein Wunder, daß Dawid — zum großen Kummer des Vaters — nur geringe Fortschritte in den Studien macht.

Der Knabe fastet. Er will, gleich dem Vater, nicht im Bett schlafen. Auf dem Fußboden schläft er ein, muß von der Mutter ins Bett gehoben werden. Er wird mager, beginnt zu hüsteln. Dabei leidet das geregelte Studium.

Er lernt und liest wohl Tag und Nacht. Aber die rechte Methode scheint es nicht zu sein. Wenn man ihn abhört, weiß er von Woche zu Woche weniger Antwort. Den Weisungen des Lehrers folgt er nur widerwillig, widersetzt sich, wenn auch mit versagender Stimme. — Oft sieht man das Kind weinen, die Hände ringen. Seine Miene hellt sich niemals auf. Die großen, schwarzen Augen verlieren ihren Glanz. Seit jenem neunten Aw liegt Schrecken auf ihm. Er fürchtet den Vater. Er erwartet immer das Niedersausen des Schlags, den er verdient und

nicht erhalten hat. Der Vater hatte ja durchaus und immer recht. Durch verstärkten Eifer sucht der Knabe ihn für sich zurückzugewinnen, — doch ist es immer so wie in jener langen, schrecklichen, heißen Nacht: der Vater sieht ihn gar nicht, kümmert sich nicht um ihn. Zwar spricht der Vater mit ihm — doch sind es allgemeine Worte, nie eines, das deutlich nur für ihn bestimmt und nicht an irgendeine Schar beliebiger Söhne gerichtet wäre. Nur damals, noch vor jenem unsichtbaren, unfühlbaren, immer allgegenwärtigen Schlag, nur damals hatte der Vater unmittelbar mit ihm gesprochen, — das letzte liebreiche Wort galt der „Schönheit Israels", die aus den Himmeln fiel. Dieses Wort bleibt. Täglich von neuem gewinnt es qualvolles Leben in Dawids Herz. Das letzte Vaterwort, ehe Groll den segensreichen Mund verschloß.

Und zerknirscht setzt Dawid Tag für Tag hinzu: „Um unserer Sünden willen gingen wir in die Verbannung."

Sehr oft liest er nun den Traktat Gittin, den Midrasch Echo rabba, den „jüdischen Krieg" des Josifon. Mehr als die vorgeschriebenen Abschnitte, nach denen er sich planmäßig zu Gottesfurcht und Gelehrsamkeit bilden soll, interessieren ihn gerade diese Schriften, die nebst anderem Nachrichten über Verteidigung und Fall der Stadt enthalten. Er will ergründen, ob im Kampfe nichts versäumt worden ist. Ihm wird ein wenig leichter ums Herz, wenn er findet, daß man bis zum Äußersten, bis zum Verschmachten gekämpft hat. Er hält es durchaus mit der Zelotenpartei, mit Gorion und Abba Sikra, und billigt es, daß nach Übergabe der Feste Bethar die Lehrer ihre Schulkinder in Thorarollen gehüllt und verbrannt haben. — Und da er den Opfermut der Verteidiger so erhaben, ihre Kriegs-

kunst unübertrefflich findet, zerbricht er sich den Kopf über den Grund des ungünstigen Ausganges. Von den vielen Mutmaßungen, die die alten Schriften anstellen, macht die Erzählung vom Meister und vom Lehrling den tiefsten Eindruck auf ihn. Ein Handwerksmeister in Jerusalem, so wird berichtet, mußte einmal von seinem Lehrling Geld leihen und schickte seine Frau, um die Geldsumme zu holen. Der Lehrling behielt die schöne Frau bei sich und wußte es durch allerlei Betrug dahin zu bringen, daß der Meister sich von ihr scheiden ließ. Wie dann der Meister die Schuld nicht bezahlen konnte, sagte ihm der reich gewordene Lehrling: Komm und arbeite deine Schuld bei mir ab. Lehrling und Frau sitzen beim Mahle, der Meister bedient die beiden, und wenn er einschenkt, rollen Tränen aus seinen Augen und fallen in ihre Becher. „In dieser Stunde ist der Gerichtsbeschluß über die Juden besiegelt worden." — Die Seele des Knaben schmilzt dahin in Zerknirschung über die Sünden der Vorzeit. Oh, wenn er doch durch Beten, durch unablässige Kasteiung alles sühnen, wenn er ein wahrhaft guter, frommer, barmherziger Mensch werden könnte! — Nur das, was die Schule von ihm verlangt, das Hin- und Herwenden schwieriger Festregeln, die Erforschung der Ausnahmen, die geistvolle Vereinigung entgegengesetzter Lehrmeinungen: das kann er nicht leisten. — Dagegen folgt ihm das Schicksal des grausamen Tyrannen Titus in seine Träume. Wie der Frevler nach Verwüstung der heiligen Stadt Gott selbst zum Kampfe herausfordert: „Im Meere hast du den Pharao versenkt, aber auf dem Trockenen habe ich deine Kinder geschlagen, und du warst machtlos gegen mich." Da sendet Gott ein kleines, verachtetes Geschöpf, eine Mücke, die

dringt durch die Nase des Cäsar in sein Gehirn. Sieben Jahre frißt sie sich dort fett. Nach seinem Tode will einer sie gesehen haben, da man den Kopf des Toten zerspaltete. Sie war so groß wie eine Schwalbe, ihr Mund aus Erz, die Nägel von Eisen. — Um den bohrenden Schmerz zu betäuben, muß der Kaiser Schmiede kommen und in seinem Zimmer hämmern lassen, wofür er einem Nichtjuden vier Sus gibt, einem Juden aber nichts, indem er sagt: „Es genüge dir, daß du deinen Feind leiden siehst." — „Dreißig Tage tat er so, von da ab jedoch war das Tier daran gewöhnt, und auch dieses Mittel verfing nicht mehr." — Dawid lacht wild auf bei solchen grausamen Bildern und weniger als je kümmert er sich um die Vorschriften des alten Zivil- und Strafprozesses.

Ach, es ist kein Wunder, daß die Studien nicht gedeihen. Süß sind die Träume des weichen Herzens, süß auch die Träume blutiger Rache. Jahr um Jahr vergeht im Traum.

Der alte Simson Lemel hat längst die Hoffnung aufgegeben, daß sein Sohn ein Gelehrter, ein Gerichtsbeisitzer der Gemeinde werden würde.

Jahr um Jahr vergeht, ohne daß eine Wendung zu besserer Einsicht geschähe.

Aus dem Kind ist ein junger Mann geworden, blaß, doch kräftig, mit breiten Schultern, trotz der kleinen Gestalt mit stämmiger Brust. Alle Entbehrungen, die er sich auferlegt hat, haben seiner Gesundheit nichts anhaben können. Doch gramvoll schreitet er einher, das Haupt demütig gesenkt, wie es einem jüdischen Jüngling geziemt, — dabei kennt er keinen langsamen Gang, immer ist Eile in seinen Schritten. Seine unmäßig großen Schritte greifen

so weit aus, daß der ganze Körper samt dem schweren, zwischen die Schultern gezogenen Schädel bei jedem Tritt vornübersackt.

Wohin eilt er denn? Was hat er so dringlich zu besorgen? Er weiß es nicht. Weiß auch nicht, daß er sich mit seinen schnellen, übergroßen, fast hinstürzenden Schritten einreiht in die wimmelnde Schar aller übrigen Prager Juden, ja aller Juden vom Levantinermeer bis zur Baltischen See. — Sie alle sind immer in hastigem Lauf, sie sorgen, häufen auf, vergleichen, berechnen und es scheint sie wenig zu kümmern, daß Ausweisung, Plünderung (und Ärgeres noch) stündlich über ihren Häuptern schweben. Jüngst hat auf der Folter die Mesnerin von Enns ausgesagt, verdächtigen Menschen eine Hostie verkauft zu haben, die Stücke davon in sieben Gemeinden sandten, — schnell aufgegriffene Juden gestehen dann, gleichfalls auf der Folter, daß sie für einen Gulden solche Hostienteile gekauft, mit Nadeln zerstochen hätten, bis Blut hervorgespritzt und das Antlitz eines kleinen Kindes auf dem gequälten Kuchenstück erschienen sei. Dann hätten sie den blutenden Teig schnell in den brennenden Ofen gesteckt, aus dem aber seien unter gewaltigem Sturmwind zwei Engel und zwei Tauben hervorgeflogen. — Namen von Mitschuldigen, so viel man nur will, liefert die peinliche Frage. Das Ende ist, daß einige Dutzend Juden den Scheiterhaufen besteigen. — Grasser Schrecken faßt die Nachbargemeinden. Man ordnet einen Fasttag an, man betet, schreit zu Gott um Schonung, — um Aufschub wenigstens. — Aber schon am Abend des Fastens wirft man sich mit eisernem Spürsinn auf neue Geschäfte, nützt die Privilegien, macht eifrig Gebrauch von landesfürstlicher Er-

laubnis, Zinsen und Pfänder für Darlehen zu nehmen, was den christlichen Kaufleuten, um sie vor Verächtlichkeit zu schützen, untersagt ist. Der verächtliche Jude darf wuchern, darf glitzernden Reichtum, Seide und Gold, einraffen in seine schwarzen, kotigen Winkelgassen, — bis der Haß des Volkes nicht länger zu halten ist, mit Brechstangen und Schwertern in die Verstecke dringt. Fünfmal binnen hundert Jahren hat man die „Prager Gasse" überfallen, mit Brand und Mord bis auf das letzte Stück Ware ausgeplündert. Aber am Tage nach der Schlacht hat die fleißige Sammelarbeit von neuem begonnen. Man will leben, unter allen Umständen leben. Ein elendes Leben freilich — und doch kann man es ja nicht aufgeben für Kind und Kindeskind.

Sind ein paar Jahre ruhig verlaufen, so rumort es doch wenigstens von Ausweisung in der Luft. Wohl gibt es alte Freibriefe der Judenschaft; aber wer beachtet sie, sobald es zum Ernst kommt? — Der König immer außer Landes, die Schöffen der drei Prager Städte im Streit mit dem Burggrafen und mit andern adeligen Herren, aber darin, daß die Juden ausgetrieben werden sollen, sind sie einig allesamt. Es gibt daher Vorsichtige, die kaufen für viele gute Dukaten einen königlichen Geleitbrief; da sind sie dann für ein volles Jahr vor jeder Behelligung geschützt. Diese glücklichen Menschen heißen „Geleitsjuden". Der Name ist sicher, alles andere höchst unsicher und unklar. Denn dürfen etwa die andern, die keinen solchen Brief haben, ohne Begründung weggejagt werden, auch die seit Jahrhunderten in Prag ansässigen Familien? Allerdings findet sich ja immer und gegen jeden ein besonderer Verjagungsgrund, und somit erscheint diese Frage un-

wichtig. Liegt aber ein besonderer Grund vor, so schützt ja auch der Geleitbrief nicht. Dennoch nimmt man ihn, wirbt mit großen Opfern um das Stückchen Schrift, möchte sich gleichsam seßhaft machen auf dem durchscheinenden Pergament. — Dawid erschrickt, wie ihm einmal die Mutter mit Stolz solch einen Brief vorweist. Es ist ein Dasein aus der Sünde, das wir führen, denkt er, — ein Dasein aus der Sünde kann nichts Besseres bringen als alle unsere Leiden und solch einen Schutz vor ihnen: das im Wind raschelnde, dünne, zerknitterte, beschnörkelte Pergament.

Er sieht sich um. Was geschieht rings? Die einen schmuggeln Silber aus dem Land, die andern mischen leichtere schlesische Münze unter das gute Kuttenberger Geld. In eigenen geheimen Werkstätten werden die Gold- und Silberstücke an den Rändern beschnitten, dann geht das gekippte Geld wieder unter die Leute hinaus. Es ist den Juden verboten, neue Handwerksware herzustellen, außer für eigenen Gebrauch. Dennoch wissen jüdische Schneider, Schuster, Sattler ihre Erzeugnisse auch in den Prager Städten zu verkaufen. Aber die Zünfte wachen über ihr Recht, daß Juden nur alte Pelzwaren und alte Kleider auf ihrem Trödelmarkt in der Judenstadt zum Kauf ausbieten dürfen. — Und so geschieht alles, was Juden tun, mit Gefahr von Leben und Leib, geschieht unehrlich und wider das Recht. Wer aber hat die Juden unter solches Recht gestellt, daß Aufbringung ihres Lebensunterhaltes ihnen zur Sünde angerechnet wird und daß auch jene, die in guter Ehrlichkeit ihr Brot suchen, die als Fleischer, als fromme und fröhliche Musikanten, als Gelehrte reine Arbeit für die Gemeinde verrichten, daß auch sie an dem

Brote jener miteſſen, die draußen vor dem Tore Wege des Betrugs und der Sünde gehen und den Haß gegen die Geſamtheit nicht zur Ruhe kommen laſſen? —

Den Schlingen der Sünde forſcht Dawid nach, und bald ſieht er überall nichts als Schlingen der Sünde. — Angſt, Angſt, auf allen Pfaden raucht es um ihn von hölliſcher Angſt. Nichts iſt ihm rein genug, niemand iſt ihm fromm genug. Der Vater, ja der Vater und wohl auch die andern Gelehrten und die Schüler, die zu ſeinem Vater kommen, — ja, die ſind gewiß fromm, ſagt er ſich, denn üble Nachrede iſt ja auch wiederum eine Sünde, vor der er zurückſcheut. Dennoch kann er ein Gefühl in ſeinem Herzen nicht zum Schweigen bringen, das Gefühl, daß auch die Allerfrömmſten nicht genug tun. Er verſteht die Miene voll Zufriedenheit nicht, er verſteht nicht, warum ſie nur einigemal im Jahr, an den Trauertagen klagen, warum nicht ihr ganzes Leben in Tränen und Buße hingeht wie das ſeine. — Er hat den brennenden Wunſch, mit dem Vater darüber zu ſprechen — ein einziges Mal nur. Aber das iſt ganz unmöglich. Der Vater würde ihn für einen Neuerer halten und das wäre der Sünde Übermaß auf ſeinem Haupt; vor dem Vater fühlt er ja ſeine Sünden doppelt ſchwer, die Sünde ſeines geringen Talents, die Sünde ſeines mangelnden Fleißes, die Sünde, daß er ſich lieber mit den Erzählungen des Talmud beſchäftigt als mit dem feſten Grund der Dienſtes- und Lebensanordnungen in dem heiligen Werk. Wohl hat es auch früher ſolche Liebhaber der Erzählungen gegeben, der Talmud ſelbſt berichtet von ihnen, — aber es iſt unerlaubt, es iſt zu leicht und zu ſüß, es iſt ſündhaft. Sündhaft iſt auch ſeine Begierde, mit dem Vater über eine ſo entfernte und

ungewöhnliche Sache, wie es seine Gedanken sind, reden zu wollen, — ebenso sündhaft ist es freilich, diese Gedanken dem Vater zu verhehlen. Wie er sich auch stellen mag: er entgeht der Sünde nicht. Sie ist die Luft, die er atmet, sie ist das Schicksal seines Volkes, ist der Grund dieses Schicksals wie auch des Schicksals ewige Unauflöslichkeit. Vergebens legt er nachts einen Stein unter seinen Kopf, den Dämonen entrinnt er nicht. — Aus dem Schlaf schreit er auf. Es ist das Sch'ma-Gebet, das aus seinen gekrampften Lippen springt. Ein erhabenes Zeichen... denn wer aus dem Schlafe das Sch'ma betet, ist zu einem Propheten vom Range des Moses ausersehen, und nur das Zeitalter hindert ihn an solcher Vollkommenheit, denn das Geschlecht ist nicht würdig, daß ein Moses in ihm erstehe. — Dawid aber weiß dieses Zeichen besser zu deuten. Es ist der bocksgestaltige Dämon der Hoffart, der ihm solchen Schlaf und solchen Schrei eingegeben hat, um ihn um so leichter zur Selbstüberhebung zu verführen.

Hätte er doch Geschwister! Auch in seinem Alleinsein sieht er ein böses Zeichen. Zwar hat er „Freunde" in der Schule, weil alle „Freunde" haben: fremd und kalt fühlt er sich ihnen gegenüber. Sie verstehen ihn nicht, wenn er von dem einzigen redet, was ihn beschäftigt: von der Sünde. Hätte er doch Geschwister! Dann müßte er nachts nicht allein schlafen, erwachte nicht um Mitternacht, — und das rauschende laute Zucken der Kopfadern klänge ihm nicht stundenlang wie Schritt im Nebenzimmer, wie Eintritt der Feuerfrau oder eines göttlichen Engels, der Rache zu nehmen kommt. Rache für alle nichtigen Gedanken, für Phantasien über Reisen und ferne Länder, — denn ins-

geheim weltliche Bücher zu lesen, so schändlich sie auch sind, hat er nicht ganz aufzugeben vermocht.

Am liebsten möchte Dawid unaufhörlich beten. Solange er betet, ist er ruhig, — aber schon die letzten Worte des Gebets bringen die Angst wieder herauf. Schon das bloße Aufhören eines Gebetes erscheint ihm, wiewohl er dies nirgends gehört oder gelesen hat, als eine Sünde, ja als die Ursünde, die schlimmste von allen. Denn würde man immer nur beten, so könnte auf Erden nichts Böses geschehen. Mitten während einer reinen Handlung vom Tode überrascht zu werden, ist seine heiße Sehnsucht. Aber anstatt fleckenloser Ruhe der Seele wird ihm immer nur solch ein Angstschauer zuteil, der ihn aufschüttelt, wenn er sich dessen am wenigsten versieht. Wohl weiß er auch ein Gebet gegen diesen Angstschauer, — aber da in diesem Gebet der Gottesname vorkommt, darf man es nicht an unreinen Orten sprechen. Und bald erscheinen ihm alle Orte, die er mit seinen Sünden betritt, als unrein. So gewöhnt er sich an eine Zauberformel, die das Gebet gegen die Angst ersetzen und den Satan in die Ferne ableiten soll: „Weg, Satan! Die Ziegen auf der Schlachtbank sind fetter als ich."

Mit dieser Formel, die er häufig wiederholen muß, schlägt er sich freudlos durchs Leben.

6.

Von Jahr zu Jahr schließt sich Dawid enger an die Mutter, da des Vaters gleichbleibende Ruhe und Andacht ihm immer bewundernswerter, aber freilich auch immer ferner und unzugänglicher erscheint. Die Mutter dagegen

arbeitet und ist unzufrieden früh und spät. Nie kommt ein Lächeln über ihr kleines, von tiefen Furchen zerrissenes Gesicht. Nie glaubt sie der Mühe genug getan zu haben. Dawid ist wie die Mutter.

Mit der Mutter geht er nun auch öfters in die Christenstadt. — Obwohl es nämlich den Juden streng verboten ist, christliche Märkte zu besuchen, — ein immer wieder durch neue Stadtdekrete eingeschärftes Verbot —, haben sie doch, man weiß nicht auf welchen Schleichwegen, einige Buden vor der Sankt-Galli-Kirche, schon tief in der Alten Stadt drin, aufstellen dürfen, — haben diesen ihren Standplatz mehrmals gut zu erweitern gewußt, auch Häuser in der Umgebung durch Strohmänner angekauft, und auf diese Art, teils durch offenbare, von niemand gebilligte Übergriffe, teils mit stiller Duldung der Bürgerschaft, stets aber unter Gefahr, augenblicklich mißhandelt und vertrieben zu werden, einen neuen Trödelmarkt eingerichtet, von dem aus sie ihre Waren vorteilhafter als aus der Judengasse hervor in Umlauf bringen. — Auch Dawids Mutter führt ausgewählte Stücke ihres Scherbenlagers von Zeit zu Zeit auf diesen Markt. Es ist ihre Kunst, zu einer alten Metallschüssel ohne Boden ein anderes Stück Metall, zum Beispiel einen verbogenen Helm, zu finden und daraus ein neues, beinahe brauchbares Gerät anfertigen zu lassen. Dawid zittert um sie. Er möchte sie nicht der Obhut des taubstummen Gehilfen allein überlassen. So gewöhnt er sich daran, jedesmal mitzugehen und neben dem Kram der Mutter Wache zu halten. So sehr ihn seine Freunde verspotten, die eine solche ungelehrte Tätigkeit für durchaus verächtlich, eines Gelehrtenschülers unwürdig erachten, kann er doch davon

nicht lassen, — entzieht sich aber der Pflicht nicht, nachzugrübeln, inwieweit etwa seine sündhafte Trägheit und nicht die schuldige Liebe zur Mutter ihn zu solchem Tun veranlassen mag.

Neugierde ist es gewiß nicht, was ihn vors Tor lockt. Dem Worte der Weisen getreu, das nicht weiter als vier Ellen zu sehen gebietet, hält er die Augen gesenkt. Er heftet sie auf den Rocksaum der Mutter, die vor ihm hergeht.

So hat es eher den Anschein, daß die Frau ihn in Obhut genommen habe, als daß der schüchterne junge Mann sie zu ihrem Schutze begleite.

Solch ein Aufbruch in die Christenstadt ist kein geringes Unternehmen. Innerhalb der Mauern dürfen die Juden die gewöhnliche Tracht aller Bürger tragen, reiche Juden geben sich mit Federhut, Pelzmantel, kostbarem Halskragen wie Landedelleute. Auch Dawid als Sohn aus angesehener Familie hat ein modisches Barett, ein Seidenwams — innerhalb der Mauern. Begleitet er die Mutter, so muß er den hohen gelben Spitzhut aufsetzen, der lächerlich und auffallend auf dem Kopf schwankt. Statt des feinen Halskragens nimmt er die vorgeschriebene enge Krause, und das Obergewand aus schlichtem Tuch zeigt einen kleinen gelben Lappen, das verächtliche Judenrädchen. — Nun ist er weithin kenntlich. Nun stürzen sich, sobald er das Tor verläßt, Gassenjungen mit Pfiffen und Stößen auf ihn. Aber flink schreitet die Mutter voran, durch ein paar witzige Worte und etwas Pfefferkuchen weiß sie schon die Burschen zu besänftigen. Hinterdrein stapft der taube, schwachsinnige Geselle mit Hand- und Rückenkorb, seine rotunterlaufenen Augen blicken stumme Wut

— und wehe dem kleinen Schreier, der ihm in unbelebter Nebengasse in Maulschellennähe kommt. — Dawid läuft wie von Sinnen nebenher. Vor Aufregung blickt er weder rechts noch links. Dennoch hat er den Eindruck von etwas Weißem, Breitem, Großartigem. Und etwas Schwarzes, die Häuser der Judenstadt aus schmutzigem Holz, sinkt hinter ihm krachend in die Erde. Dawid kümmert sich um nichts, er schaut nicht auf. Er glaubt, daß alle Vorübergehenden ihn ansehen, wie der Todesengel sind sie über und über mit Augen bedeckt. — Nun hat der seltsame Aufzug der drei den Standplatz erreicht. Neben dem Kram bis zum Abend auszuharren ist Folterqual. Dawid trägt sie tapfer.

Zehn- oder zwanzigmal war er schon auf dem Gallimarkt gewesen, — da meint die Mutter ihm genugsam Erfahrung zutrauen zu können, und weil sie zu Frühlingsbeginn von argem Husten gequält wird, schickt sie den Sohn allein zu Pertschütz, dem Schmied vor dem Altstädter Tor, von dem sie nach abgemessenen Zeitspannen Abfälle und wertloses Gerümpel (für den Schmied wertlos, für den Flick- und Trödeljuden unschätzbar) um einen halben böhmischen Groschen kauft.

Der Knecht bleibt zunächst bei der Mutter im Geschäft, das sie trotz ihrer Krankheit von einem im Nebengelaß aufgestellten Bett aus überwacht.

So muß Dawid diesmal allein ausmarschieren. — Durch das Tor beim Dreibrunnenplatz verläßt er das Ghetto. Auf der großen Steinebene vor dem Altstädter Rathaus schaut er hilflos nach allen Seiten. Wie ein leuchtender Wasserspiegel mit fernen Häusern rings am Ufer beginnt das weite Rund sich um ihn zu drehen. Es kommt ihm zum

Bewußtsein, daß er hier noch nie aufgesehen, noch nie sich umgesehen hat.

Und in der luftigen kühlen Märzsonne wagt er kaum zu atmen, kaum die Hand zu bewegen.

Er sieht hohe Paläste aus weißem Stein. Wappen, Erker und buntes Schnitzwerk zwischen glänzenden Fenstern. Würde er sie nicht ansehen, so fände er den Weg nicht. Der Rocksaum der Mutter ist ja nicht da.

An diesem Rocksaum ist er achtzehn Jahre alt geworden, hat sich vorwärts getastet, ohne aufzublicken.

Vor der neuen Uhr am Rathaus eine große Volksmenge; man bewundert bunte Figürchen, die an zwei kleinen Türen vorbeigehen, ein Totengerippe, das dazu läutet. Und da steht ja auch eine Judenpuppe, hebt taktmäßig den Geldbeutel hoch. Nun erinnert sich Dawid, die Beschreibung des ganzen überaus künstlichen Werkes neulich in einem Flugblatt gelesen zu haben. Gibt es so etwas in Prag, dicht vor der Schwelle? Braucht man nicht erst in ferne Länder zu fahren, um die Wunder zu schauen, die er nur aus Hirschls Holzschnitten kennt? — Und in den Verzierungen über dem Portal tummeln sich ja zwischen steinernen Weintrauben und seltsamen dickblätterigen Früchten die Affen der fernen Überseewelt!

Es fällt ihm ein, daß der Jagellone, König Wladislaw, ein großer Bauherr genannt wird, wie Lorenzo Medici und andere Fürsten in Italien. — Las er davon, so dünkte ihm all dies in gleicher Weise unerreichbar fern. Und doch hat er die neue Pracht unmittelbar vor seinem Tor.

Aus einem der Rathausfenster haben vor einigen Jahren stürmische Kelchner den Bürgermeister Klobouk gestürzt. Der Unglückliche hielt sich am Fensterkreuz fest, hing drau-

ßen an der Mauer, bis ihm einer mit einem Hammer die Hand zerschmetterte. Dann der Sturz in die Tiefe. Unter andern Schreckniſſen pflegt Hirſchl auch dieſes zu erzählen. Da, die Reihe der Fenſter, ſtumm und groß! Eins davon muß es ſein! — Unbegreiflich dieſes fremde Leben in ſeiner glanzvollen, ſauberen Sündhaftigkeit. — Er hat es ſich bisher nicht anders als auch räumlich in unendlich weiter Entfernung vorſtellen können.

Plötzlich iſt es ihm ganz nahe an den Hals gerückt, und ihm grauſt davor.

Zudem ſchimpft ein Tiſchlermeiſter auf ihn ein. Daß die Juden chriſtliche Geſellen aufnehmen und hehlen, die ihren rechtmäßigen Meiſtern weggelaufen ſind, und daß man nächſtens einmal in ihren ſchmutzigen Schlupfwinkeln Nachſuche halten werde, um zu ſehen, woher die viele Pfuſchware käme, die ehrlichen Gewerken die Nahrung nimmt.

Dawid läuft weiter. Ruhig ſtehenbleiben und ein ſchönes Bauwerk betrachten, das darf niemals Judenſitte werden.

Er weiß es längſt, daß Juden keine Ruhe haben. Um ihrer Sünden willen. Den Chriſten allerdings wird es nicht ebenſoſehr nachgetragen, was ſie Böſes tun. Das iſt offenbar in der Ordnung ſo, Dawid hat auch keinen Einwand dagegen. Die Völker ſind eben ſtärker als wir. Uns haben die Sünden der Väter geſchwächt, nun ſind wir ein beſonders zartes Muſikinſtrument in der Hand Gottes, der auf uns mit leiſen Fingern, bei geringſter Schwingung der Saiten Lieder dröhnenden Strafgerichts wirbelt. Ein Grund mehr, ihm beſonders dankbar zu ſein. Denn nur auf dieſe Art werden wir dazu geführt, unſere Herzen zu prüfen und uns zu heiligen. Mit einem ſeiner Freunde, dem geſchichtskundigen Aron Proßnitz, hat ſich Dawid nur

deshalb überworfen, weil dieser darauf pochte, daß die spanische Isabella durch den frühen Tod ihrer Kinder und Schwiegerkinder für die Judenaustreibung gestraft worden sei. Unsinn, — genau am Tage dieser Austreibung war im Dienste derselben Isabella Kolumbus vom Hafen Palos ausgesegelt und hatte, von Gott gesegnet, unermeßliche Länder und Schätze für die Frevlerin entdeckt. Gab es einen klareren Beweis dafür, daß die Sünden der Völker mit ganz anderm Maße gemessen werden als die unsern! — Dawid liebt die Wahrheit, er läßt sich nichts vormachen. Was gehen uns schließlich die Sünden der Völker an, — kümmern wir uns um unsere eigenen!

Gedanken solcher Art — es sind seine Lieblingsgedanken — würde Dawid noch eifriger nachhängen, müßte er diesmal nicht aufpassen. Dreimal schon hat er sich verlaufen, jetzt folgt er achtsam den Mauern des Königshofes. Welch störrische Sündengewalt in diesen weißgelben Mauern! Der Turm von Babel. Und daneben unvollendet im Gerüst das riesige Neutor. Zwei Meister streiten drum, das Werk zu führen, und so mußte der Bau unterbrochen werden. Zank und wilde Verstocktheit überall, Kraft, Toben, Haß, Kampf. — Wache zieht auf, die Schritte krachen wider die Straßensteine, und runde Eisenhelme mit trotzigen Bügeln erzittern, — es sind lauter Untiere, Menschenfresser, und Dawid weiß aus dem Talmud, daß Waffen den Mann nicht schmücken, sondern verunzieren, aber gesund lacht es aus jungen, braunen Gesichtern — eine böse Welt, diese Welt der andern — nicht unsere Welt — aber so schön, so schön!

Unter solchen Gedanken ist Dawid an den Stadtgraben gelangt. Auf der Altstädter Seite bleibend, biegt er längs

der Stadtmauer ein, die bald wieder hinter Gärten, Holzstapeln und Häusern verschwindet. Das Haus „Zum Frosch an der Pfütze" ist die gesuchte Schmiede.

Furchtsam nähert er sich dem Meister Schmied, der hält glühendes Eisen mit seiner Zange auf dem Amboß fest, während zwei Gesellen mit schweren Hämmern darauf losdreschen.

„Wart' eine Weile, Jud!"

Die schwarzen Männer, mit kräftigen Bewegungen weit ausholend, wollen ihn vielleicht gar nicht stoßen. Aber der der Raum ist zu eng.

Es dauert wohl eine Viertelstunde, dann drückt sich Dawid am fauchenden Blasebalg vorbei aus dem Gewinkel, in dem es flammt und lärmt wie in der Hölle.

Durch ein kleines Pförtchen betritt er den Hof. Er kann ja auch im Hofe warten.

Hierher klingt das Hämmern nur noch wie ein Schimmer, ein Wohlklang. Im Kopfe wird es still und kühl. Und es duftet von Bäumen und Erdreich. Bäume hat Dawid nur auf dem Friedhof gesehen. Dies hier sind andere Bäume, höher, weiter verzweigt. — In der schwarzen Erde stehen ganz niedrige, ganz dünne Stämmchen, deren sämtliche Äste grausam weggeschnitten sind. Wie Wunden glänzen die weißen Schnittflächen auf dem schwarzen Holz. Gehört auch dies zu den bösen Taten der Völker? Ist es ihre Lust, auch Bäume zu quälen, wie sie es mit Menschen und Tieren tun?

„Jud, hilf mir doch" — er ist nicht allein, ein Kind, das in der Hofecke an einem Schuppen herumarbeitet, hat ihn angerufen. Ein christlich gekleidetes Kind. — Erst, wie es sich umdreht, merkt Dawid, daß es ein Mädchen ist.

Nun wendet er sich ab, eingedenk des Verbotes „Verlängere nicht das Gespräch mit deinem Weibe", — ein altes Verbot, das von den „Erschwerern" auf alle Frauen überhaupt und schon auf den Beginn, nicht bloß die „Verlängerung" eines Gesprächs ausgedehnt wird. So hat es Dawid auch von jeher gehalten. — Doch das große, schlanke Mädchen ist flinker als er, es hält ihn am Ärmel zurück. „Nicht ausreißen! Der Jud kann auch mal was arbeiten."

„Was ist es denn?" fragt Dawid verwundert.

„Ich krieg' die Tür zum Schuppen da nicht auf."

Und sie führt ihn am Ärmel vor eine Holztür, in deren verwahrlostem Schloß ein Schlüssel steckt. Das Schloß ist freilich so alt und rostig, daß keine Macht der Welt (Dawid merkt es von weitem) den Schlüssel umdrehen könnte.

„Faß' an!" ruft das Mädchen herrisch, stampft auf.

„Warum denn?" Empört tritt er zurück. Diesen Ton wird er sich niemals gefallen lassen.

Da lächelt sie: „Ich bitt' recht schön. Ich bring's nicht fertig. Schau', wie ich mir schon weh getan hab'."

Er erschrickt, die Hand flößt ihm Entsetzen ein. Noch nie hat er so lange Nägel gesehen, rosig glänzende Nägel, lang wie Krallen. Juden haben solche Nägel nicht. Man schneidet die Nägel ganz tief ab, und es gibt Fromme, die beim Anblick ihrer nachwachsenden Nägel weinen, — Nägel sind ja leblos, sind ein Körperteil, mit dem man Gott nicht dienen kann, ähnlich wie die Haare. — Auf den Nägeln sitzen denn auch die bösen Geister. Dawid, vor dessen Augen die Nägel blinken — nichts anderes von dem Mädchen sieht er sonst — Dawid fürchtet sich vor ihr.

Doch hat er keine Zeit, sich zu besinnen. — Schon ist er am Schuppen. Er will gern gefällig sein; — „um der Wege des Friedens willen" ist es ja Sitte, auch Christen gefällig zu sein. Aber gehorcht er nicht auch einer gewissen Betäubung, ohne vernünftigen Grund? Er kann sich nicht Rechenschaft geben, warum er so eifrig an dem Schlüssel dreht, warum er sich so anstrengt. Nie hat er sich mit etwas Ähnlichem befaßt, die Waren seiner Mutter nie auch nur mit der Fingerspitze berührt. Und doch ist ihm plötzlich klar, daß er so tun muß, als sei dies eine Kleinigkeit für ihn, als könne er im Handumdrehen weit künstlichere und gröbere Schlösser, ja ein Stadttor aufsperren. Und merkwürdigerweise ist wirklich im Handumdrehen, sowie er sich mit ganzer Kraft daran macht, das Schloß geöffnet.

Dawid atmet hoch auf.

Ohne zu danken ist das Mädchen in den Schuppen geschlüpft, hat eine Truhe hervorgezogen, der sie allerlei Geräte entnimmt.

Traumverloren sieht ihr Dawid zu. „Was ist das?" fragt er, ohne zu wissen, daß er gefragt hat.

„Was das ist, willst du wissen?" Das Mädchen mustert ihn hochmütig, als habe er sich einen Witz erlaubt. „Weißt du am Ende nicht, daß das ein Spaten ist?"

„Nein", erwidert er traurig.

Aber es war ja keine wirkliche Frage. Zu spät merkt es Dawid und schaut beschämt zur Erde. — Unter dem Spaten kommt dunkles, lockeres Erdreich hervor, während morsche Stauden und Gräser zerrissen zur Seite fliegen. Manche Blume aber schont der Spaten. Vielleicht macht er für den jungen Wuchs Platz, räumt Überreste des Herbstes weg? Dawid versteht nichts von alledem.

Auch den Namen der gelben Blüten wüßte er gern, nie hat man ihn derartiges gelehrt, — doch das Mädchen ist zu unfreundlich. Nur eines zu fragen kann er sich nicht enthalten. Die Schnittwunden der Bäume, diese Qual, die ihn wie eigene Qual bedrängt, — er setzt mehrmals an, schließlich fragt er wirklich nach ihrer Bedeutung.

Das Mädchen antwortet nicht.

Sie arbeitet, über das Beet gebückt. Eine geheimnisvolle Arbeit, — ein geheimnisvolles Wesen, von dem Dawid den Blick nicht abzuziehen vermag. — Dabei dröhnt ein altes Wort in ihm auf: „Geh hinter einem Löwen, aber nicht hinter einer Frau." — Ist dies nun das Geheimnis, vor dem die Weisen warnen? Blondes Haar, das unverborgen, in dichtem Fadengold über die Schulter weht, eine schmale weiße Schulter aus dem Kleide hervor. Und nun... das ist Lilith... das Mädchen hat sich aufgerichtet, — ohne ihn zu beachten, macht sie eine Arbeitspause, und ihre Stimme ertönt, sehr hoch und hell, — sie spricht nicht, — sie tut das, was nur Männer tun dürfen, was man nicht anhören darf, wenn Frauen es tun: sie singt!

Er saugt die zarten Töne ein, — ihm ist, als rinne jeder einzelne wie eine Träne durch seine Kehle — in glühende Eingeweide hinab. Und duftende Märzluft umspielt seinen Körper, der ihm von innen her wehe tut.

Plötzlich trifft ihn der feste Strahl ihrer Augen: „Ach so, du willst deinen Lohn! Der Jude macht ja nichts umsonst!"

In diesem Augenblick muß wütende Scham sein Gesicht verzerrt haben, denn das Mädchen faßt begütigend nach seiner Hand. Er will sich losreißen. „Hand zu Hand — bleibt vor Bösem nicht verschont." — Indessen schmei-

chelt sie: „Bist wohl ein rechter Trotzkopf, Jud." Und zeigt ihm, wie die Hecken (nicht Bäume sind es, sondern Hecken!) mit der Schere gestutzt werden, damit sie freier und regelmäßig wachsen können. Längs der ganzen Stadtmauer, die den Abschluß des Hofes bildet, sind solche Hecken gepflanzt. Nun hört er aber nicht zu. Ihre Hand drückt ihn, als presse sie sein Herz zusammen. „Wer von seiner Hand in die Hand einer Frau Geld zählt, um sie zu betrachten, und besitze er Gesetzeskunde und gute Werke wie der höchste der Propheten, — er bleibt von dem Höllengerichte nicht verschont."

Und doch, obwohl er sich diesen Satz flüsternd ins Gedächtnis ruft, ist er mit einemmal so schwach, daß er seine Hand nicht frei bekommt.

„Weißt du was, — du hilfst mir noch die Truhe aus dem Schuppen bringen, und dann sollst du den Lohn haben."

Glücklich ist er, da sie ihn nun losgelassen hat. Er fliegt zum Schuppen. Noch dienstfertiger als vorhin trägt er die schwere Truhe bis ans Beet, — froh, daß die Todesfaust von seiner Hand, von seinem Herzen abgelassen hat.

Übermütig nimmt ihn das schöne Mädchen gleichsam in Empfang, wie er herankeucht. „Nun sollst du zur Belohnung einen Kuß haben."

Es kann nicht ihr Ernst sein! Dennoch will er schnell die Truhe hinsetzen, um davonzukommen.

Das Mädchen hat ihn beim Kopf gepackt, hat ihm schon den spitzen Hut heruntergeschlagen... Polternd fällt ihm die Truhe mit allen Hacken und Rechen aus der Hand. Da rettet ihn ein Zufall. Unter dem Hut trägt David nach Art der Frommen, die Entblößung des Hauptes auf

jeden Fall vermeiden wollen, ein schwarzseidenes Mützchen. Wie das Mädchen diese zweite Kopfbedeckung gewahrt, kann sie sich nicht fassen vor Lachen. Dawid reißt ihr seinen Hut aus der Hand und stürmt davon.

In die Schmiede. Mit Macht auf den Schmied los: „Wo ist mein Tragkorb? Her damit!"

„Schon gefüllt, schon vorbereitet." Gemächlich erstaunt mustert der Schmied den zähnefletschenden Burschen.

„Her damit!"

Dawid befiehlt. Dawid glüht. Er wirft sein Geldstück hin, reißt dem Gesellen, der ihm verwundert nachblickt, den schweren Korb mit Alteisen aus der Hand. Vor der Schmiede wartet der taubstumme Diener, der ihm nachgekommen ist. Dawid übergibt die Last und rennt wie verfolgt der Judenstadt zu.

7.

Dawid hat sich immer vor der Sünde gefürchtet. Nun aber kennt er sie mit einemmal: die große Sünde.

Alles vorher war Kinderspiel. Die verbotenen Bücher, die er bei Hirschl liest, — das vorgeschützte Nasenbluten, — alle Lügen — die aufrührerischen Gedanken gegen den Vater —, alles ein Kinderspiel.

Eine Krankheit stellt sich ein, die er bisher nie gekannt hat, auch bei wütendstem Lernen nicht: Kopfschmerz. Sein Kopf ist bisher immer das Gesündeste an ihm gewesen, unermüdlich, ein richtiger Eisenkopf, wie ihn der Talmudstudent haben soll. Mit mattem, warmem Kopf sitzt Dawid nun in seinem Zimmerchen, das sich seit den Kinder-

tagen nicht verändert hat. Nebenan der Vater, — welche Stille im Nebenzimmer! Dawid begreift diese immer gleiche Stille weniger als je. Sein Blick wandert über die vielen spitzen Schindeldächer in die Ferne.

Und schneller, als er geglaubt hat, ergibt sich eine Gelegenheit, den Blicken nachzuwandern zur Froschschmiede, zum großen Hof mit dem duftenden Blumenbeet. Dawid hat diese Gelegenheit nicht gesucht, hat sie in weiter Ferne geglaubt. Wäre sie nicht so unverhofft schnell gekommen, so würde er sich vielleicht widersetzt, unter furchtbaren Qualen abgelehnt haben. Nun aber ist er nicht darauf gefaßt. Ehe er sich gefaßt hat, findet er sich schon frohgemut unterwegs, auf Geheiß seiner Mutter am Neutor vorbei...

So schnell geht alles, daß er gar nicht zur Besinnung kommt. So schnell wie nie in seinem Leben geht nun plötzlich alles vorwärts. Als wäre erst jetzt Bewegung in sein Leben geraten.

Und gleich in der Schmiede stößt er auf das Kind, das fremde Mädchen. Er braucht nicht einmal in den Hof zu kommen.

„Ich suche mir die Stücke selbst zusammen", ruft er erschreckt und flüchtet über eine Leiter in eine tiefe Kellernische hinunter, die unmittelbar hinter der Schmiede liegt, durch ein offenes Mauerloch mit ihr in Verbindung. Dort pflegt man das unbrauchbare Rumpelzeug abzuladen.

Man reicht ihm ein Licht hinunter. Er wühlt und rasselt in den alten Stangen, ohne den Kopf zu heben. Er weiß, daß das Mädchen, seine Verfolgerin, an den Rand getreten ist und hinunterschaut.

Das dauert eine Weile. Keines Gedankens fähig, hat

er wahllos einige Ketten und Klumpen zur Seite gelegt. Nun will er zurück. Aber die Leiter ist hinaufgezogen. Und das Mädchen oben kichert wildvergnügt.

„Was bekomme ich, wenn ich dir heraufhelfe", spottet sie.

Dawid tut, als höre er nichts. Er dreht sich wieder zu seinen Schätzen. Er hat ja Zeit.

Wohl aber hört er, wie ein Geselle mißmutig „Jungfer Monica!" ruft — und den Schmied aufmerksam macht, daß das Töchterlein mit dem schmutzigen Juden Neckerei treibe.

Monica — zum erstenmal hört Dawid den Namen. Monica ist also die Tochter des Schmieds. Wer sie sein mag, darüber hat er sich bisher keine Gedanken gemacht.

„Was bekomme ich, wenn ich dir helfe", ruft sie ihn nochmals an, — fast weinerlich.

Ihn macht es froh, daß sie weint. Und es macht ihn klar denken, zum erstenmal wieder nach langer Zeit: „Ich habe Euch neulich ohne Lohn geholfen, Jungfer. Wenn Ihr aber Lohn wollt — da sind zwei Weißpfennige —, reicht mir die Leiter!"

„Nein", spricht sie leise. „Sondern Ihr müßt mir dasselbe geben, was ich Euch damals zugesagt habe."

Da hat er einen Ring in der Kellerwand gefunden. Das Blut schießt ihm zu Kopf. Ohne zu überlegen, zieht er sich an dem Ringe hoch. Die Knie bluten, die Beine sind aufgeschürft, — aber die andere Hand packt schon die Einfassung der Nische. Er schwingt sich auf, taumelt, stößt mit dem Kopf hart gegen den Rand des Mauerlochs... Und während er noch taumelt, umfangen ihn zwei kraftvolle Arme. Nur so, als ob sie ihm helfen wollten, aufzustehen — und doch drücken sie ihn in seinem wehrlosen

Schwanken für ein Weilchen fest an einen weichen Körper an. Ihm ist, als würde er in einen Backofen gesteckt. Und deutlich, wenn auch ganz kurz, streift der Mund mit heißem Atem an seinem Wangenflaum vorbei.

„Ich werde es dem Herrn von Rožmital sagen", grollt der Geselle.

„Was wirst du sagen?"

Der Geselle schleicht an die Wand, und der Schmied schlägt ein breites Gelächter an: „Kaspar, du eifersüchtiger Bräutigam."

„Der Herr von Rožmital", ruft das Mädchen, „kann eher mein Bräutigam heißen als solch ein Kaspar Rußschwarz." —

Dawid ist schon am Gasseneingang der Schmiede.

„Und dein Gerümpel?" Der Schmied hält ihn zurück.

„Es ist bereitgelegt", antwortet ruhig das Mädchen an seiner Statt. Er blickt auf. Das kann nur mit freundlicher Absicht gesagt sein! Sie will ihm helfen! So hat sie ihn vorhin nicht entehren wollen? — Dankbar blickt er auf. Aus dem Dunkel der Schmiede funkeln ihre weißgrauen Augen. Jetzt krümmt sie die Hand wie ein Schallrohr um den Mund — sie wird ihm ein Wort nachrufen, ein gutes Wort vielleicht —, doch mit Grauen sieht er, daß aus ihren stummen Lippen nur die rote Zunge lang und zuckend hervorkommt. —

Verweint langt er zu Hause an, beleidigt, vernichtet. Den tauben Burschen, den die Mutter ihm nachgeschickt hat, hat er nicht abgewartet. Auskunft ist von ihm nicht zu erlangen. Auch weigert er sich am nächsten und übernächsten Tag, in die Froschschmiede zu gehen. Er geht überhaupt nicht mehr hin.

Er ist fest entschlossen, nie mehr an das böse Kind zu denken. Beschimpft Monica mit den häßlichsten Namen. Und wiewohl es sinnlos ist, sich auch noch damit zu befassen, wirft er ihr als besondere Schandtat vor, daß sie verlobt und versprochen sei, — mit zweien zugleich, wie es scheint. Es ist ja völlig gleichgültig und dennoch wird er den Gedanken nicht los. Dieses tolle Gassenmädel. Ja, toll ist sie, Lilith ist sie, die tolle Feuerfee, Menschgestalt bis zum Nabel, von da ab aber loderndes Feuer. Er hat dieses Feuer deutlich gefühlt, wie sie ihn angefaßt und angepreßt hat. Und wehe ihm, bald bekommt er es noch deutlicher zu fühlen. Sein junges Blut ist in Gärung geraten. Und kann er sich auch tagsüber der Dämonenkönigin erwehren: nachts steht sie an seinem Bett, wenn Bath-Chorin, ihre Dienerin, ihn mit festen Knochenfingern gefesselt hält — und eine andere ihrer Dienerinnen ist jene Hexe, die schmachvolles Unheil bewirkt, von dem er bisher verschont geblieben ist. „Das Sehen des Samens" oder auch des „Zufalls" — „Rejath keri" heißt mit dunklem Namen dieses Unheil. Während er machtlos im Schlafe liegt, kommt das Unheil über ihn, — mit bestürzender Hitze und mit sanftem Kuß an seinem Wangenflaum vorbei. Es legt sich dicht an seine Seite, es ist so schmeichlerisch, daß er wünscht, es möge nie von ihm weichen, immer nur stärker werden, immer näher kommen. Und je mehr es ihn bedrängt, desto stärker fühlt er sich auch, stark zur Gegenwehr und Überwältigung; aber in dem Augenblick, in dem seine Kraft geradezu unerträglich und wie ein gleißender Blitz wird, der aus dem Gewölk seines Körpers bricht, — in dem einen, von Seligkeit überrieselten Augenblick packt ihn schon eiskalter Schreck, der ihn aufweckt, —

vor Ekel und Leere zittert er schlaflos bis zum Morgengrauen.

Es gibt kein Mittel dagegen. Fasten und Gebet verjagen das Unheil nicht, — auch Tränen und Verwünschungen nicht, mit denen er viele Stunden im Tag hinbringt. Vergebens müht er sich um die Tahara, die Reinigung, im heiligen Bade. Wäre es Winter, so würde er wohl auch noch das allerschärfste Sühnemittel, den Gilgul Scheleg, versuchen: sich nackt ausziehen und in frisch gefallenen Schnee so lange wälzen, bis Blut aus der Haut hervorbricht. Würde es ihn heilen? — Er zweifelt fast, da auch ein anderes sehr starkes Mittel versagt, das ihm sonst alle bösen Träume zu verscheuchen pflegte. Sonst genügte es, abends vor dem Einschlafen die ersten vier Psalmen zu sprechen; denn in ihnen sind geheime Namen von Engeln und Schutzengeln verborgen, nicht etwa ausgeschrieben, sondern nur durch die Anfangs- und Endbuchstaben gewisser Verse bezeichnet, die der Wissende in Gedanken zusammensetzen kann. Und die Engel lieben es, auf solche bloß andeutende fromme Art, nicht mit ausdrücklicher Nennung gerufen zu werden. Sonst kamen sie immer, wenn Dawid sie rief — wider den Schrecken der Nächte. Jetzt haben sie ihn verlassen, hören nicht.

8.

Einige Wochen später sagt ihm die Mutter: „Eben war die Schmiedstochter da, — du sollst heut nachmittag kommen. Die bestellte Arbeit ist fertig."

Scherzt die Mutter?

Aber ganz ruhig, lächelnd setzt sie hinzu: „Ei, ums Gewerbe kümmerst du dich? Was sagt man nun? Was ist dir nur eingefallen?"

Er stammelt.

„Neue Deckel auf alte Kupferkannen. Eigentlich eine Spenglerarbeit. Die Leute vom ‚Frosch in der Pfütze' haben sie besorgen lassen. Später wirst du lernen, daß man nichts durch andere besorgen läßt. Immer selbst zum Handwerk gehen, sonst nimmt dir die Zwischenhand den Verdienst. Aber es ist gut so, mein Dawid, gut so. Für's erstemal gut genug. Nun sollst du aber endlich hingehen und die Kannen abholen. Sie stehen schon vierzehn Tage lang bereit."

Dawid möchte zum Vater flüchten, in die Studierstube hinauf. Ist es denn möglich — die Mutter mit den Feinden im Bund? — Doch wie sie ihn wohlgefällig anblinzelt: „Sieh mal an, das traut sich", da wird es ihm klar, daß sie selbst getäuscht ist. Getäuscht von dem schlauen bösen Kind, das ihn zu neuem Schabernack in die Schmiede lockt.

„Ich gehe schon." Er schämt sich, von der List und allem, was vorangegangen ist, zu reden. Eigentlich sollte er ja den ganzen Lügentrug vor der Mutter aufdecken. Aber dazu hat er jetzt keine Zeit. Schließlich sagt er sich: Ich hab's ja nicht gesponnen.

„Ich meine die Froschschmiede", winkt ihm die Mutter nach.

Nun scherzt sie also doch! Die Mutter unterhält zwar Geschäftsverbindungen mit einigen Schmiedemeistern. Aber kann es denn zweifelhaft sein, welcher gemeint ist?

Und mit einem Schlag, da er sich nun auf dem Weg

zur argen Schmiedstochter befindet, schon einige Gassen weit weg vom Hause, und da nichts mehr ihn auf diesem Weg zurückhalten kann, ist ihm ganz froh und leicht zumute.

Ein leichter warmer Regen kommt herab. Vielleicht ist es nur der Regen, der ihn bis zur Atemlosigkeit vorwärts treibt. Er möchte doch so schnell wie möglich unter Dach und Fach sein.

Die Straßen vor dem Judentor sind leer, — sind noch sauberer gefegt als sonst. Die Läden geschlossen; hier und da flüchten geckenhaft angetane Leute vor dem Regen in die Laubengänge. Die Lauben rings um den Altstädter Platz sind voll von ihrem Lachen, ihrem bunten geschlitzten und gebauschten Kleiderwerk. Es ist Sonntag, der Ruhetag der Christen.

Auch das große Tor der Schmiede ist geschlossen. Ein Augenblick der Enttäuschung, da öffnet sich das Fensterchen im Oberstock, hinter dem man hervorgelauert hat. Sie ist es. „Ich tu gleich auf."

Monica läßt ihn in die Schmiede treten, die ganz leer ist.

„Niemand da?" fragt er dumm.

Da das Mädchen schweigend in den Hof vorangeht, muß er ihr folgen. An wen sollte er sich wenden? Weit und breit ist alles düster, still. Ist es überhaupt dasselbe Haus, derselbe Hof? In dieser Einsamkeit sieht alles anders aus als am geräuschvollen Werktag.

Unter dem grauen Himmel, im Regenwind rühren sich die Bäume, alle mit feinen grünen Knospentropfen besprengt. Einer schon ganz weiß in Blüte.

„Hier geht's zu meinem Zimmerchen hinauf, gerade über der Schmiede." Das Mädchen weist auf eine Wendel-

treppe: „Da bin ich sonst immer den ganzen Tag und zur Nacht. Nun aber gehen wir hinüber, ins andere Gebäude. Da speisen und hausen wir alle. Nur heute sind Vater und Mutter auf der Kirchweih in Poritsch drüben, im Dorf. Auch die Gesellen sind beide hingegangen."

Hinter dem schwatzenden Mädchen überquert Dawid den Hof. — Warum sie nur mit einemmal losschwatzt, während sie vorhin auf seine Frage überhaupt nicht geantwortet hat? Es scheint zu ihrem Geheimnis zu gehören, daß sie manchmal auf ganz unheimliche Weise verstummt und erst später, sobald es ihr eben paßt, Antwort gibt. So war es auch bei ihrem ersten Zusammentreffen.

Er denkt zurück. Plötzlich ist es ihm, als kenne er sie schon sehr lange und habe schon unzählige Male und über die wichtigsten Angelegenheiten mit ihr gesprochen. Das verwirrt ihn; denn zugleich ist sie ihm ja so fremd. Unverständlich ist sie ihm — und doch wieder sehr freundlich jetzt. Im Zimmer bietet sie ihm Platz an einem Tisch neben einem Herdfeuer, das sie mit den Worten: „Böses Aprilwetter!" frisch anfacht. Nun trägt sie Brot und Butter auf. Er muß ablehnen. „Höchstens Eier könnte ich bei euch essen", sagt er schüchtern, — um sie nicht zu kränken. Dieses überhört sie nun wieder, es scheint ihr überhaupt nicht darauf anzukommen, ihn zu bewirten. Gespannt wartend blickt sie ihm ins Gesicht. Die Speisen hat sie wohl nur gebracht, wie sie es von der Mutter gesehen hat, — um die Erwachsenen nachzuahmen, das Kind.

Sie ist aber doch gar keines! Warum erscheint sie ihm so? — Ihr Gesicht lächelt wohl kindlich, mit klaren Zahnreihen unter der vollen geschwungenen Lippe und ist auch so klein und schmal, wie er es sonst nur an Kindern

— und an der Mutter gesehen hat, bei der es greisenhaft klein ist; — dem Wuchs nach aber ist ja das Mädchen um einen vollen Kopf größer als er. Und so fein und schlank, wie sie nun aus der Zimmerecke zwei Kannen herbeischleift und neben den Tisch stellt.

„Da sind deine Kannen", sagt sie und wartet wieder, während er kein Wort hervorbringt.

Man hört nur die Scheite im Herd und, schwächer, den Regen ans Fensterglas prasseln.

Sonntäglich gekleidet das Mädchen, — die Haare heute nicht frei, sondern unter eine weiße golddurchwirkte Haube gesteckt, aus der nur an den Ohren das glänzende Seidengespinst einiger festgeschnürter Haarflechten hervorkommt. Er versinkt ins Anschauen ihres weißen Halses, des zarten Tüchleins über der Brust.

Sie merkt es ihm vielleicht an, daß er sich seines groben Werktagmantels schämt. Längs des gelben Kreises an seiner Schulter fährt spielend ihr Finger hin. „Ganz eingeregnet, — legst du den Mantel nicht weg?"

Er zieht ihn fester zusammen.

„So nimm doch wenigstens die Kannen!"

Er fürchtet immer noch irgendeinen Possenstreich, fürchtet auch, sie durch seine fortgesetzten Weigerungen zu reizen. Daher fragt er gar nicht erst lang, was es mit diesen Kannen für eine Bewandtnis habe. Daß er sie nicht bestellt hat, ist ihm in diesem Augenblick nur unsicher gegenwärtig. Wichtig scheint ihm vor allem, ihre gute Laune nicht zu verderben. Und so stellt er die Kannen näher heran, dicht an seine Füße, als sei darüber kein Wort zu verlieren.

„Zufrieden?" fragt Monica, ohne eine Miene zu verziehen.

Ihm wird ganz heiß bei ihrer Verstocktheit und Beständigkeit im Lügen.

„Ob du mit der Arbeit zufrieden bist?" Ihr Gesicht ist freundlich, ohne Spitzbüberei ihm zugewendet.

Er fühlt sich durchschaut, wie auf einem Einverständnis mit ihr ertappt — und möchte doch um keinen Preis der Welt dieses unausgesprochene Einverständnis aufgeben —, obwohl er sich schämt und vor Scham nicht sprechen kann. Es ist eine schwere drückende Dankbarkeit, die seine Augen wärmt und ihn kaum aufschauen läßt.

„Ich aber bin nicht zufrieden mit dir", fährt das Mädchen ganz leichthin fort. „Du bist mir einiges schuldig geblieben. Zunächst denke ich da an zwei Küsse."

„An zwei?" fährt es ihm heraus.

„Von einem weißt du also ganz gut? — Das war der, den du nicht annahmst, obwohl du mir das Schloß aufgesperrt und die Truhe getragen hast."

Er geht auf ihren fröhlichen Ton ein. Mit einemmal erscheint ihm das Ganze nicht besonders gefährlich. „Nein", sagt er. „Man kann doch höchstens sagen, daß diesen Kuß du schuldig bist, nicht ich."

„Das ist einerlei. Schuldig gebliebene Frauenküsse sind versäumte Männerküsse. Und überdies kommt dann noch der zweite, über den es gar keinen Streit geben kann. Du hast mir ihn geben sollen, wie ich dir aus dem Kellerloch heraushalf. Weißt du's nicht? Aber statt dessen habe ich dir ihn gegeben, und du hast meine Dienste nicht einmal angenommen. Also bist du mir auch diesen zweiten noch schuldig."

Wie dunkel — ein schwerer Streitfall — denkt er belustigt. Das hätte er sich nie einfallen lassen, daß man

über einen Unfug wie Küsse ebenso scharfsinnig nachdenken und reden könne wie über irgendeine talmudische Sentenz. Doch ist das nicht seine eigentliche Kraft? Ohne es zu ahnen, hat das Mädchen den Kampf auf ein Gebiet gezogen, in dem er der Stärkere ist. Mit einemmal fühlt er sich ihr gewachsen, und im Bewußtsein, daß sie ihm nichts mehr anhaben kann, wagt er schon eine spöttische Miene: „Es kann sich dennoch höchstens um einen einzigen Kuß handeln."

„Warum denn?"

„Weil alle Küsse gleich sind." Und stolz auf seine Überlegenheit, erzählt er ganz kühn und behaglich die Geschichte von dem armen Mann, der seinem Sohn eine einzige Kirsche bringt und ihm dann sagt: Alle andern schmecken genau ebenso. — Er erzählt, wie man bei ihm zu Hause derartige kleine Geschichten erzählt, mit fröhlichem Kopfnicken und Singsang und ausgespreizten Fingern, wo es zur Unterstützung des Witzes dienlich erscheint.

Wie er zu Ende ist, bekommt er einen Nasenstüber.

Ist das der ganze Beifall — denkt er erstaunt. Zu Hause pflegt man „Sehr gut!" zu sagen oder, was der beste Beifall ist, gleich eine ähnliche Geschichte anzufügen.

Dieser Wildfang aber, das Mädchen, schnipst ihm einfach zwei Finger unter die Nase — wilde, entartete Finger, mit Krallen bewehrt.

„Von Kirschen mag das gelten", lacht sie. „Daß es aber mit Küssen nicht so bestellt ist, kann ich dir gleich beweisen."

„Und wie?" ruft er in unvorsichtigem Eifer.

„Dies etwa wäre der erste geschuldete Kuß." Sie hat ihn umfaßt. Als Unterricht gleichsam, um der Wissenschaft

willen duldet er es. Prüft bedächtig. Ja, so ähnlich küßt die Mutter, abends vor dem Schlafengehen. — „Und nun der zweite." — Es kommt ganz unerwartet, was ihm die Sinne raubt. Dieser zweite Kuß will überhaupt nicht aufhören. Es ist ihr ganzer Körper, der sich auf ihn geworfen hat und ihn küßt. Sie sitzt auf seinem Schenkel wie auf seiner Brust. Ihm ist, als ergieße sie sich ihm über Stirn und Wange. Unmöglich loszukommen, unmöglich ihrer Atemluft zu entrinnen, die sich blütenduftend und rein mit der seinen vermischt. Und ihr Antlitz — wie ist es plötzlich so blaß und feierlich, todesernst geworden. Er erkennt sie kaum, wie sie nun innehält, von seinem Mund zurückweicht und zu neuen Küssen, nicht mehr zählbaren, die heißen, schmerzlich zuckenden Lippen nähert.

„Du fieberst," flüstert sie an seinem Ohr, „du zitterst vor Regen und Kälte. Komm doch näher zu mir!"

Obwohl er ihr nicht entrinnen kann noch will, ist sie still und mit ganzer Seele am Werk. Sie weicht nicht. Als hätte sie eine begonnene Aufgabe zu Ende zu führen.

Er ist wie gelähmt. In seinen Augen Tränen, die sie flüchtig wegküßt, neu hervorkommen sieht und wieder wegküßt, in einer Art von ärztlich wichtigem, bedeutsamem Spiel.

Seit Minuten hat sie nichts gesprochen.

Nun aber, immer noch auf seinem Schoße sitzend, stößt sie mit spitzen Stiefelchen gegen die Kannen: „Ich habe Kannen genommen, damit du nicht schwer zu tragen hast."

Das Einverständnis!

Sie hat nichts Böses gegen ihn vor, sie meint es gut. Es klingt so leise, andächtig, was sie sagt, — wohllautend wie das Lied, das sie sang, als er sie zum erstenmal

sah. Nichts Böses. Sie will ja helfen. Sogar daran hat sie gedacht, daß er, wenn ihr klug ausgedachter Plan glückte, keine allzu schwere Last davonzuschleppen habe.

„Gut bist du", sagt er leise. Er hat keine Angst mehr vor ihr. Zum erstenmal erwidert er den Druck ihres Armes, der ihn umfangen hält, mit gleichem Druck. Und küßt den hingereichten halb offenen, weichen Mund. Bin ich nun in die Falle gegangen? Klingt nun sofort ihr Lachen auf? — Doch sie lacht nicht. Und auch er denkt nicht mehr, daß sie lachen könnte. Denn wie sich zum erstenmal ihre Lippen beidwillig treffen, ist es der erste wirkliche Kuß, — der erste, der mehr als sich selbst bedeutet, mehr verlangt, als er geben kann, voranweisend auf die warme Bahn des Bluts.

„Was tust du, Monica?"

„Den Mantel, das Fieber ab von dir."

Und wieder ihr rätselhaftes Schweigen, das er nicht durchdringt.

Doch ist es kein tückisches Schweigen mehr, sondern weise und sanft. Ihrer Sanftheit vermag er nichts entgegenzusetzen, — ebensowenig wie dem Traumbild, das ihn heimgesucht hat in all den Nächten der letzten Zeit, Monica ähnlich, nur allzu lebhaft und nicht so schön und ernst und heilig wie sie.

9.

Die Sünde war ungeheuerlich. So oft er in den nächsten Tagen sie zu überblicken versuchte: ihre Grenzen konnten nicht wahrgenommen werden. Groß wie sein Glück war sie und vielfältig wie dieses Glück. Ein Knäuel von Glück,

ein Knäuel von Sünden. Manche dieser Sünden ahnte er nur, denn er hatte von ihnen, obwohl seit je mit sorgsamer Erforschung seiner Sünden beschäftigt, nie etwas gehört. Daß er seine eigene Reinheit verloren hatte, war strafbar — das wußte er. Und daß er auch einem andern Geschöpf die Reinheit genommen hatte, — fluchwürdig. Die Traktate über Ehe und Scheidungen hatte er ja noch als Kind gelernt, die schwierigsten Entscheidungen durchgenommen, ohne von den Dingen, um die es sich handelte, etwas anderes als ihre Namen zu kennen. Immerhin — bis hierher verstand er seinen Fehler. Wo aber hätte er sich Rats erholen sollen, wenn er sich weiter fragte, wie maßlos lasterhaft es sein mochte, eine Christin zu lieben! — Nicht bloß bei ihr liegen, nein, sie lieben, lieben, wider alle Gesetze und Sitten, sie lieben, wie der Bräutigam die Braut liebt in edler, nie anders als durch dauerndes Band zu stillender Sehnsucht, lieben, wiewohl es unerlaubt war, sie jemals zu seiner Braut zu machen, und eher noch nach jüdischem Gesetz erlaubt als nach den Gesetzen des Landes. — Die Weisen behandelten einen solchen Fall gar nicht. Er war so absonderlich, so undenkbar, daß niemand auch nur um des Schulbeispiels willen seiner gedacht hatte.

Und seltsam: je größer Dawid seine Sünde erschien, desto weniger quälte sie ihn. Sie war gleichsam schon zu groß, um überhaupt noch gefühlt zu werden. Sie tobte mit ihrem höllischen Lärm, mit ihrem Schmiedelärm, der die Ohren betäubte, so daß man überhaupt nichts mehr hören konnte, tobte irgendwo jenseits des Bereichs jener Gewissensbisse, mit denen er Stunde um Stunde, Tag um Tag seine geringen Verfehlungen, ein nicht ganz andächtiges Beten oder einen unehrerbietigen Gedanken gegen

die Eltern, grausam und unbestechlich verfolgt hatte. — Solche Gewissensbisse müßten doch jetzt auch da sein, sagte er sich. Und wie brennend, wie unertragbar heiß müßten sie kommen! Aber sie stellten sich nicht ein. Er verstand es nicht, lehnte sich gegen diesen Mangel auf. Es half nichts. Es war und blieb so. Rätselhaft reihte es sich an all das viele Unverständliche, das Monica in sein Leben gebracht hatte. —

Es gab keine andere Möglichkeit einander zu treffen als abends an der Moldau, bei den Fischerhütten. Da konnte man wenigstens ein Weilchen lang miteinander reden, ohne befürchten zu müssen, daß die Abwesenheit daheim gleich entdeckt würde oder daß die Vorbeigehenden einen bemerkten und „Jud" und „Christ" zeterten.

„Darf ich denn nicht wieder zu dir kommen?"

„Unmöglich."

„So wie neulich?"

„Da war doch Kirchweih. Die ist nur einmal im Jahr, dummer Knabe."

„Du hast also gerade den einzigen Tag abgepaßt?"

„Bist du mir böse deshalb?"

„Monica!"

Sie hatte es gern, wenn er sie so klagend ansah. Treue, schöne Hundesaugen — nannte sie seine Augen und liebkoste sie desto lieber, je trauriger sie blickten. „Meinst du, ich wäre nicht auch froh, wenn ich wieder dein sein könnte — ganz dein!"

Er schrak zusammen, wenn sie es offen beim Namen nannte. Wie kam es nur, daß sie sich gar nicht schämte! Er begriff es nicht. Es bezauberte ihn, — und brachte ihm doch in solchen Augenblicken seine Sünde aufs furchtbarste ins Bewußtsein.

In der kurzen Viertelstunde vorabends, da sie auf Ufersteinen beieinandersaßen, Hand in Hand, erzählte sie manchmal von ihren Kinderjahren, ihrem Vater, dem Schmied, der aus Franken eingewandert war. Die Religionsstreitigkeiten Prags hätten ihn schon mehr als einmal fast vertrieben, denn er, der Deutsche, blieb guter Katholik und mochte vom Kelch nichts wissen. Seit aber unter dem polnischen Prinzen, der selbst Katholik war, Stadt und Land sich allmählich beruhigt hatten, ging alles besser. Herren vom Hofe kämen nun zum Vater, — am eifrigsten der Burggraf selbst, der alle seine Rosse in der Froschschmiede behufen und seine Waffen dort anfertigen lasse, wobei er immer wieder versuche, mit Schön-Monica Buhlschaft anzuschlagen.

„Und das duldet der Vater?"

„Der gute Kunde ist kein Abtrag für ihn."

„Und du?"

„Ich bitte den Herrn von Rožmital so oft zu kommen, als er nur mag. Er ist ein schöner Herr. Und er hält mir den Kaspar vom Leib, der fuchstoll nach mir aus ist."

„Und das alles sieht dein Vater — und verbietet nichts?"

„Der Vater! Der lacht, je ärger sie es treiben."

Dawid hat für all dies Unbegreifliche ein einziges Wort: Esau! Er denkt angespannt nach. Er weiß nicht, wie ihm geschieht. Wie ist er unter Esau geraten?

Ehe er es sich klarmachen kann, wird das Tor der Stadtmauer geschlossen, die sich längs der Judenstadt am Moldauufer hinzieht. Vor Dunkelheit muß er durch dieses Tor heim, und Monica hat besondere Eile, um durch die ganze Judengasse hindurch und dann durch das andere

Tor am entgegengesetzten Ende in die Altstadt zu entschlüpfen.

Einmal erzählt sie ihm eine Begebenheit, die sie selbst als den Anfang der Greuel in ihrem Leben bezeichnet. — Zum erstenmal spricht sie davon in dieser gleichsam anklagenden Art: Bis dahin hatte Dawid die wilde Jagd der Männer hinter ihr her als etwas Selbstverständliches angesehen. Daß ein Page des Burggrafen aus Liebe zu ihr sich erhängt hatte, daß ein reicher Bäckermeister, in der Nähe der Froschschmiede hausend, seine Frau mißhandelte, die ihm nicht mehr gefiel, seit er täglich Monica sah, — das hatte wohl fremd geklungen, doch nicht fremder als alles andere, was Dawid von Monica hörte. Es war ein anderes Leben, durchaus Geheimnis im einzelnen, daher keiner Erklärung bedürftig. Dawid staunte sehr, als Monica von einer „Erklärung" und einem besondern „Geheimnis" (so nannte sie ihre Begegnung mit Messer Balbo) zu reden begann.

Ob er schon etwas von der jungen Malergilde, hier in Prag, gehört habe? Von den wilden Künstlern, die sich um Meister Mathias Rayšek sammelten, den Baccalaureus der Teynschule und Erbauer des Neutors? — Geschickte Zeichner und Steinmetzen alle, auch große Raufbolde dabei, am ärgsten die Burschen, die auf Tafeln aus Linnen unheilige Figuren anlegten, nach welschem Muster, wo man jetzt heidnische Götter und Göttinnen zu malen beginne. Solch ein fremder Mann, ein Lombarde, sehr würdig anzuschauen in langem schwarzem Samtmantel und mit schwarzem Stutzbart, sei auch einmal zu ihrem Vater gekommen und habe sie zu seinen Diensten verlangt. Da es dem Vater damals noch sehr schlecht ging, hatte er sie

dem stattlichen Fremden verdingt, — zu ehrlichen Diensten selbstverständlich — an anderes sei nicht gedacht worden, wiewohl es ihr trotz ihrer Jugend gleich zu Anfang aufgefallen sei, daß der Fremde allzu eifrig und freudevoll ihre Gestalt gemustert und dabei auch zu seinem Begleiter etwas geflüstert habe, was undeutlich etwa wie Lob eines „himmlischen Körpers" geklungen haben mochte.

„Wie alt warst du damals?"

„Fünfzehn."

Und während Dawid überlegt, daß sie wohl älter sein mag als er, da sie wie von etwas weit Zurückliegendem spricht, fährt sie fort: wie sie also einige Tage im Hause des Herrn Balbo aufgewartet habe und wie zunächst nichts der Ehrbarkeit Widersprechendes geschehen sei. Sie habe Wasser getragen, der Köchin geholfen und die Zimmer gesäubert, wie es eben einer Dienstmagd anstehe. Eines Abends aber habe sie noch während des Essens gespürt, daß ein betäubendes Mittel unter die Speisen gemengt sei, — und mit dem Gift im Leibe habe sie sich, zum Tode schläfrig und nichts Gutes ahnend, zu Bett gelegt. Und dann sei das grauenhafte Aufwachen gekommen.

„Was für ein Aufwachen, Monica?"

Sie stockt. Es ist nicht Trotz, der sie die Erzählung nicht beenden läßt. Sie wird weiß, zieht die erbleichende Oberlippe zwischen die Zahnreihen. Dawid bittet. Alles, was bloß angedeutet wird, ist ihm so gespenstisch, steigert seine Angst, die ihn niemals ganz verläßt. Endlich gibt sie nach: „Ich erwachte auf einem Ruhebett. Es war aus schwarzem Samt, wie der Mantel meines Herrn so kostbar und schwer. Da lag ich, angeschnallt, — und ich war ohne

Kleider, ohne Hemd, ganz nackt. Um mich aber saßen beim Licht vieler Lampen viele Männer, junge, auch alte dabei, und jeder hatte seine Staffelei vor sich und malte mich ab, so wie ich dalag. Sie merkten erst gar nicht, daß ich schon aufgewacht war; denn es war mir zuerst wie Lehm in der Kehle, keinen Laut brachte ich hervor. Und gerade diesen Augenblick kann ich nicht vergessen: wie sie mich malten und wie ihre Augen, zwanzig oder vierzig Augen, mit kalter, häßlicher Gier an mir auf und nieder gingen, — alle diese Augen so gespannt und aufgerissen, und doch auch müde, als hätten sie schon genug und übergenug von mir abgesehn."

„Und dann?"

„Endlich konnte ich schreien und rüttelte an den Spangen, die mir Hand- und Fußgelenke fesselten."

„Und dann?"

„Dann haben sie alle bös gelacht."

Mehr erfährt Dawid nicht, so sehr er auch fragt. Ob man sie mißhandelt habe, ob sie weggelaufen oder auch nachher noch im Dienst geblieben sei. Nichts. — Sie weint an seiner Schulter, ihre Arme, die er festhält, zittern. Mitbebend fühlt er sich an ihrer Stelle auf dem Folterbett, im grellen Licht aufgedeckt, abgetastet von spinnig kalten Blicken, — er empfindet es geradezu körperlich, wie dabei in den Tiefen ihres Herzens etwas zerbricht, was nie mehr ganz gut werden kann. Und wieviel Niedriges mag aus solchen Herzbrüchen heraufwuchern! — Hat sie ihn vielleicht deshalb von Anfang an für sich haben wollen, hat sie sich an seine schamvolle Brust geflüchtet, weil rohe Menschen ihrer Schamhaftigkeit diese Wunde geschlagen haben? Um ihr verwundetes Gefühl möchte er

sein ganzes Leben, seine stille unverletzte Vergangenheit wie eine dichte Wolke hüllen. Ruhe und Schatten, bis das Zucken ihres armen Herzens sich besänftigt. Zart, kaum anrührend, streicht er über ihr Haar. Ihm ist, als liebte er sie erst jetzt so richtig, da er erst jetzt begreift, wie sie seiner zu ihrem Schutze bedarf. O wie süß, die Geliebte zu trösten. Ihre Gesichtswärme, tränennaß, liegt mit belebendem Schauer seiner Wange an, und von da aus scheint sie seinen ganzen Körper zu durchströmen. Wie Auflösung ihres Selbst umspült ihn die feuchte Glut. Wenn er atmet, atmet er sie ein, — es ist fast zu süß, da es doch zugleich so traurig ist. Und die elenden Flößerhäuser, die Klippen unterhalb der Vyschehrader Burg, zu der ihr einsamer Uferweg sie geführt hat, — alles ist umschimmert von Tränen der Geliebten. Einen weißgoldenen Rand tragen die Regenwolken über dem grauen Strom.

Es ist ein Rätsel, wie sie ganz plötzlich ihr Weinen abbrechen, gleichsam aus Tränen erwachen und ihn hellägig anblicken kann: „In Italien soll das nichts Ungewöhnliches sein."

„Was denn?"

„Nun dieses eben —, daß man entkleidete Frauen benützt, um ihren Körperbau zu studieren und nachzuzeichnen. Und durchaus ehrbare Frauen dünken sich nicht zu stolz, ihren Leib Künstlern zu zeigen."

„Wer hat dir das gesagt? — Herr Balbo vielleicht?"

„Auch er. Auch der Herr von Rožmital. Aber bei uns war es eben damals ungewohnt und neu. Und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben. Da wir Barbaren sind."

„Barbaren? Deshalb?" — Dawid fühlt, wie ihm die Bücher, die er bei Hirschl gelesen hat, nichts, gar nichts

helfen. In Wirklichkeit trägt sich ja alles ganz anders zu. Wohl hat er lateinische Widmungsgedichte an berühmte Maler und Skulptoren gelesen, er weiß, daß diese merkwürdige Menschengattung „die Schönheit liebt". Aber daß es nun so zusammenhängt und daß Monica mit dieser Schönheit zu tun hat, das allerdings hat er nicht gewußt, — freilich hat er auch nicht etwa gewußt, daß sie etwas anderes als schön sein könnte, — ja, was war es denn überhaupt, was er gewußt hat bis zu dieser Zeit!

Vom Burggrafen etwa: daß er im Namen des Königs den Juden viel Geld abverlangt, daß man ihn beschwichtigen muß und daß er uns wegjagen will, wenn wir nicht zahlen. — Ist das derselbe Burggraf, der seine Pferde in die Froschschmiede beschlagen läßt, der mit Monica scherzhafte Reden über italienische Sitten führt? Vor wenigen Wochen noch wäre es ihm nicht eingefallen, daß er nach eben diesem Burggrafen in ganz anderer Weise, ohne Furcht, aber mit fieberhaftem Grimm fragen könnte. Er drückt Monicas Hand: „Was hat der Herr von Rozmital mit Herrn Balbo gemein? Was verlangt er von dir? Was ist es?"

Sie, die eben noch zu ihm geflüchtet ist, wird zur Herrin. Aus grauen Augen glänzt es wie Widerschein ihrer Nägelkrallen. „Dasselbe verlangt er, was alle Männer verlangen!"

„Monica — sprich noch etwas, bitte, nur dieses Schweigen nicht —."

„Er lädt mich ein, ihm auf dem Hradschin, in seiner Burgwohnung, einen Besuch zu machen."

„Und warst du dort?"

„Ja."

„Oft?"

„Ja."

„Und liebst ihn?"

„Dummer Knabe", schmeichelt sie. „Dächtest du doch lieber an deinen Besuch bei mir. Ich weiß ein Türchen unter der Stadtmauer, gerade unter dem Turm in unserem Hof. Mein Vater hat den Schlüssel, aber er verwahrt ihn gut." Sie öffnet ihre Hand. In ihrer flachen Hand liegt der Schlüssel.

„Du würdest das Tor in der Stadtmauer öffnen — nachts?"

Sie schüttelt unwillig den Kopf und geht ein paar Schritte voran.

Der riesige Judenpförtner, der verrückte Gerson, steht am Wasser, sieht Kindern zu, die flache Steine ins Wasser werfen und kunstvoll mehrmals aufspringen lassen. Er murmelt hebräische Sätze: „Sein Speerschaft — wie ein Weberbaum, und die Spitze seines Speeres sechshundert Schekel Eisen."

„Verstehst du, was er redet?" sagt Monica zu Dawid.

„Nein", erwidert er traurig. Und wie fern ist es ihm wirklich mit einem Male!

„Hast du den Schlüssel zu diesem eurem Tor da?" ruft Monica den Greis an. Scheu kennt sie nicht, sie würde jeden Beliebigen ansprechen und über alles Erdenkliche eine lustige Unterredung anfangen. — Dawid darf, von tausend Ängsten verzehrt, alle seine nicht zu Ende beantworteten Fragen wie Glassplitter im Herzen, still daneben stehen.

Doch der große Gerson läßt nicht mit sich spaßen. Das bleiche Gesicht, von rotem Haar umtanzt, stößt auf das

Mädchen nieder: „Aber mit Schleuder und Stein — nicht anders, als diese Knaben Steine schleudern — so schlug er den Philister."

Dawid tritt dazwischen, wirft den riesenhaften Menschen von Monica zurück.

„Danke", nickt sie, doch leider sehr spöttisch. „Ich habe gar nicht gewußt, daß du so tapfer sein kannst."

Und plötzlich muß sie weggehn. Sie kann nicht einmal angeben, wann sie wiederkommt. Aus einem Brief soll er es sehen, den sie unter einen der Ufersteine verbergen wird. So haben sie es ja schon öfters gehalten. — Diesmal aber scheint es ihm in anderem Ton gesagt. Es kommt so, wie er es schon mehrmals erlebt hat. Spaziergänge, in denen sie einander ganz nahe zu sein schienen, enden in übler Laune und Entfremdung. Noch im Abschiedskuß spielt sie mit ihm, entzieht ihm schnell den Mund.

In Furcht und Bedürftigkeit läßt sie ihn zurück.

Welch eine Sehnsucht, in der er allein bleibt. Briefe an sie schreiben: seine einzige Beschäftigung. Wofern er nicht den Bojardo liest. Wie der Christ Orlando die schöne Heidin Angelica liebgewann, — ist es nicht die gleiche Sünde, die ihn zu der schönen Christin zieht? Immer wieder findet er sich, seine Leidenschaft, seine Verderbnis in den süßen Versen. Diese Verse trägt er auf den Lippen, wenn er abends ans Ufer schleicht, seinen Brief unter den Stein verbirgt, wo Monica ihn holen wird. Ist aber der Brief versiegelt und versteckt, dann denkt er an keinen Vers mehr. Dann zwingt ihn eine geheimnisvolle Macht, immer wieder die Worte, die er geschrieben hat, in sein Gedächtnis zurückzurufen und sich dabei vorzustellen, wie nun Monica den Brief lesen wird. Er erschrickt. Dies

scheint ihm zu zornig, jenes zu willenlos ausgedrückt. Er muß umkehren, wenn er auch schon beinahe zu Hause angelangt ist, muß ans Ufer zurück, um zwei, drei Worte zu verbessern. Wenig beruhigt kehrt er dann heim, schläft nicht, wiederholt den Brief.

Es ist der erste Frühling, den Dawid erlebt. Zum erstenmal bemerkt er die Heerscharen kleiner, leuchtender Funken, die an den dunklen Ästen knospen. Ruhelos zwischen Grabsteinen auf und ab, — alle freien Stunden verbringt er in dem einzigen grünen Raum innerhalb der Judenmauern. Von Holunderbäumen und Jasmin beschattet, an Monicas Hof erinnert ihn der Friedhof, der „Judengarten" — so heißt er, der einzige Garten, den wir haben. Dort bekommt Dawid die leichte Hand dieser Jahreszeit zu fühlen — und mit Schrecken die unendlichen Kräfte hinter dieser leichten Hand. Monicas Hand! sie streichelt, doch würde man sich ihr widersetzen, so zwänge sie auf die Knie. So gibt es ja auch keine Macht, die das Blühen der Bäume, das Hervorkommen des jungen Grases hemmen könnte. Es kommt ganz ruhig, aber unwiderstehlich hervor. Es kommt im Ebenbilde Gottes, nicht im Sturmwind, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, sondern im unmerklichen Säuseln warmer Luft. — Nicht anders das Walten der Sehnsucht über dem Menschen. Sie ist kein tiefer Gedanke, auch beunruhigt sie nicht allzusehr, quält nur wenig. Es ist, als ob man sie ganz leicht abschütteln könnte, wenn man nur will. Versucht man es aber, so ballt sie sich über dem Kopf wie eine eiserne Faust, die einen niederhält und nötigenfalls auch niederschlägt, so daß man des Abschüttelns bald vergißt.

In dieser Sehnsucht durcheilt Dawid binnen wenigen

Wochen vielerlei Wissen, das ihm bisher verborgen geblieben ist. Er ahnt noch gar nicht, wieviel er nachzuholen hat. Doch die Angste der Liebe sind schon am Werk, seinen Blick zu schärfen.

10.

Die Angste der Liebe ersticken ihn beinahe, da Monica drei Tage hintereinander nicht kommt. Vergebens wartet er jeden Abend bei den Fischerhütten. Und die Briefe unter dem Uferstein, unabgeholt, glotzen ihn höhnisch an.

Ratlos ist er, weiß keinen Weg zu ihr.

Am Ufer lärmten die Knaben, und immer wieder kommt der rote Gerson aus seinem Turm hervor, schilt auf die Spielenden ein, murmelt undeutliches Zeug. — Dawid redet ihn an. Es ist nur deshalb, weil auch Monica mit ihm geredet hat. Was war es nur? Er kann sich nicht besinnen. Am vierten Abend endlich, in seiner Verzweiflung, fällt es ihm ein. Ob er den Torschlüssel habe, hat sie den verrückten Judenpförtner gefragt. Und knapp zuvor davon gesprochen, daß sie selbst sich den Schlüssel zu einem Türchen der Christenstadt verschafft habe.

Die Forderung, daß nun Dawid den andern Schlüssel von Gerson beschaffen müsse, hat sie nicht ausgesprochen. Aber lag es nicht in ihrer Art, nicht alles und eigentlich nichts bis zu Ende zu sagen? Und überdies — war die Forderung nicht selbstverständlich?

Je mehr er ihre Worte überlegte, desto offenkundiger klang ihr Wunsch hervor. Und nun grollte die Geliebte. Hatte vielleicht drei Nächte, vielleicht auch vordem schon an ihrer Stadtmauer gewartet. Ob sie auch heute noch

warten würde? — Spät genug war ihm das Einfachste, Nächstliegende klar geworden (dachte er zornig). Spät genug. Daß er es heute ins Unsichere wagen müsse, gleichsam strafweise ins Unsichere, daran war nicht zu zweifeln. Und diese Unsicherheit, die er gern auf sich nahm, fühlte er wie ein Band, das ihn geheimnisvoll mit Monica einte, in ihre Welt hinüberzog. Dennoch demütigte sie ihn auch. Oh, er freilich pflegte nach seiner Weise mit Toben, mit Werfen der Arme und Beine darauf aufmerksam zu machen, was seiner Ansicht nach zu tun war. Und ebenso hätte es sein Lehrer Hirschl getan. Ebenso die meisten andern, die er kannte. Monica hatte geschwiegen. Zur Tat entschlossen; ihr Reden aber blieb undeutlich. Unser Fehler ist umgekehrter Art: stark im Reden, verworrenes Tun. Monica schwieg, hatte ihn nur Verachtung fühlen lassen, grüßte verdrießlich beim Abschied, kam nicht mehr. Mit einem Male verstand er alles. Monica hätte sich lieber die Zunge abgebissen, sie konnte gar nicht anders als schweigen, konnte nur noch etwa ein andeutendes Zeichen geben. Sein Fehler, daß er die Zeichen nicht besser verstand. Erraten werden und erraten, — um wieviel süßer dies als alles Reden. Aus seinem Erraten hatte sie fühlen wollen, wie sehr er sich nach ihr sehnte! —

Noch in derselben Nacht schleicht er aus dem Elternhaus zu Gersons Turm.

Wetterleuchten. Die Höhen des jenseitigen Moldauufers — es ist, als ob ein großer silberner Schild über ihnen geschwungen würde — treten für Augenblicke aus dem dunklen Himmel.

Zum erstenmal betritt Dawid die schmale Treppe, steigt mit festem Schritt ins Turmgemach hinauf.

Er findet den Riesen noch wach — bei einer Arbeit am Tisch. Die Kerze brennt. Ist es nicht so wie in allen jüdischen Stuben um diese Nachtstunde? Man sitzt und lernt.

Die wasserblauen Augen des Torwächters richten sich mit unstetem Blick auf ihn. Diese Augen scheinen gar keine Festigkeit zu haben; sie verfließen, verlöschen wie unter ewigen Tränenschauern. Man hat nicht den Eindruck, daß sie einen anschauen. Der Strahl, der aus so geringem Licht hervorkommt, stockt gleichsam in kleinem Abstand vom Gesicht, er kann die Luft nicht durchdringen, — entwaffnet sind diese Augen wie der Mund, dessen zahnlose Kiefer dem späten Eindringling traurig entgegenstarren.

„Mein Vater läßt Euch bescheiden" — stockend bringt es Dawid hervor, „mein Vater, der Stadtälteste Simson Lemel, läßt Euch bescheiden, Ihr möchtet mir den Schlüssel zum Tor geben."

„Den Schlüssel?"

„Den Torschlüssel, den ich Euch in einer oder zwei Stunden zurückbringe, sobald ich meinen geheimen Auftrag drüben in der Kleineren Stadt ausgeführt habe."

„Den einzigen Schlüssel zum Tor! — Nur der Primator kann ihn mir abverlangen."

Dawid ist auf den Einwand vorbereitet. Er hat an diesem Abend unauffällig den Vater nach den Ghettotoren gefragt. Zu des Vaters besonderen Aufgaben gehört die Verwaltung der Judenmauer.

„Unrichtig," fährt er dem Alten drein. „Es ist nicht der einzige Schlüssel. Jedes Tor wie auch jedes Nebentor hat vier Schlüssel. Drei davon werden bei den Magistraten und Schöffen der Altstadt aufbewahrt."

„Und nur einer bei uns. Nur einer — bei uns." Auf-

klagend sinkt des Torwächters mächtiges Gesicht in die Sessellehne zurück. Er schlägt die Hände davor, als schäme er sich. „Dort — an der Wand — nimm den Schlüssel!"

Dawid greift ihn. So leicht hat er es sich gar nicht gedacht. Den weiteren Gedankengang seines Planes braucht er mithin gar nicht vorzubringen; daß man im Notfalle, bei einem Brande etwa, der die Öffnung gerade dieses Stadttores an der Moldau erforderlich mache, durch eines der fünf andern Tore hinausgehen und den Schlüssel zum Moldauufer bei der christlichen Behörde entleihen könne. — Aber gerade, daß er keinen Widerstand findet, macht ihn stutzig. Die Leichtigkeit, mit der also jedem Hergelaufenen möglich ist, diesem Narren den Schlüssel herauszulocken, empört ihn. So also sind wir bewacht! Einem Schwachsinnigen wird Leben und Gut der jüdischen Bürger anvertraut! — Dawid hat öfters gehört, unter wie großen Mühen, mit wieviel aufopferungsvoller Arbeit der Judenrat bei der Regierung es durchgesetzt hatte, daß man das Ghetto mit Wall und Toren umgeben durfte — zum Schutz gegen die immer wiederkehrenden Ausplünderungen. Selbstlose Männer hatten viele weite Reisen zum Könige nach Ungarn nicht gescheut, hatten die Hälfte ihres Vermögens und mehr darangegeben, um Gönner bei Hof zu gewinnen. Jahrelang hatte aller Eifer, alle Glut diesem fast unmöglich scheinenden Unternehmen gegolten, endlich war unter Jubel der Bau begonnen, durchgeführt worden; — und dies das Ergebnis! — Welch eine Strohfeuerbegeisterung, die im letzten Augenblick nachlässig wird, das Werk verrät! — Und fiel nicht ein Schatten auch auf den Vater? Dawid erinnerte sich allzu deutlich, daß vor Jahren der rothaarige Gerson, zerlumpt wie ein Landstreicher, bei

seinem Vater erschienen war. Niemand in der Gemeinde hatte den Fremden erkannt. Der ersuchte um ein geheimes Gespräch mit Simson Lemel. Und der Vater, vordem ablehnend wie die andern Ratsmänner, schien nach diesem Gespräch gänzlich umgewandelt. Leuchtenden Auges war er aus der Kammer hervorgetreten und hatte verkündet, daß er volle Bürgschaft für den Fremden übernehme, der unverschuldet in ärgstes Elend geraten sei und sich ihm in allen Stücken anvertraut habe. Daraufhin hatte man zugestimmt, daß Gerson sich in der Gemeinde niederlassen dürfe. Seine Herkunft, seine Schicksale blieben allen auch weiterhin verborgen. Nur der Vater sah ihn manchmal bei sich und beteilte ihn schließlich mit einem der Dienstposten, über die er zu verfügen hatte. — Unendlich gewissenhaft war ja der Vater, und trotz seines hohen Alters machte er von Zeit zu Zeit immer noch den nächtlichen Rundgang zu den Toren. Ja, dieser Aufbruch zur Nachtrunde gehörte mit zu jenen Eindrücken, die Dawids Kinderjahre mit Schauer und Ehrfurcht vor der gebieterischen Gestalt erfüllt hatten. Nicht immer studierte der Vater, er nahm auch manchmal den Kommandostab, verlangte den Posten die Parole ab. Hatte er dabei nie etwas Bedenkliches an Gerson gefunden? — Wie trüb, daß jetzt sein Irrtum offenbar ward.

Einen Augenblick denkt Dawid daran, den Schlüssel hinzuwerfen und dem untreuen Wächter in die Ohren zu schreien, er habe ihn nur auf die Probe stellen wollen...

Gerson ist wieder zu seiner Arbeit zurückgekehrt.

Wütend will Dawid auf ihn losgehen! Was treibt denn der Kerl? — Er liest nicht, schreibt auch nicht. Es gibt überhaupt keine Bücher in der Stube. Nackt ist die Stube, nicht wie die andern jüdischen Stuben der Stadt.

— Und mit kindisch ängstlichem Gesichtsausdruck starrt der alte Gerson auf ein Blatt Papier, auf dem unter seinem spitzen Pinsel ein grellfarbiges Bild entsteht. Es ist dasselbe Bild, das in vielen Exemplaren die Wände bedeckt, eines wie das andere, immer dasselbe. Dawid kennt es wohl, es hängt an der Ostwand jeder jüdischen Stube, stellt die „Trümmer Jerusalems" dar. Hier gibt es einen großen Vorrat solcher „Trümmer". Jedes Bild zeigt dasselbe zerfallende Mauer-Eck, braun und gelb. Eine Palme daneben. Und rote Füchse, wie einer eben auch unter dem Pinsel des Alten entsteht, schlüpfen allenthalben durch die geborstene Schanze.

„Wir dürfen uns eben nicht einbilden," lallt der Wächter bei seiner Arbeit, ohne aufzublicken, „dürfen uns nicht einbilden, daß wir eine Stadt mit Wall und Graben unser nennen. Es ist alles nur geliehen. Sehr weise von den Schöffen der Prager Städte, daß sie uns das nicht vergessen lassen. Fromme Männer. Sorgen um unser Heil. Sorgen, daß wir unsere Schande nicht vergessen."

„Von welcher Schande redet Ihr?" sagt Dawid und ist erschüttert näher getreten.

Der Greis legt die Arbeit weg: „Vier Schlüssel — richtig — vier Schlüssel hat jedes Tor. Aber drei davon haben die Schöffen in ihrer Hand zurückbehalten, damit wir elenden Juden nicht etwa auf den Gedanken kämen, wir seien unsere eigenen Herrn. Man schließt uns auf und man schließt uns zu, ganz nach Gutdünken der Mächtigen. Nimm den Schlüssel, mein Kind, nimm ihn nur. Ich war immer noch zu stolz. Auf diesen Schlüssel war ich stolz, dünkte mich ein Torwächter wie die Torwächter anderer Völker in ihren festen Plätzen."

Der Riese hat sich erhoben. Sein Scheitel berührt fast die Decke. Der Mantel, von seinen Armen niedergeglitten, verhüllt mit mächtigen Falten Lehnstuhl und Tisch. Ein Büßerhemd aus grauer grober Sackleinwand trägt der Wächter unter dem Mantel: es ist vorn aufgerissen über den roten Stoppeln der großbreiten Brust. „Stolz war ich, allzu stolz. Stolz wie die Juden zu Worms, denen der Überrest in der heiligen Gemeinde Jerusalem entbot: Wir haben von euren Drangsalen gehört. Machet euch auf und kommt zu uns ins Heilige Land. — Da sprachen die von Worms: Unrichtiges habt ihr gehört. Denn uns gebricht es an nichts und wir sind sehr geehrt beim Könige des Landes. So bleibt ihr denn in eurem kleinen Jerusalem und wir bleiben in unserem großen. — So sprachen sie. Aber im Jahre darauf fielen sie alle durch das Schwert der Kreuzritter, um ihres Hochmuts willen. — Schande über jeden von uns, der unsere Schande vergißt! Ein Kind mußte kommen und mich erinnern, daß jedes Kind mir den Schlüssel entreißen kann!"

Und der Alte sinkt an den Tisch nieder, weint.

Dawid ist schon bei der Treppe. Er drückt den Schlüssel an sich. Sollte der Alte ihn nun zurückverlangen, so wird er ihn mit seinem Leben verteidigen. — Wohl fühlt er es als etwas Schimpfliches, daß irgendwelche unklaren großartigen Wahngedanken des Pförtners ihm auf halbem Weg entgegengekommen sind und daß er nun dennoch nicht davor zurückschreckt, seinen Plan mit ihnen zu verweben. Ich bin keine so bedeutsame Erscheinung, wie du meinst, sollte er dem Irren zurufen, — ich bedeute nichts als meine Liebe, meine sündhafte Liebe zu einer Christin. — Und er schweigt. Sünde, Sünde auch dies! Aber ihm ist zumute,

als dürfe er diese Sünde nicht vermeiden, als sei es eine gute Sünde, durch die hindurch er in die Freiheit dringt.

Hinter ihm hallt der Schrei des Alten: „Wie lange noch, wie lange noch — mein Gott!“

II.

So lang' als wir so feige sind — sagt David vor sich hin, während er am Ufer ein Boot entkettet und voranrudert. Er hat es nie versucht. Mit einemmal überkommt ihn die richtige Ruderkunst.

Solange wir feig sind, kann die Erlösung nicht kommen. So lang, als wir Galle, aber keine Kralle haben.

Der große schwarze Himmel über ihm, den Wetterleuchten und fernes Donnern gar nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Ein paar Regentropfen schweben auf seine Stirn nieder. Unter jähen Windstößen scheint sich die Strömung des Flußes reißend zu verstärken. Freiheit, Freiheit! — Ach, hat man ihn vielleicht deshalb gelehrt, Bath-Chorin, die Tochter der Freiheit, als Nachtgespenst zu fürchten, — weil Freiheit so schön ist, daß man sie, einmal gekostet, nie mehr, nie mehr für etwas anderes wegtauschen möchte.

Und jener Satz fällt ihm ein, dessen Deutung ihm an einem grauen Wintermorgen seiner Kindheit nicht zu Ende enthüllt worden ist — und der ihn seither immer wieder von Zeit zu Zeit plagt: „Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, — auch mit dem bösen Trieb.“

Einmal schon ist ihm die Erkenntnis nahe gewesen, — an jenem Wintertag — über den Büchern in Hirschls Stube, die von den Entdeckungsfahrern erzählten, — dann

hat sich des Vaters Groll wie mit auslöschender Hand darübergelegt. Die Pforte ist zugefallen. Jetzt sieht er sie wieder, sieht ins Licht. Ob nicht alles Übels Wurzel gerade dies ist, daß wir dem Ewigen nicht dienen mit dem bösen Trieb, — nicht so wie die andern Völker, die raufluſtigen Entdecker, die unbeugsamen Festungsverteidiger, die kühnen Eroberer! — Ob nicht all unser Elend daher kommt, daß wir Juden zu wenig sündigen?

Und dabei entgehen wir ja doch der Sünde nicht. — Hirschl ist tugendhaft und selbstlos. Aber seine Tugend, seine Selbstlosigkeit tobt sich, von ihm unbemerkt, in tausend Niedrigkeiten aus. — Und dieser alte Pförtner! Wie treu er unser Leid im Sinne hegt, wie ihm alles im Augenblick zum Bild unserer Schande wird. Von den Knaben, die Steine ins Wasser springen lassen, verlangt er die Bezwingung Goliaths, und ich mit meiner handgreiflichen List erscheine ihm als Verkünder göttlicher Strafgerichte. In einem andern, glücklicheren Volke wäre er vielleicht ein großer Dichter geworden, ein Bojardo, so wie an Hirschl ein Humanist, ein glänzender Rhetor oder ein Schauspieler verlorengegangen ist. Uns aber schlägt alles zum Unheil aus. Der hungrige Lehrer führt ein verachtetes Leben; und der treue Torwächter verrät die Wacht.

Warum überhebe ich mich über sie? Ist es um Monicas willen? — Gibt es bei Monica eine Weisheit, die wir vergessen haben und die mir allein zu leuchten beginnt? — Auf ihrer Stirn die Frische großer Seereisen, ihr aufglänzender Blick wie kriegerisches Betreten eines fernen Kontinents, — in ihrer Umarmung werde ich etwas von der befreienden Weite des Erdrunds fühlen, wie sie zu allen

Völkern des Zeitalters gedrungen ist, nur zu uns ins schwarze Ghetto noch nicht, zu uns noch nicht. —

Er läßt die Ruder sinken, faßt sich an den Kopf. Zum erstenmal erschreckt ihn der furchtbare Gedanke, er könnte zu etwas Unerhörtem auserwählt sein, das gleichzeitig maßlos erhaben wie auch unendlich verrucht ist. Etwas, was noch keiner vor ihm versucht, ja auch nur geahnt hat.

Höchste Zeit, das Boot aus der Strömung zu reißen und landeinwärts zu lenken. Denn schon ist er am Stadtgraben zwischen der Neuen und Alten Stadt angelangt. An diesem Graben liegt die Mauer, die auch den Hof der Froschschmiede abschließt.

Ein Ruck und er ist eingebogen. Rechts und links vom engen Kanal Mauerzinnen, unbeleuchtete, schweigende Häuser. — Ein Glück, daß ich mir die Nägel nicht mehr so tief schneide, denkt Dawid. Auch das habe ich von Monica gelernt. Mit den nägellosen Fingern könnte ich nicht so derb rudern, — wie wir ja alle mit unsern gestutzten, kraftlosen Fingern nichts richtig anfassen können. Galle und keine Kralle! Wir wollten eben keine Raubtiere sein — und so wurden wir zu Sklaven. Aber nun sind mir ja zum Glück die Krallen schon ganz tüchtig gewachsen, — die Raubtiernägel, auf denen die bösen Geister wohnen. O herrlich, herrlich läßt sich's mit den bösen Geistern wohnen, — wenn man nur keine Angst hat.

Und ein ganzer Haufen von Nachtkobolden seiner Kindheit schwirrt aus seiner Brust hervor, wie Fledermäuse verteilen sich die Unholde in die regenbewegten Weiden längs des Stadtgrabens.

Welch ein Wunder, daß ich hier im Boot sitze und rudere. Beinahe hätte ich mich mein Leben lang damit

beschieden, Sehnsucht zu haben, — Briefe unter den Stein zu tragen, — in Gesprächen mit Monica Fragen zu stellen und nach ihrer Beantwortung neue Fragen zur Aufwühlung der Vergangenheit, statt an eine schöne Zukunft zu denken. Auf eine neue Zusammenkunft wagte ich kaum mehr zu hoffen, auf solch einen stillen, glühenden Regennachmittag, Sonntags in ihrem verlassenen Haus. Im Grund hielt ich mich eines so köstlichen Glückes für unwürdig oder hatte es mir nur für das eine Mal als unverdienten Zufall zugeteilt. Wir haben einen Feind in uns, der flüstert: „Nicht für dich, nicht für dich, nur für die andern, die frei und glücklich sind. Du bist wohl einmal, ein einziges Mal dazu gelangt, — aber das war widerrechtlich. Jetzt mußt du warten, lange warten, wahrscheinlich dein ganzes Leben lang und vergebens." So spricht man ja seit Jahrhunderten zu uns. Und schließlich glauben wir's, sind genügsam und verängstigt in unserm Gram.

Vorbei! — Die Zweifel sind verflogen.

Ein Platzregen läßt das Boot vollaufen, drückt den Bordrand bis an die Wasseroberfläche nieder. Dawid muß anlegen. Sonst sinkt im nächsten Augenblick das Boot.

Im ersten Blitz zeigt sich ein flaches Halbinselchen an der Mauer. Mit knapper Not kann er auffahren. Und da liegt wie vorbereitet ein kurzes Floß. Er braucht es nur ins Wasser zu schieben. Nun stößt er es mit einer langen Stange vorwärts. Stiller als vorhin das Boot mit plätscherndem Kiel. Auch das Gewitter, das jetzt ausbricht, kommt zu Hilfe. Sonst wäre es doch wohl einem Bürger, der nicht ganz fest schläft, aufgefallen, daß man zu so unbewohnter Zeit den Stadtgraben befährt. — Niemandem fällt es auf. Wer sich dem Schicksal anvertraut, den schützt

es. Und so beschleiche ich unbemerkt die feindliche Stadt. Kein Wächter auf den Mauern. Ich stürme. Euer schönstes Mädchen hole ich mir zur Beute.

Das Wasser wird seicht, das Floß stößt auf Stein und Rasen. Zwischen den beiden friedsamen Prager Städten liegt der Stadtgraben völlig verwahrlost. Seit vielen Jahren hat die Reichsfehde und der ungarische Krieg aufgehört, man fürchtet keinen Feind. „An mich haben sie nicht gedacht", lacht Dawid, im trockenen Grabenbett vorwärts springend.

Nun hat er das Türmchen bei der Froschschmiede von außen her erkannt.

Die kleine eiserne Tür, Mündung eines Kellergangs, liegt nicht hoch über dem Graben. Mit drei Klimmzügen erreicht er sie. Mit einemmal fällt es ihm schwer aufs Herz, sie könnte verschlossen, das ganze Wagnis vergebens sein.

Er rührt an. Verschlossen. — Monica erwartet ihn nicht mehr.

Doch sofort macht er sich Vorwürfe: Ein Rückfall in die alte Ängstlichkeit. Rüttelt stärker. Sofort zeigt sich, daß die Pforte nur ganz leicht angelehnt war.

Viel vermag Feigheit. Sogar eine offene Tür vermag sie zu verschließen.

Er tastet sich ein paar Stufen empor. Ein Kellerraum. Er stolpert über eine Binsenmatte mit einem warmen Körper darauf. — Monica fährt aus dem Schlaf, ihre Schlafwärme umhüllt seine Hände, seinen glücklichen Mund.

„Nicht hier, nicht hier", flüstert sie.

Die Kellertreppe hinauf führt sie ihn, öffnet oben die Tür. Nun stehen sie im Hof, den er so lange nicht gesehen

hat. Alle Sträucher und Bäume in Blüte, tropfend von Wohlgeruch und samtenem Nachtwind. Das Gewitter in der Ferne, lau, ein dumpfes Aufbeben hie und da.

Mit raschen Schritten bringt sie ihn die enge Wendeltreppe des Vorderhauses hinauf, in ihr Mädchenzimmer, das über der Schmiede liegt.

Wie wohnlich hier, wie warm nach dem Regensturm draußen.

In Bechern aus böhmischem Kristall strahlt Blutwein auf. — Nein, das nicht! Dem Speisegesetz untreu will er nicht werden. Nur Wasser!

Aber sie hat wohl auch ins Wasser Wein getan, es erhitzt ihn, jagt alle Säfte zu Kopf. Beginnt man in der Schmiede unter ihren Füßen nächtlich zu arbeiten? Dumpfes Hämmern steigt aus der leeren Schmiede, durchzittert den Fußboden des Oberstocks.

Mit weichen Händen streichelt Monica seine brennenden Schwielen, legt ihren Kopf, das duftende Haar an seine Wange.

„Das ist das Fenster, an dem ich damals am Sonntag auf dich gelauert habe."

„Und auch heute hast du mich erwartet?"

„Seit damals — jede Nacht."

Mehr spricht sie nicht davon. Sie rühmt sich ihrer Geduld, ihrer Voraussicht nicht. Und ihm erscheint die stolze Kargheit ihrer Worte so süß, so befreiend, — nicht anders als ihr zarter Kuß oder die Kühle ihres schmalen Armes, die durch das dünne Gewebe dringt. Ja, das ist sie wieder, seine Monica, die ernste, noch in der Hingabe heilige Geliebte jenes unvergeßlichen Sonntags.

Doch bald befremdet ihn jede Bewegung, die sie tut.

Hier, in ihrer eigenen Stube, im flackernden blauen Ampellicht, von goldblitzenden Truhen und seidenen Vorhängen umgeben, ist sie sicherer, stürmischer, deutlicher als sie drüben im Wohnhaus ihrer Eltern war. Entfesselt ist Monica. Sie trinkt, sie tanzt. Summt die Melodie und tanzt die majestätische Paduana, deren Schritt ihren lieblichen Körper durchschüttert, das Halstuch von der schlanken, weißen Schulter wirft. Und rings einsame, selbstvergessene Nacht, Stille und Schlaf weit und breit. Wie das einlädt, wie das lockt!

Sooft sie im Tanz an ihm vorbeikommt, legt sie ihr heißes Antlitz an seine Wange, — Wangenwärme durchdringt ihn, — dann ist sie lächelnd in drei Umdrehungen zur fernen dunklen Zimmerecke entwichen, aus der sie mit königlich trotzendem Gesicht wieder hervorschreitet.

Eine andere Monica als die, von der er geträumt hat.

Doch wenn er geträumt hat, daß nur ihre Befangenheit, ihre Sanftmut, ihr in Kleider züchtig verhüllter Leib ihn bezaubert haben, so erfährt er es diesmal anders.

„Was tust du, Monica?"

Sie holt einen schwarzen Teppich aus dem Spind, breitet ihn über das Bett. Er muß sich umkehren, mit dem Gesicht gegen die Wand. Dann klatscht sie in die Hände. „Fertig." — Weiße, zarte Nacktheit, ein wenig Blond unter den Achseln und im Schoß, hingebreitet wie einer der blühenden Sträucher draußen im Hof. Die Hände unter dem Kopf, so daß die Ellbogen glänzend ihm entgegenstreben und mit ihnen die doppelt gerundete Brust, über deren Wellen Lichter und Schatten spielen. — „So war es bei Messer Balbo", lacht sie ihn an. Und lacht

immer stärker, so daß er gar nicht mehr weiß, was er von ihr halten soll.

„So komm, — komm doch schon aufs Folterbett." In seinem Mitleid hat er es damals so genannt. Erbitterung steigt in ihm auf, Beschämung. Ihm ist, als wolle man das Beste in ihm verletzen, abtöten. — Lilith!

Doch für Widerstand ist es längst zu spät.

Nur spürt er zum erstenmal mitten in betäubender Wonne etwas wie den feinen Nadelstich des Grauens.

12.

Indes ist es nicht Grauen, was ihm von dieser Nacht zurückbleibt. Das Grauen ist im Augenblick wieder vorbei. Und nichts enthält die Erinnerung als Monicas innig ängstliches Angeschmiegtsein. Denn Monica, die Mutige, fürchtet sich bei Gewitter. Drohblitz, Drohdonner halten die ganze Nacht lang an. Zitternd liegt das Mädchen an Dawids Brust, freut sich, wenn der blendende Schrecken eine Weile lang aussetzt, will vergessen, in Küssen vergessen, wie sehr man sie geängstigt hat, und zankt in leisen, furchtsamen Worten los, sooft das Krachen neu beginnt, zankt, als sei das Gewitter mit seinem Schrecken ein Unrecht, das man ihr tut. Es ist so drollig, sie zu trösten, so süß, sie im Trost immer noch näher an sich zu ziehen.

Zum erstenmal in seinem Leben ist Dawid nachtsüber nicht allein. Keine Geschwister zu haben, als einziges Kind allein schlafen zu müssen, — welche Gottesstrafe war das leere, schwarze Zimmer mit Bath-Chorin, mit den gespenstigen Schedim all die Jahre lang. — Vorbei. Er

hat nun eine Schwester bei sich, die seinen Schlaf bewacht. Ermüdet schläft er ein, das Gesicht an ihren warmen, zartglatten Rücken gelehnt, eine knappe Viertelstunde nur, aber ganz tief bewußtlos, erquickend, ohne all die bangen Träume, die sonst sein Bewußtsein nahe an der Oberfläche des Schlafes halten. Der erste wirkliche Schlaf seines Lebens, so dünkt es ihm. Und erstaunt sagt er sich: Das habe ich gar nicht gedacht, daß ich für meine Sünde auch noch diesen Lohn empfangen werde.

13.

Lohn für die Sünde! — Solches Erstaunen wiederholt sich am andern Morgen. Von da an täglich einigemal.

Nach Nächten, mit Monica durchwacht, ist er frischer, studiert leichter als je in trüber Jugendzeit, die ihm jetzt nachträglich wie von dunklen Nebeln eingepreßt scheint, ohne Luftzug, erstickend. — Seltsam, wie er jetzt seine Seele eifrig zum Dienst gelehrter Forschung findet. Kann wirklich aus der Sünde so Gutes kommen?

Oft schämt er sich, nach so unheiligem Glück die heiligen Bücher auch nur zu berühren. Scham und Reue befallen ihn. Doch ist es nicht, als ob gerade Scham und Reue ihn aneiferten, tiefer als zuvor ins göttliche Geheimnis einzudringen? Er deutet, man horcht auf. Man bestreitet, man kann ihm kaum mehr folgen, — doch das Gefühl seines wahrhaftigen Suchens ist so stark, daß niemand auch nur auf den Einfall käme, seine Gedanken einfach als bedeutungslos abzutun. Freilich erscheint ihm alles, was man seinen Zweifeln, seinen Vorbehalten gegenüber einwendet, als weit entfernt, als kaum zur Sache gehörig.

Doch kann er selbst sich dem Eindruck nicht entziehen, daß die andern das, was er vorbringt, als wichtig ansehen, daß sie für nötig erachten, sich damit aufs ernsthafteste auseinanderzusetzen, — und so ergibt sich, während er in seinem Gefühl ihnen immer weiter entschwindet, doch auch zugleich der Eindruck, als rückten sie ihm immer näher, als befriedige er, der ihnen nie etwas bedeutet hat, von nun an ihre innersten Bedürfnisse.

Nicht nur die Lerngenossen im Bethaus richten sich an ihm empor, — auch Monica, und nun beginnt es ihm unheimlich zu werden, scheint aus seinen gestärkten, vielmehr völlig neu gewonnenen Kräften Lehre zu ziehen. Ohne daß er ihr je Vorwürfe gemacht hätte, ganz aus eigenem sagt sie einmal, daß ihr träges Leben ihr nicht mehr gefalle. Ob er ihr nicht raten könne, wie sie durch regelmäßige Tätigkeit ihre Kräfte entwickeln und selbständig werden solle, ohne auf eine Heirat angewiesen zu sein. Sie wolle die Achtung vor sich selbst zurückgewinnen, fügt sie rotglühend hinzu. — Man berät. Er geht ihre Talente durch, die er bewundert: den Tanz, die schöne Stimme. Oder Gärtnerei? Bei gärtnerischer Arbeit hat er sie kennengelernt. Wie fleißig, wie geschickt! Der Einfall sagt ihr zu. Sie verspricht (und er nimmt das Versprechen an, dessen Feierlichkeit ihn überrascht), Blumenzucht und Blumenbinderei gründlich zu erlernen, um möglichst bald, vom Vater unabhängig, ihr Brot zu verdienen.

Ihr Stirnfurchen ist nicht unbemerkt geblieben.

„Was ist's mit dem Vater? Quält er dich?"

„Das alte Lied. Ich darf den alten Flegel, den Burggrafen, nicht so grob abweisen, wie ich's gern täte. Doch laß nur, — ich wehre mich schon." —

Wenn er nun nachts bei ihr ist, führt sie ihn manchmal aus ihrem Stübchen die Wendeltreppe hinab, durch den Hof der Schmiede in den Garten an der Stadtmauer. — Es gibt schwüle Nächte, in denen man die Zimmerluft nicht erträgt. Oder ist das nur ein Vorwand? Will sie ihm zeigen, daß sie es mit der Gartenkunst ernst nimmt, daß sie Fortschritte macht? — Leise schreiten sie, Windlichter in den Händen, zwischen den Beeten, die alle von Monicas Hand in sauberster Ordnung gehalten sind.

„Weißt du, was das ist?" fragt sie ihn oft.

„Nein." — Er weiß gar nichts von all dem, was blüht und wächst.

„Das ist Flieder. — Hier Vorsicht, Brennesseln! — Oh, jetzt hast du dich verbrannt. — Aber diese hier, ähnlich, nur mit kleineren Blättern, sind Taubnesseln. Die Blüten kann man herauszupfen und ansaugen. Süß. Willst du nicht kosten?"

Von dieser Pflanze, so ähnlich der andern, deren Spur an seinen Fingern immer lebhafter schmerzt?

„Du kannst mir trauen", lacht sie.

Da überwindet er einen Schauder, schlürft den süßen kühlen Zuckertropfen. —

Liebe freut sich an Erinnerungen: „Denkst du noch daran, wie du mich nach diesen Hecken fragtest?"

Er drückt ihre Hand: „Ich sehe jetzt, die Scherenwunden haben ihnen nicht geschadet, nur ihre Äste geordnet."

„Da ist Rotdorn. Die schönen Blüten. Könntest du sie nur einmal bei Tag sehen."

„Ich komme."

„Unmöglich. Der schwarze Kaspar lauert. Er haßt jeden,

der mich nur anschaut. Gib acht, mit dem Burggrafen setzt es auch noch einmal ein Unglück."

„Wieder der Burggraf."

Sie lenkt ab: „Und wie tagsüber die Bienen durch den Rotdorn summen. Du siehst den Schwarm nicht. Nur da und dort eine, die wie besoffen aus dem Grün hervorkreist. Sonst merkst du nichts von ihnen. Aber der ganze Baum brummt und singt."

„Das Glück der Arbeit", sagt er leise.

„Ja, so faul wie die Juden sind die Bienen nicht."

Er denkt an seine Mutter, die sich fast zu Tode arbeitet. An den unermüdlichen Vater. An all die vielen im Ghetto, die gleich diesen beiden keinen Augenblick müßig gehen. — Seltsam, diese Vorurteile gegen uns!

Über Blumen und Sträucher weiß Monica so genau Bescheid, von Juden weiß sie das Verkehrteste. — Schließlich muß einmal doch auch davon die Rede zwischen ihnen sein: „Was hältst du von meinem Volk, Monica? Gibt es gar nichts Gutes an den Juden?"

„O doch, Liebster."

Er hat einen Scherz vermutet. Doch sie fügte ernst hinzu: „Sehr mutig und tapfer seid ihr Juden."

Das überraschte ihn nun wieder. Genau das Gegenteil seiner eigenen Anschauung. — Er sagt es auch.

„Ich habe es aber doch mit eigenen Augen gesehen", erwiderte sie. „In Enns. Da haben Juden eine Hostie gefoltert. Wie dann aber die bösen Kerle auf dem Scheiterhaufen gestanden sind, da haben sie mir doch leid getan. Kein einziger hat um Gnade gebeten. Man fragte sie, ob sie nicht doch Buße tun und bereuen wollten. Da sagte der eine, ein struppiger brauner Bursch: Ja, das eine bereue

er, daß er während der Tortur die Taufe genommen und erst eine Stunde später wieder abgeschworen habe. Die andern drei, die mit ihm zusammen auf dem Holzstoß standen, legten die Hände auf seinen Kopf, als verziehen sie ihm in diesem Augenblick. Und überhaupt bekümmerten sie sich nur umeinander, für uns hatten sie keinen Blick, kein Wort, keinen Schrei, auch als die roten Flammen schon rings um sie standen. Es hat mir förmlich weh getan, wie sie uns verachteten. Siehst du, das waren tapfere Männer, diese Juden!"

Sehr nachdenklich wird Dawid. — Tue ich meinem Volk unrecht, wenn ich es für feig halte? Märtyrer aller Art haben wir hervorgebracht, die treuen Dulder, deren Blut von den Wänden der Synagoge nicht weggewaschen werden darf. — Er bewundert sie ja, diese Helden. Was es eigentlich war, was ihnen fehlte, hätte er nicht angeben können.

Um dies aber, was ihnen, was ihm selbst fehlte, kreisen beständig seine Gedanken. Einmal glaubt er dem Geheimnis nahe zu sein. Monica hatte bemerkt, daß eine Beetecke schlecht gediehen ist. Sie bückt sich, vergräbt ihre Hand in der schwarzen Erde, arbeitet in der nassen Tiefe drauflos. Sonst geschieht nichts. Dawid aber schreit plötzlich auf: „Das ist's. An Mut und Aufopferung fehlt es uns nicht. Aber in die feuchte Erde hineingreifen — könnten wir das? Wir scheuen uns vor der Fruchterde, Mißtrauen haben wir gegen alles, was zähe und langsam und dunkel ist von den Nährkräften des Lebens, denen man nur vertrauen muß, die man nicht versteht. Wir aber wollen alles prüfen. Vorschnelles Volk, so ist es uns ja auch in der Schrift gesagt. Wir prüfen, wir eilen. Du aber,

Monica, hast solch ein stilles Verweilen bei den Pflanzen, bei Rotdorn und Nesselblüten und scharfem und süßem Saft. Das ist mehr als Mut."

Er kann nur noch stammeln, die Überfülle der Erkenntnisse hat ihn verwirrt. „Es ist solch ein starkes, ruhiges Abwarten. So wie du auf der Binsenmatte im Turm ruhig geschlafen hast und wußtest, daß ich doch einmal klug sein und kommen würde. O solch ein inniges Zutrauen, daß alles von selbst und ohne unser Zutun kommen muß."

„Und habe ich nicht recht behalten?" lächelt Monica, ohne den Zusammenhang seiner Worte zu verstehen.

Sie ist es nachgerade gewohnt, daß er bei Anlässen, die ihr geringfügig erscheinen, außer Rand und Band gerät. Einmal zeigt sie ihm, der sich so gern von ihr über die Blumen- und Tierwelt belehren läßt, die abgeblühten Butterblumen, weiße, zarte Fadenkugeln, und gleich darauf Erdbeerblätter, unter denen die eben erst hervorgekommene winzige Blüte sich versteckt. Dawid hat Tränen in den Augen. — „Was ist dir denn?" — „Ich hatte immer geglaubt, daß im Frühling alles zugleich blüht und alles zugleich verblüht. Ich weiß nicht, warum ich es mir eingebildet habe. Kann ich so etwas gelesen haben? Solch ein Gelehrter wie ich, und die einfachsten nächsten Dinge weiß ich nicht. Aber du!" Er küßte sie so wild wie noch nie. —

Nach solcher Hingabe — wie schlimm, wenn er in ihrem Zimmer immer wieder neue Geschenke bemerkt, kostbare Vasen, Goldketten, ein Bologneser Hündchen. Dieses Zimmer ist ohnehin mit allzu großem Reichtum ausgestattet, sticht von den einfachen Stuben ihrer Eltern ab. Vertrauen, ruhiges Vertrauen, — ach, es ist leicht, davon zu reden.

Aber wenn er nun wirklich Vertrauen zu ihr haben, nach nichts fragen soll!

„Warst du wieder beim Burggrafen?"

„Bei dem alten Flegel? Nein!"

„Seit ich dich kenne, warst du nicht mehr dort?"

„Nein."

„Und dennoch schickt er dir venezianische Gläser, gestern diesen Ring?"

„Ich sage ja nicht, daß er mich nicht mehr einlädt. Nur folge ich seinen Einladungen nicht mehr."

„Und wirst es nie mehr tun?"

„Nie."

„Versprich es mir!" Er besinnt sich. Es ist eine Frage, die ihm schon oft auf der Zunge gelegen war. „Ich verstehe nur nicht, — was du an mir findest."

Begehrlich blickt sie ihn an: „Du bist so jung." Und läßt ihm keinen Zweifel darüber, was sie meint. — So einfach? Es war also bloße Einbildung, was er zu Anfang über ihr verletztes Schamgefühl gedacht hat? —

Erinnert er sich bei Tag an die Geschehnisse solch einer Nacht, so kann es wohl geschehen, daß ihn Grauen überfällt. An die Sage vom Doktor Faustus muß er denken, der sich dem Teufel verschrieben hat, um die Königreiche der Welt kennenzulernen. — So lerne auch ich, erfahre Ungeheuerliches, sehe die wahren Mächte und erkenne ihre Rangordnung. Aber nur aus der Sünde erwächst mein Glück. Wahnsinnig, wenn ich etwa meinen Lebenswandel an dem der ganzen Gemeinde messe. Wohin geht es mit mir? Und so allein, auf eigene Faust! Mein Vater und die Weisen — halten sie nicht seit je daran fest und ruht nicht ihre ganze Kraft darin, daß sie immer nur das

tun, was ihnen als das Gute, durchaus Sündenlose geboten ist? Nicht die geringste Beimischung des bösen Triebes würden sie gestatten. Keusch und streng ihre Bahn der Entbehrungen. Sie würden es gar nicht verstehen, wenn ich ihnen sagte, daß ich im Vertrauen auf die unbekannten Mächte des lebendigen Gottes Gutes und Böses mische, daß ich wie Monica die Ereignisse sich selbst überlasse und abwarte und hoffe, daß das Gute mit dem Bösen ganz allein und ohne mein Zutun fertig wird, — da doch Gott gut ist und das Leben will, nicht den Tod des Sünders, und will, daß man ihm diene auch mit dem bösen Trieb...

Manchmal aber sagt er: Ob nur die Gefahr, der ich mich anvertraue, nicht allzu groß ist. Ich erliege der Wollust. Ich Ehrloser fühle mich ja dort schon ganz wohl, fühle mich — kein Zufall, daß das Haus so heißt — wie der Frosch in der Pfütze...

Indes hat alles an ihm, sein Blick, seine Haltung, sich allmählich verändert. Er geht aufrecht, stolz und leicht. Um seine Muskeln zu kräftigen, hat er die Gewohnheit angenommen, im Eisenkram der Mutter schwere Stangen, Hellebarden, alte Zweihänder zu heben und von sich zu strecken. Ehemals pflegte er die rostigen Metallstücke so wenig als möglich zu berühren. Sie waren ihm unheimlich, die zerbrochenen Totschlaginstrumente, an denen manches Blut haften mochte, — unheimlich der ganze rasselnde Laden. Jetzt betritt er ihn in früher Morgenstunde, sooft er von Monica heimkommt. Bei seinen selbsterfundenen Übungen soll niemand ihn sehen. Die ersten Sonnenstrahlen fallen auf die blinkende Trümmerstätte. Es ist lustig anzuschauen, nichts Gespenstisches zu merken. Hoch auf-

wachsen will ich, stark sein, schön und gesund! Warum denn eigentlich gerade bei uns so viele Krüppel! So viele abscheulich verhutzelte und verschrumpelte Leutchen, ein Geschlecht von Schlangen und Drachen! Und die vielen Narren unter uns! Hirschl ist ein Narr, und der Pförtner Gerson, und Tuwja, unser Knecht! Wohin man schaut, lauter Narren!

Mit dem taubstummen Gesellen Tuwja ist ihm neulich etwas Seltsames zugestoßen. — Der Diener war einmal im Morgengrauen in den Laden getreten, während Dawid sich dort zu schaffen machte. Aus blutunterlaufenen Augen starrend stand er auf der Schwelle. Doch mischte sich in sein Glotzen etwas wie Hohn. Dann war er rings um seinen jungen Herrn, der eben einen schweren Mörser stemmte, herumgetänzelt, deutete auf die Stirn, den Mörser, schüttelte mißbilligend den Kopf. Seine dicken, unnatürlich roten Wulstlippen krümmten sich gluckend. Nun machte er Fingerzeichen, die jedoch Dawid nicht recht kannte. Mit der Mutter pflegte sich der Geselle auf solche Art zu verständigen, mit Dawid gelang es nicht. Immer dringender wurde die Frage, die in dem erregten Gesicht des Schwachsinnigen zu lesen war. Dawid reichte ihm ein Kohlenstückchen hin, — und blitzschnell schrieb Tuwja an die Wand. Hebräische Lettern, das eine Wort: „Verrückt?" Dazu wiegte er, nunmehr beruhigt, ja völlig ernst geworden, sein unförmlich großes, kahles Haupt, wobei er mit ausgestrecktem Finger der Rechten auf Dawid hinwies. — Dawid hatte ihm den Rücken gekehrt. — Einen Augenblick lang aber war ihm der alte Diener doch wie das dumpfe, immer sich selbst treu bleibende Gewissen all seiner Ahnen und des ganzen Volkes erschienen. Ja gewiß,

so wie der taubstumme Geselle da, genau so hätten sie alle geurteilt. Wie eine geheimnisvolle Warnung erschien es ihm: die Hand, die in Babylon glühende Buchstaben an die Mauer geschrieben hatte, hatte nicht anders gewarnt...

Doch mochte der Weg, den er, auf sich allein angewiesen, ohne Lehrer, ohne Rat beschritten hatte, ein verhängnisvoller Irrweg sein, — das Leben, wie es die Gemeinde trieb, erschien Dawid jedenfalls noch irriger, noch ärger! Wenige Tage nach dem Auftritt mit dem Gesellen war er Zeuge der Begrüßung, die Prag dem König Wladislaw bereitete. Wladislaw residierte am liebsten in Ungarn, das er durch Verträge mit den Ländern der böhmischen Krone vereint hatte. Doch nun hatte ihn die in Ungarn herrschende Pest vertrieben. Von ungarischen Baronen und Prälaten, von böhmischen und mährischen Herren wie auch von Abgesandten der Städte umgeben, zog er in Prag ein, wo er für einige Zeit hofzuhalten und die zahllosen Streitigkeiten zwischen den Ständen und Religionsbekenntnissen zu schlichten gedachte. Solcher Schlichtungen befliß er sich nun schon vierzig Jahre lang, darüber war er alt und krank und der Streitigkeiten waren dennoch niemals weniger geworden seit seinem fünfzehnten Lebensjahr, in dem er die Krone Böhmens erlangt hatte. Nur die allgemeine Müdigkeit des Landes ließ lange blutige Kämpfe wie die der Hussitenjahre nicht mehr zu. — Zu allem, was man ihm vorbrachte, pflegte der König „dobře, gut" zu sagen, und so hieß er auch im Volke: König dobře. Auf seine Herzensgüte und Schwäche rechneten denn auch die Juden, die ihn am oberen Burgtor erwarteten. Als Schutzflehende: denn die Prager Städte wie der Burggraf setzten ihnen wieder einmal arg zu und hielten einen Befehl,

daß alle Juden Prag zu verlassen hätten, schon in Vorbereitung. Eifrige Zwischenträger hatten die Gefahr verraten. Andere, gleichfalls bestochene Zwischenträger hatten gegen die Ausführung des Befehls Bedenken erhoben, um zumindest Zeit zu gewinnen. Und nun kam glücklicherweise der König selbst. Sofort hatte man beschlossen, ihm nach altem Vorrecht die Rolle der heiligen Lehre in feierlichem Aufzug entgegenzutragen. — Eine kümmerliche Art, sich bemerkbar zu machen, seine Ansprüche auf Leben, vielmehr auf Nichtausgetilgtwerden anzumelden, zu zeigen, daß man immerhin auch irgendeinmal etwas mit Gott zu tun gehabt habe. Ein waffenloses Volk, deshalb will man nichts von uns wissen. Und wir tun, als merkten wir es nicht, als glaubten wir immer noch daran, daß man „gut Freund" oder „gnädiger Herr" zu uns ist. Es bleibt uns ja in all der Schmach kein anderer Weg als dieser des absichtlichen Mißverstehens. Wir haben nichts zu bieten als ein unterwürfiges Lächeln für jeden Fall, mag geschehen, was da will. — Trüb und wehmütig erschien Dawid die Pracht der Judenältesten in ihren roten Überkleidern und goldgestickten Gebetmänteln. Aber wem hätte er sagen sollen, was er fühlte! — Die alte Fahne aus der Synagoge fehlte nicht. Sechs Männer handhabten mit Stützen den riesigen Schaft. Nebenan hielten die vier Vornehmsten der Gemeinde die Tragstangen eines roten Baldachins, unter dem Rabbi Isaak Margolioth und der „Parnes", der Vorsteher Elia Munka, gemeinsam ein Kissen mit der Gesetzrolle trugen. Hinter ihnen drängten sich die Ältesten und viele andere Juden, alle in Sterbekitteln wie am Versöhnungstag, Gebete flüsternd, — nun mit zitternden Stimmen, von einigen Trompeten unter-

stützt, einen Psalm anstimmend: denn der Zug des Hoflagers kam eben die steile Gasse zur Burg herauf. Die Goldagraffen der ungarischen Reiter zitterten auf hohen Pelzmützen, Krummsäbel nach türkischer Mode funkelten. Der König alt und gichtkrank, auf einem Sattel besonderer Machart festgebunden, hielt sich auf seinem von zwei Edelknaben geführten Rappen kaum aufrecht. In dem dicken, grauen Gesicht ein schmerzhafter Zug, die Hilflosigkeit eines langen, unnütz vertanen Lebens. Doch wie er die Juden erblickte, verschwand das gütige, unentschlossene, ein wenig krampfhafte Lächeln. Der König schien erbost. Schon wieder diese nie zu entwirrenden Judensachen! Wer hatte ihm die Leute hergebracht? Ärgerlich sprach er mit einem Herrn des Gefolges, der sich wieder an einen andern wandte. Die Bewegung pflanzte sich fort, man zuckte die Achseln, weiter zurück lachte man wohl gar. — Dawid ließ nichts unbemerkt. Er hörte den Psalmgesang sich verstärken, nun klang es wie Todesangst. — Der alte Elia Munka trat vor. In kurzer Rede bat er den Monarchen, das Gesetz Mosis zum Zeichen seiner Huld mit der Hand zu berühren. Man konnte sehen, wie Wladislaw zurückzuckte. Munka neigte sich nochmals, er sprach von dem Schutz, den die erhabenen Vorgänger des Königs der jüdischen Gemeinde Prag seit je hätten angedeihen lassen, er vergaß nicht einzuflechten, wie hohe Summen Goldes als Judenzins, zum Entgelt für die mit diesem Schutz verknüpften Mühewaltungen in die königlichen Kassen eingeströmt seien. Dabei schwenkten die sechs Männer die von Karl, dem Luxemburger, verliehene Fahne mit dem Dawidsstern. Nun war es klar, der König wollte ein Ende machen. Mit der Reitgerte berührte er flüchtig die

Gesetzrolle und gab ein Zeichen, worauf die Knaben sein Pferd weiterführten, nicht ohne daß der eine dem Vorsteher eine lange Nase gedreht hätte. Aber auch das war noch nicht genug. Neben dem König einherschreitend bat der Vorsteher, der Herrscher möge die große Herablassung haben, die Reitgerte, mit der er seine königliche Gnade bezeigt, der Gemeinde zum Gedächtnis dieses glorwürdigen Tages überlassen. Und als der König in wortloser Verachtung vorbeigesprengt war, ließ der Greis nicht ab, einzelne der Hofleute mit seiner Bitte anzuhalten, ja, er war glücklich (oder gab sich wenigstens den Anschein, es zu sein), als ihm einer der letzten, ein Junker in scharlachrotem Wams, das sichere Versprechen gab, die kostbare, höchst denkwürdige Rute für fünfzig Golddukaten herbeizuschaffen.

Dawid hatte sich neben den Vorsteher gedrängt. Kein Wort entging seinem Zorn. — Doch jetzt, wie der alte würdige Mann, der Püffe und Pferdehufe nicht achtend, mit dem Schalksnarren des Königs verhandelte, war es nichts als Gram, was in Dawids Herz aufquoll. Der alte Vorsteher tat ja unverdrossen, was er konnte und wie er es verstand. Wo aber, wo zeigte sich endlich der Retter, der es besser verstand!

14.

Und wenn all die Erniedrigung wenigstens Rettung gebracht hätte! Aber sie brachte keine Rettung! — Der König hob das Ausweisungsedikt nicht auf. Im Gegenteil, immer lauter sprach man davon. Es hieß, daß die Schöffen das Schriftstück mit dem Siegel des Königs schon in der

Hand hätten und jeden Tag verlautbaren könnten. Man nannte auch schon die näheren Umstände, einen bestimmten Tag.

Am ersten des Monats Julius 1511 sollten alle Juden, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Gesunde und Kranke, ihre seit Jahrhunderten angestammten Häuser und Straßen verlassen. Keine Ausflucht würde gelten, alle Geleitsbriefe ohne Ausnahme habe man bereits als ungültig erklärt. Zu groß seien die Verfehlungen der Juden gegen die Gesetze, zu laut die Anklagen der Stände, wie die Ausweisungsurkunde solche mit liebevoller Breite wiedergab. — So ging das Gerücht von Mund zu Mund, mit Schadenfreude aufgenommen und mit tödlicher Angst.

Austreibung! Man wußte ja, was das bedeutet. Wiewohl noch unbekannt war, ob man wie die Juden Spaniens nur die Grabsteine der Väter würde mitnehmen dürfen oder ob eine Frist zum Verkauf der Liegenschaften, ein gewisser Betrag als Wegzehrung festgesetzt sei, — der Unterschied war nicht groß. Für jeden Fall zog sich ein Wirrsal der unsäglichsten Qualen um die Auswanderer zusammen. Denn zu welchem Betrag kaufte man Liegenschaften und Wertsachen, von denen feststand, daß der Eigner sie verkaufen mußte! Und auch jene spanischen Juden, die heimlich einiges von ihrem Gold mitgenommen hatten, waren damals von betrügerischen Seekapitänen so lange auf hoher See umhergeführt worden, bis sie ihr letztes Geldstück für einen Krug Wassers gaben und bis dann, vom Anblick der hungernden Eltern erschüttert, die Kinder sich selbst in die Sklaverei verkauften. „Diceres illos larvas — man könnte sie für Gespenster halten," so

beschrieb ein Augenzeuge die Insassen dieser Judenschiffe, die zu kurzer Rast in Genua eintrafen. Priester kamen auf Deck, in der einen Hand das Kreuz, in der andern ein Stück Brot. — Und menschlich die Stadt, die die Flüchtlinge einließ. Anderwärts aber berief man sich auf die Krankheiten, die die Juden einschleppten, — an Krankheiten fehlte es natürlich unter den Zusammengepferchten nicht, — doch auch die französische Lustseuche trat damals zum erstenmal auf, und auch ihre Verbreitung schrieb das erregte Volk den Juden zu. So traf alles zum Unglück zusammen. In Neapel verjagte man sie nach wenigen Monaten, in der Berberei schoß man auf die Gelandeten wie auf Jagdwild, in Fez mußten sie außerhalb der Stadt lagern und lebten vom Gras der Felder. Am Sabbat nagten sie es nur mit den Zähnen ab, um das Werkverbot nicht zu verletzen, indem sie es pflückten.

All diese schaurigen Geschichten, die in den neunzehn Jahren seit der spanischen Austreibung nicht vergessen worden waren, kamen jetzt im Ghetto aufs neue an die Oberfläche.

Es fehlte nicht an Troststimmen. Man erinnerte an Wohltätige, an ihre übermenschlichen Kraftanstrengungen, an Linderer der Schmerzen wie den edlen Jechiel in Pisa, der jedes der Flüchtlingsschiffe am Hafen empfangen und niemanden ohne Hilfe entlassen hatte. „Notzeit kommt über uns, damit die Großen des Volkes sich bewähren können." Ja, es gab einzelne, die förmlich stolz auf die Leiden der spanischen Austreibung schienen. Sie sprachen mit Verzückung von „unsern Leiden". „Was haben wir in Jahrtausenden nicht alles schon ertragen." — „Aber wie sind wir auch herabgekommen, in den Leiden der Jahr-

tausende", rief David einem solchen frommen Jubler zu. Und der edle Jechiel von Pisa war ihm wie einer, der mit einem Eßlöffel das Meer ausschöpfen möchte.

Entsetzt nahm er wahr, wie das Unmaß von Leid, das seinem Volk seit je beschieden war und auch für die Zukunft zugedacht sein mochte, in ihm die entgegengesetzte Wirkung hervorrief wie in den andern. Die andern fanden sich gottergeben drein, fühlten sich gar erhoben, — er war so weit, daß ihn die Schmerzensfülle einfach anekelte. Nicht Mitleid mit den Unglücklichen und mit sich selbst fühlte er: vielmehr war er gegen alle aufgebracht, die so unmenschlich litten. — Es ist unsittlich, so unglücklich zu sein, sagte er sich. Hat nicht jeder Mensch eine Art von Pflicht, sein Unglück über eine gewisse Grenze nicht hinauswachsen zu lassen!

Kam er nachts zu Monica, so war es ihm wie Flucht und Rettung aus solch verzehrendem Kummer. Oh, bei Monica war alles blütenrein, blütenleicht. Ihre wohlgewachsenen schlanken Glieder beruhigten. Daß nicht alles in Elendswirbel hinabgezogen werden mußte, sagte der Anblick ihres festen, regelmäßigen Gesichts.

Doch fühlte er jetzt ihrer Schönheit gegenüber nicht nur Bewunderung und Liebe. Blutgierige Wünsche erwachten. — Als Knabe hatte er eine Erzählung des Homer nie verstehen können. Daß Venus ihrem Mann untreu wird und zum Kriegsgotte Mars davonläuft. Zu einem rohen, ungebildeten Kriegsgott! Einem alten groben hinkenden Mann entfliehn, der noch dazu Handwerker, ein Schmied, war, — das konnte er fassen. Aber dann hätte sie doch zu einem angesehenen Mann, einem großen Gelehrten gehen müssen!... Jetzt lächelte er über diese Gedanken seiner

Kinderjahre. Hirschl, bei dem er den Homer las, hatte freilich keine Auskunft geben können. Das Leben selbst mußte ihn belehren, wie Venus und Mars zusammengehörten. Oh, jetzt hätte er ein Mars sein wollen, in kühner Tat die Gemeinde erretten, in Schlacht und Ruhm die geliebte Schönheitsgöttin endgültig an sich reißen.

Wie undenkbar das war! — Oh, ganz anders würde es kommen. „Mich jagt man weg. Es ist zu Ende, wir sehen einander nie wieder."

„Ich gehe mit, Dawid, — ich gehe mit dir."

Er versuchte sich vorzustellen, wie Monica mit im Zuge der Vertriebenen schritt, neben seiner Mutter, hinter dem Vater und den Schülern des Vaters, die alle Thorarollen trugen, hinter dem Vorsteher und den greisen Gelehrten — Monica, die weiße, blonde, lachende Frau! — Auf den ersten Blick mußte man sehen, wie gänzlich unmöglich das war.

„Ich wüßte ein Mittel", sagte Monica, als er einmal wieder zu klagen begann.

„Du?"

„Es kostet nur ein paar Worte — und ihr dürft alle in Prag bleiben."

„Ein paar Worte — und wie?"

„Das kann ich dir nicht sagen."

„Sag' es, sag' es!"

Sie weigerte sich. Wie oft schon hatte er dasselbe gesehen, — sich selbst, wie er andrängte, an jedem einzelnen ihrer Finger hinabstrich, als sei in den Lücken zwischen den zarten Fingern das Geheimnis verborgen, — und sie, wie sie standhielt: „Du sollst mir doch vertraun!"

„Du willst zum Burggrafen gehen, Monica."

„Nein."

„Ich weiß, daß ich richtig geraten habe. Aber das werde ich nie gestatten."

„Du hast falsch geraten. Aber wenn einmal die Stunde da ist, dann weißt du, daß du nur zu kommen brauchst — und mußt mir nur sagen: Monica, die Stunde ist da — dann werde ich's schon verstehn."

„Nie werde ich das sagen, nie."

„Um so besser, vielleicht wird es gar nicht nötig sein. Hoffentlich."

„Und selbst wenn es nötig wäre, wenn das Allerschlimmste bevorstände! Nie sollst du das von mir hören, Monica. Monica, wüßte ich, daß es ein reines, gutes Mittel ist, das du anwenden willst! Warum sagst du nicht, was du tun willst?"

„Laß mich nur machen, laß mich nur, Dawid, mein Lämmlein."

So hat sie in letzter Zeit seinen Familiennamen in ein Kosewort umgeformt. Aber er mag dieses Kosewort nicht. „Ich habe dir schon oft genug verboten..." Warum nur immer wieder diese Verkleinerungen? Es erinnert ihn an andere Namen in der Judenstadt, an all diese: Berl, Hirschl, Löbele. Sind wir Spielzeug, daß man uns so niedlich und zugleich so verächtlich benennt? Und immer diese Tiervergleiche! Von seinen „Hundeaugen" hat sie schon öfters gesprochen, — nun macht sie auch noch ein Lämmchen aus Dawid Lemel!

„Bist du mir böse? Ich tu' doch gar nichts Arges", sagt sie voll Unschuld, und es ist ihm nun aufrichtig leid, daß er sie so derb angefahren hat. Er küßt sie auf die Stirn, da

sind Tränen in ihren Augen. „Ich tu' gar nichts, wenn du es mir nicht ausdrücklich anbefiehlst."

„Nie werde ich dir das befehlen. Ich schwöre dir —"

Sie reißt seine Hand nieder und blickt ihn mit großem Ernst an: „Verschwör' dir nichts. Du kannst nicht wissen, was noch kommt. Verschwör' nichts, Dowid, mein Lämmchen."

15.

Immer deutlicher wurde die gefährdete Lage der Prager Judengemeinde. Jeder Tag brachte neue gerüchtweise Bestätigungen des Ausweisungsbeschlusses, die bestritten, geglaubt und insgeheim doch noch nicht ganz geglaubt wurden. Am ersten Pfingsttag hatte eine Abordnung der Judenältesten den üblichen Rundgang bei den Standespersonen gemacht, um Geschenke darzubringen, wie langjähriger Brauch sie festgesetzt hatte: Gaben an Geld, Zucker, Feigen, Mandeln, Kastanien, Zitronen, Muskatblüten, Gewürzen und Gänsen. Man hatte beim Erzbischof, beim Kanzler, beim Oberstlandrichter, bei Kanzleibeamten, Hauptleuten, einer Anzahl von Schreibern vorgesprochen, sogar beim Scharfrichter und beim Wasenmeister. Einige der gestrengen Herrn hatten die Abordnung diesmal nicht empfangen, bei andern aber war es nicht anders zugegangen als in den Jahren vorher, — ein großer Anlaß für die scharfsinnigen Köpfe in der Judenstadt, die Tatsachen so oder so auszulegen, die drohende Vertreibung als unvermeidlich oder das Gegenteil davon genauest zu beweisen.

Man hatte um eine Audienz beim König nachgesucht,

— nach der Meinung der einen Partei, die dem alten Vorsteher Elia Munka anhing und an seine Erfolge glaubte, bestand Aussicht, diese Audienz zu erhalten. Die andere Partei mit dem reichgewordenen Juwelier Jakob Kralik an der Spitze, bezweifelte eine solche Möglichkeit, verwarf alles, was Munka tat, als grundverkehrt, ja schädlich, und streute aus, man hätte lieber einen Weg zum Burggrafen Leo von Rožmital finden sollen. Isak Margolioth, der Rabbiner, um seine Ansicht befragt, gab beiden und keinem recht, ordnete an, daß man auf dem Friedhof, an den Gräbern der Märtyrer beten solle, um das Verhängnis abzuwenden.

Indessen rottete sich tagtäglich ein Pöbelhaufen vor dem Judentor am Altstädter Markt zusammen. Die Stadtwache hatte alle Mühe, die immer größer werdende Menge abzuhalten. „Wir kommen wieder", schrie man aus dem Tumult. Redner hetzten das Volk auf, versprachen reiche Beute. In der Judenstadt verlautete, daß unter den Anführern ein Deutscher, ein schwarzsträhniger Schmiedegesell sich hervortue, wütend in seinem Haß, so daß er manchmal wie aus Verzweiflung mit den Fäusten erst gegen das geschlossene Tor, dann gegen seine Stirne hämmere. Wiewohl er das Böhmische nur radebreche, verstehe er ganz ausgezeichnet das Volk zu heulender Wut und Todesverachtung mitzureißen, so daß sich schon mehr als einer in die Hellebarden der Wache gestürzt habe, um den Weg zu den verhaßten Juden frei zu machen. Es habe sogar auch schon Tote gegeben. Die blutigen Gewänder habe dann der Schmiedegesell auf sein Schwert gespießt und wie eine Fahne herumgeschwenkt, unter dem Ruf, der seither das Kriegsgeschrei der Rotte geworden ist: „Wir kommen

wieder." — David ahnte, daß der wilde Redner niemand anders als Kaspar, der Geselle aus der Froschschmiede sein könne.

Einmal in der Morgendämmerung, als er von Monica kam, die Wendeltreppe in den Hof hinunterstieg, war ihm Kaspar aus dem Wohngebäude entgegengetreten, — mit einem Blick, auf den es keine Antwort gab. David hatte dann diese Begegnung vergessen. Erst in den Ängsten und Aufregungen der trüben Tage tauchte der Racheblick neu auf. — „Die böse Saat aus meiner Sünde beginnt zu reifen", sann David. „Vom Dornbursch geht Feuer aus und verzehrt die Zedern des Libanon." —

In dieser Zeit der Herzensnot fand David etlichen Trost bei einem Menschen, bei dem wohl kein Bürger der Judenstadt Trost gesucht hätte: bei Gerson, dem verrückten Turmwächter.

Er war ihm immer nähergekommen. Zu Anfang nur notgedrungen, denn er mußte jede Nacht den Torschlüssel haben. Ohne Umschweif und Reden ging das natürlich nicht ab. Dabei hatte er bemerkt, zunächst nur mit Schrekken, daß der Torwächter ihn liebgewann, seine unruhigen, wasserhellen Augen öfters mit Wohlgefallen auf ihm ruhen ließ. Er war wohl kinderlos, er wünschte sich vielleicht einen Sohn. David vermied es streng, sich in sein Vertrauen zu stehlen. Er kam immer nur mit dem angeblichen Befehl des Vaters, nahm den Schlüssel, gestand nichts von seinen wahren Wünschen und Gedanken. Dennoch konnte er kurze Gespräche nicht ganz verhindern. Er stellte sich dabei schroff, aus Scham über seinen Betrug entzog er sich jeder teilnehmenden Wendung. „Ihr sollt mich nicht segnen", sagte er heftig, stieß den Arm des

Alten zurück, der dann betrübt zu seiner ewigen Arbeit, den kleinen Malereien, zurückkehrte. „Ihr sollt nicht —" Aber dabei war er nur besorgt, seine Schande könne, wenn er in dem Alten nicht mehr einen Fremden, sondern den Freund ausnütze, alles ertragbare Maß übersteigen. Es war ein kläglicher Gedanke als Schutzwehr, der denn auch nicht lange vorhielt. Bald zeigte es sich, daß Dawid in seiner schon verstockten Sündhaftigkeit den Schlüssel ganz unbedenklich oder doch mit leicht zu überwindenden Skrupeln nehmen konnte — und daß er trotzdem, von der geheimnisvoll stillen Art des Alten angezogen, mehr und mehr zum Bewunderer dessen ward, den er doch auf so schmähliche Art Nacht für Nacht hinterging.

Das Besondere an dieser Bewunderung war, daß sie ihn nicht hinderte, den Riesen wie ein kleines Kind zu behandeln. Er sprach mit ihm sehr lebhaft, oft stundenlang — doch hatte er nicht den Eindruck, verstanden zu werden. Und trotzdem gab der Alte Antworten, die ungefähr aus jener Gegend kamen, aus der ein vernünftiger Mensch erwidert hätte. Freilich nur ungefähr aus jener Gegend, es war eigentlich mehr ein Erraten als ein Sichverständigen. Denn auch Dawid fühlte nur andeutungsweise den Sinn von Gersons Worten. Er mußte sich alles erst in seine eigene Sprache übersetzen, so daß es immer wie ein Rufen über weite Entfernung hin blieb, bei dem ein großer Teil des Gerufenen nur unsicher erfaßt werden mochte. In unbekannte Tiefen stieg der verwirrte Geist des Alten hinab, holte Worte hervor, deren Sinn noch von jenem Geheimnis glänzte, das man nicht ansehen kann, ohne an der gemeinen Vernunft des täglichen Lebens zu verzweifeln. Denn Gerson war ein „Mekubal", — einer, der

Überlieferung empfangen hatte, — ein Cabbalista, wie Hirschl solche Leute nannte, die sich von Zeit zu Zeit in der Gemeinde zeigten, meist von Saloniki oder noch ferneren Gegenden, ja aus dem Heiligen Lande kommend. Hirschl pflegte sie als wüste Spaßmacher zu verlachen. Aber gab es denn irgend jemanden, den Hirschl neben sich gelten ließ?! Dawid kümmerte sich längst nicht mehr um Hirschl. Wie er sich früher von Hirschl fabelhafte Entdeckungsfahrten zu unbekannten Inseln hatte berichten lassen, so lauschte er jetzt den Erzählungen Gersons.

Da erfuhr er von den verlorenen zehn Stämmen Israels, — verloren für uns, sie selbst aber leben glücklich und stolz unter ihren eigenen unabhängigen Stammesfürsten im Innern Asiens. Und dort fließt auch der herrliche wilde Fluß Sambation, der alle Tage Steine und Geröll auswirft, doch am Sabbattage rastet und in Frieden dahinströmt, eine Freude für alle, die an seinen Ufern wohnen und den Ruhetag beobachten wie er. Nicht weit von diesem Flusse, näher gegen Arabien hin, in der Wüste Chabor, gebe es sogar ein jüdisches Königreich. Dort regiere König Josef aus dem Stamme Rëuben, ein Sohn des Königs Salomo Rëubeni. Dreihunderttausend Einwohner fasse sein Reich, alle von den Stämmen Rëuben, Gad und Manasse, alle Männer kriegerisch und gerüstet zum Kriege. Portugiesische Schiffskapitäne hätten genaue Kunde von diesem mächtigen Königreiche nach Europa gebracht. Dem Könige zur Seite stünde ein Rat von siebzig Ältesten, nach dem Muster des großen Synhedrions eingesetzt, wie es in Jerusalem, der heiligen Stadt, gerichtet hatte — und des Königs bester Helfer und Freund sei sein Bruder, der junge Held und Kriegsmann Dawid Rëubeni. —

So erzählte der Turmwächter. Und kannte nicht nur die Ferne der irdischen Welt; ihm war offenbar, was in allen vier Welten geschah, von denen die unsere nur die niedrigste, aus gröbstem Stoff bestehende ist. Und er wußte von den zehn göttlichen Schöpfungsformen, den Sphiroth, deren Kraft das All durchströmt und die in ihrer höchsten Vereinigung den Gottmenschen, den Adam Kadmon, als das heiligste Bild der Gesamtschöpfung durch die Himmel tragen.

Eine Wiederholung dieses Bildes auf materiellerer Stufe ist die zentrale Sphäre Tifereth, die Schönheit Israels.

„Die am Tage der Tempelzerstörung aus den Himmeln geworfen und zerschmettert ward", versuchte Dawid einzufügen.

Gerson nickte träumerisch: „Und doch wird Messias, der Sohn Dawids, sie wieder aus dem Staub heben."

„Wann kommt der Messias?"

Mit dieser Frage, Dawid wußte es wohl, zog er Gefahren herauf. Es konnte vorkommen, daß der Meister sofort völlig wortlos ward, in langes Seufzen geriet. — Dawid begriff freilich, daß auch Seufzen ein Gottesdienst sein konnte. Bei einem Bal-madrega, dem Mann einer hohen Stufe (und daß Gerson ein solcher war, schien Dawid gewiß), konnte ja alles zum Gottesdienst werden, — und von einem frommen Rabbi, einem Schüler seines Vaters, der viel zu schlafen pflegte, hatte er einst gehört, daß er eben mit seinem Schlafe Gott diene. „Im Himmel herrscht Freude, wenn Rabbi Pinchas schläft", hatte man ihm erklärt; mehr war darüber nicht zu sagen, Dawid hatte es auch völlig verstanden. Und er wußte auch, daß jeder wahrhaft Fromme, wie etwa sein Vater, sehr gern

von den denkwürdigen Formen und Tugenden sprach, mit denen andere Fromme ihren Gottesdienst verrichteten; nie aber wäre er dazu zu bewegen gewesen, die Besonderheit seines eigenen Gebetes oder sonstigen Dienstes hervorzuheben. So versuchte es denn Dawid erst gar nicht, den alten Gerson nach der Bedeutung seines unmäßig langen und tiefen Seufzens zu fragen. Er verstummte gleichfalls, und es war ihm nur ein furchtbarer Anblick, wie der Riese sich fester in sein rauhes Büßerhemd hüllte, das er nie ablegte, und wie er, ganz wie beim großen Sündenbekenntnis des Versöhnungstages, mit den Fäusten wider seine Brust schlug. Dabei verzerrte sich sein Gesicht, und es war so, als habe die Frage nach dem Kommen des Messias etwas in seinem Knochengerüste zerbrochen, denn er konnte noch lange nachher nicht aufrecht gehen, ja kroch auf allen Vieren durchs Zimmer und schüttelte sich, wie ein Hund sein Fell schüttelt, wenn es naß geworden ist. Dawid hatte geradezu den Eindruck, als spiele Gerson ein Tier — oder den König Nebukadnezar, der aus dem Menschensein ausgestoßen wird, auf den Tau des Himmels fällt und dem die Haare wachsen wie den Geiern ihre Federn. — So war es manchmal, wenn Dawid diese verfängliche Frage stellte, auf die gleichwohl das Gespräch der beiden immer wieder zulief, so daß sie sich schwer vermeiden ließ.

Ein andermal aber konnte der mächtige Greis die Frage ganz unerschüttert hinnehmen. Wovon es abhing, ob die Frage den Alten so oder so stimmte, das erkannte Dawid nicht. — Er erfuhr nur im Laufe der Zeit, daß gewisse Tage als Gedenktage irgendeines gräßlichen Erlebnisses, das dem Pförtner vor vielen Jahren widerfahren war,

von jeder Erwähnung der Messiasankunft verschont bleiben mußten. Zu andern Zeiten dagegen begann Gerson selbst von dem „versiegelten Buche Daniel" zu sprechen und von den zweiundsechzig Jahrwochen, die prophezeit waren. „Wohl dem, der ausharrt und dreizehnhundertundfünfunddreißig Tage erlebt." Er gab verschiedene Deutungen dieser Zeitspannen und erwähnte auch noch die dritte Weissagung, in der die äußerste Bedrängnis des Volkes und seine Errettung durch Michael, den großen Engelsfürsten, vorhergesagt sei: „Es währt noch eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe." Eine Zeit — das sei offenkundig die Zeit bis zur ersten Zerstörung des Tempels durch den König von Babel —, zwei weitere Zeiten bedeuten die Zerstörung durch Titus und die Austreibung aus Spanien, die einer dritten Tempelzerstörung gleichkomme. „Es fehlt also nur noch eine halbe Zeit. Und nahe ist das Ende."

„Werden wir es noch erleben, dieses Ende?"

Gerson zuckte zusammen, runzelte die Stirn. — Statt einer Antwort malte er an seinem Bildchen. Stets hatte er eines unter dem Pinsel und eines glich dem andern aufs Haar. Die Trümmer Jerusalems mit den roten Füchsen, die hindurchschlüpfen. Dawid hatte zuerst gemeint, er male sie zum Verkauf. Doch gab er kein einziges her. Hunderte bedeckten die Wände, füllten die Ecken der Turmstube. „Wir sollen von den Trümmern Jerusalems umgeben sein", sagte er traurig. — Dann aber konnte er mit einem traumhaft feinen Lächeln fortfahren (und das Lächeln erst machte Dawid darauf aufmerksam, eine wie zarte, weiße Haut der rothaarige Riese besaß, eine Frauenhaut, deren Glätte nur vereinzelte winzige Sommersprossen unterbrachen): „Glaube aber nicht, Dawid, daß die Mauern

der heiligen Stadt wirklich verbrannt sind. Auch der Tempel ist nicht wirklich verbrannt. Die Römer glaubten zwar, ihn brennen zu sehen, als sie ihre Fackeln ins Allerheiligste warfen. Es war aber nichts als Täuschung grober Sinne. Denn der Tempel wurde von Engeln angefaßt und so, wie er dastand, emporgehoben in den Himmel. Sein Platz ist jetzt gerade lotrecht über der Stelle, auf der er früher gestanden ist. Und in den Tagen des Messias wird man daher auch den Tempel nicht neu erbauen. Die das sagen, wissen nichts von den Geheimnissen. Sondern der Tempel wird sich auf den Händen der Engel aus dem Himmel herabsenken und genau auf jene Stelle niedergelassen werden, die seine Stelle seit den Tagen der Vorzeit war. Und wisse, daß in jenen Tagen auch die Stadtmauer wieder allgemein sichtbar sein wird, die gleichfalls nicht zerstört wurde, sondern die auch heute noch Davids Stadt umgibt; nur ist sie heute in eine Flammenmauer umgewandelt, und niedere Augen sehen diese Flammen nicht; Weise aber sehen sie als weiße Umgürtung, wenn sie sich der heiligen Stadt nähern."

„Wer ist weise?" fragte David, — und seine Gedanken eilten durch das kleine Turmfenster über den in Abendnebeln hinströmenden Fluß, eilten zu dem lieben Mädchen, das er nun bald wieder in den Armen halten, von dem er die eigentliche Weisheit erlernen würde. „Wer ist weise? Der, welcher alle Bücher gelesen hat? Oder sind nicht vielmehr die Unwissenden weiser als die Gelehrten?"

Der Wächter sprach, als hätte er gerade diese Frage erwartet, als überrasche sie ihn durchaus nicht und komme vielmehr dem entgegen, was er eben selbst erwäge: „Im Gebet heißt es: Gelobt sei, der Licht hervorgehen ließ und

Finsternis schuf. Bei dem Worte ‚Licht' küßt man nur die Kapsel am heiligen Denkriemen der Hand, bei dem Worte ‚Finsternis' aber küßt man die Kapsel der Stirnbinde. Was entnehmen wir daraus? Daß in den oberen Welten, den Welten der Stirne, Finsternis regiert, während die niederen Welten, die Welten der Hände und der Taten, von Licht erfüllt sind. Die Finsternis der oberen Welten ist freilich nur scheinbar Finsternis, — Finsternis für unsere groben Sinne und in Wahrheit überstarkes Licht, so wie man vom hellen Tageslicht geblendet wird, wenn man aus einem dunklen Zimmer tritt und die leuchtende Klarheit der Luft nicht erträgt, die einem, je klarer sie ist, desto dunkler erscheint."

Dunkel wie Monicas Stillschweigen, das doch klarer ist als alles Gerede, — dachte Dawid, der von allem und jedem, was ihm in den Sinn kam, die Verbindung zu Monica fand. — Der Gedanke von der Dunkelheit der oberen Welten tat ihm wohl. Wie wenn all das, was ihm als Dunkelheit, Unwissenheit, böser Trieb, Sünde erschien, in Wahrheit nichts wäre als allzu strahlendes Licht!

„In den oberen Welten ist viel Schlaf", fuhr Gerson fort und, als wisse er, worauf Dawid wartete: „Und dort ist auch die Frau. Denn als der Mensch im Schlafe lag, wurde die Frau erschaffen."

„Doch nicht aus der Stirn des Menschen," warf Dawid ein, „sondern aus der Rippe, noch unterhalb der Hand."

„Komm und sieh, wie es in der Schrift heißt: Gott nahm eine von seinen Rippen. Von den Rippen des Menschen? Lies vielmehr: eine von seinen eigenen Rippen — aus einer von den Rippen Gottes erschuf er sie."

Dawid erschauerte. Wußte der alte Gerson um sein Ge-

heimnis, um all die verehrungsvolle Liebe zu Monica, die fast wie Verehrung Gottes (sündhaft, es zu Ende zu denken) Dawids Herz bei jedem Schlage süß durchzuckte? — Ach nein, der Turmwächter wußte vielleicht nur Worte, und nur zufällig paßten die Worte zu dem, was Dawid durchlitt. Konnte denn irgendjemand Ähnliches durchlebt haben wie er — vielleicht Helden der fernen Vorzeit, von denen konnte er sich's eher denken als von dem kraftlosen Geschlecht heutiger Judenschaft, und eine Kunde aus diesem Heldenzeitalter mochte es sein, deren Überlieferung der Turmwächter empfangen hatte. Ein ferner Nachhall der Überlieferung, nicht eigenes Leben war es, was aus Gerson sprach.

Die Kerze war erloschen.

Schlief Gerson in seinem hohen Lehnstuhl? Dawid flüsterte hinüber: „Und wie ist es mit der Sünde? Hat auch das Böse Anteil an den oberen Welten?"

„Elf ist die Zahl des Bösen, nach seinen Buchstaben. Und elf ergeben die beiden letzten Buchstaben des Gottesnamens. Elf Gewürze waren im Weihrauch des Heiligtums vermischt. Elf Ziegenhäute bildeten die Decke der Stiftshütte. Und heißt es denn nicht: die Stiftshütte, die bei ihnen wohnt, inmitten ihrer Unreinheiten?"

„So sollte und durfte das Volk unrein sein — und gerade unter dem unreinen Volke wohnte Gott?" Immer näher gerät Dawid an den Wirbel, der von Kindheit an seine Seele beunruhigt.

„Voreiliges Volk!" tönt es aus dem Schatten. „Noch ist die Zeit nicht gekommen, die verborgene Weisheit zu enthüllen — für mich nicht, für niemanden. Die rote Narbe auf meiner Stirne sollte es dir melden. Nicht ohne

Grund hat mir sie Erzvater Jakob mit seinem Stab geschlagen."

„Erzvater Jakob?"

„So weißt du nicht, daß die Lämmer, die der Hirte Jakob weidete, Seelen von Frommen waren, die, ehe sie in Menschenleibern geboren wurden, einen Tikkun, eine besondere Vollendung erhalten sollten? Deshalb, aus keinem andern Grunde, hat Jakob so viele Lämmer zu erwerben gewünscht. Oder dachtest du etwa, gemeine Habsucht sei der Grund gewesen? Er wollte recht viele Lämmer, um recht viele Fromme künftiger Geschlechter aufzuziehen. Und war sehr streng mit uns. Und diese Narbe da habe ich davongetragen, weil ich schon damals zu voreilig war. — Du staunst und bist doch vielleicht selbst eines von jenen Lämmern, die Jakob, unser Vater, geweidet hat. Der Name deutet es an. Alle, die Lamm oder Lämmel heißen, sind dieses heiligen Ursprungs..."

Dawid glüht im Schmelzofen der Erkenntnisse. Nichts mehr erscheint ihm unmöglich. „Und Ihr erinnert Euch an jene Zeit, da Ihr mit Jakob waret?"

„Es ist meine achte Wiedergeburt seither." Die gedämpfte Stimme hallt im Turmgewölbe wieder. „Dreier von ihnen entsinne ich mich. Weise aber nennt man erst den, der sich aller seiner früheren Geburten entsinnt."

Derartiges hat Dawid weder vom Vater und dessen gelehrten Schülern noch von Hirschl gehört. Doch es fällt ihm ein, in einem verbotenen Buche, das ihm der Vater vor vielen Jahren einmal aus den Händen genommen, die Lehre von den Wiedergeburten gelesen zu haben. Einen Satz hat er nicht vergessen: „Wer sich seiner früheren Geburten entsinnt, der versteht das Geheimnis des großen

Drachen." — „Ist es die Sünde, was man das Geheimnis des großen Drachen nennt?" fragt er hastig.

„Überall, wo die Schrift von Pharao, König der Ägypter, spricht, meint sie den großen Drachen. Mit dem Geheimnis des großen Drachen aber beschäftigen sich nur jene Weisen, die das Geheimnis der Schöpfungswerke schon erkannt haben. Denn der große Drache lagert in den innersten Gemächern der Schöpfung und in tausend Ausströmungen durchdringt er von da aus alle vier Welten, Aziluth — die Welt der Urseele, Beriah — die Welt der Urformen, Jezirah — die Welt der Engel und Planeten, und Assijah — unsere und der Dämonen Welt. Alle diese vier Welten durchströmt das Geheimnis des großen Drachen. Und deshalb heißt es: der große Drache, der in seinen Strömen lagert."

„Nur wir Juden," springt Dawid auf, „wir nennen uns: die der Rose vergleichbare Nation, die das Böse vermeidet —, wir haben uns ausgesondert aus diesen Strömen des Bösen. Nur wenig sündigen wir. Und das will ich nun wissen: Ist es gut, daß wir so tun — oder ist es unser Verderben und schuld an allem Haß, an Elend und Verfolgung, die uns schlagen?"

Unbeweglich fährt Gerson fort: „Es heißt: Gott sprach zu Mose — komm zu Pharao. Nicht ‚gehe von mir weg, gehe zu Pharao' heißt es, sondern ‚komm', so wie einer sagen würde, ‚komm, komm zu mir.'"

Dawid zittert. Spricht aus dem Verrückten der teuflische Versucher? „Wollt Ihr sagen, daß Gott — und Pharao, der Drache — Pharao, der Böse — daß sie ein und dieselbe Person sind?" Im aufgehenden Mond, der dick und rot die ganze Turmluke füllt, glaubt Dawid den Alten

verwandelt zu sehen. Er ist nicht mehr alt, nicht verfallen, zerfurcht, — die Muskeln straffen sich unter der glatten Haut, das Gesicht ist frisch, die Gestalt erhebt sich, berührt wieder, in den weiten Mantel eines Feldherrn gehüllt, die Decke der Turmstube: ein Riese!

Und die sonst immer gedämpfte Stimme wird groß: „Nun weißt du auch, warum Moses Angst hatte, wider Pharao zu kämpfen, warum der fromme Mann sich weigerte, Gottes Befehl auszuführen. Weil dieser Befehl lautete: kämpfe gegen den Drachen, der in seinen Strömen lagert — aber tastest du ihn an, so wisse, daß du gegen mich selbst die Hand erhebst."

In höchster Erregung reißt Dawid an Gersons Mantel: „Die Lösung, die Lösung! Müssen wir also auf Gottes Geheiß gegen Gott selbst die Hand erheben? — Wenn wir Sünde tun und dann erst, — kommt dann der Messias?"

Der Mantel bleibt in Dawids Hand. Es ist, als wäre nichts, keine Gestalt in dem Mantel gewesen. Die Hand greift Luft. — Denn Gerson ist mit einem Schrei zu Boden gesunken: „Habe ich das gesagt? — O meine Sünde, meine Schmach. — Ein Werkzeug ... und zerbrochen. Eine Lärmtrompete ... und der Stimme beraubt, — und doch: schien nicht die Zeit erfüllt? War die Bedrängnis nicht aufs höchste gestiegen? — O wer sie gesehen hätte, jene Gespenster in Genua — und immer noch zaudern, immer noch? — Die Gemeinden taten Buße und legten sich die unmenschlichsten Kasteiungen auf. Schlaf und Essen, selbst Wasser und Brot, waren verabscheute Dinge. — Da erschien auch schon die Feuersäule, des Nachts zu leuchten, und die Wolkensäule, um tagsüber vor uns herzuziehen. Und doch zu früh, immer noch zu früh!"

Dawid ist zu ihm hingekniet, er möchte den Greis aufrichten.

„Weißt du, wen du anrührst! In mir war das göttliche Geheimnis. Und ich habe es entweiht. — Es hat mich verwirrt, ich weiß nicht wie. Ehrgeiz, der Blick der schönen Frau. Und so habe ich mich erniedrigt zu Aas und unreinem Gedärm." Er stößt Dawid zur Seite. „Und bin verflucht, ein Schakal der Wüsten."

Auf allen vieren eilt er durchs Zimmer, heult auf wie unter fürchterlicher Qual. Es ist, als könne er in Menschengestalt diese Qual nicht ertragen, — wie ein Tier hat er mit einem Rammen des Schädels die Tür zur Turmgalerie aufgestoßen. Er packt das Horn, mit dem er die Stunden anzuzeigen hat. Schaurig erklingt es, — zwölfmal, zwanzigmal, dreißigmal.

Er hört überhaupt nicht mehr auf zu blasen, der närrische Wächter.

Ein paar Neugierige sammeln sich unten und grinsen: „Gerson bläst wieder einmal den langen Mittag aus den Tagen des Messias."

Wie ein Hund jagt er an der Brüstung hin und her, stößt sich den Kopf wund, abwechselnd schreit er abscheuliche Flüche und bläst dann wieder. Ein Wunder, daß er keinen ernsten Schaden nimmt. Seine tollen Sätze werfen ihn rücksichtslos an die Wand des Turms, dann gegen die Balustrade. — Die Lungerer unten sehen darin das Schauspiel, auf das sie schon allzu lange vergeblich gewartet haben. Denn man weiß ja, daß der alte Gerson von Zeit zu Zeit solchen Anfällen unterliegt.

Schließlich kommen ein paar beherzte Männer herauf, die den Unfug nicht mitansehen mögen, und binden den Tobenden, der sich dann allmählich beruhigt.

16.

Eines Abends hielt ihn Hirschl an: „Schon wieder zum Turm?"

„So ist es", erwiderte Dawid fest.

„Du lernst wohl jetzt mit dem alten Gerson?"

Dawid nickte.

Ein zweideutiges Lächeln: „Und so fleißig, bis zum Morgengrauen?"

Was wußte der hungrige Lehrer davon? „Ihr schleicht mir wohl nach?"

„Und wenn ich es täte — aus Freundschaft!"

Ach, nun beginnen wieder Klagen über den Verfall der Freundschaft, seit Jahren immer dieselben. Doch die Drohung, die Dawid aus der ironischen Frage „Bis zum Morgengrauen?" herauszufühlen glaubte, ließ ihn aufhorchen. Konnte Hirschl etwas über die nächtlichen Ruderfahrten zur Froschschmiede erfahren haben? Aufmerksam schritt Dawid neben dem kleinen hinkenden Männchen hin. Zunächst aber sprach Hirschl nur das Übliche. Vorwürfe, daß Dawid immer seltener komme, daß sich all die Schwüre von Treue und ewigem Dank, die er ihm als Kind geschworen, nun ebenso nichtig erwiesen wie die Versprechungen der andern, die nicht zu den homines eruditiores gehören. „Weißt du aber auch, daß Verrat nicht ungesühnt bleibt? Nicht bloß Catullus hat die Göttin Nemesis über einen ungetreuen Freund heraufbeschworen."

Sie traten in Hirschls Wohnung. Das Zimmer mit den Büchern! In derselben Ecke, auf demselben Schemel nahm Dawid Platz wie als Kind. Hier hatten sich ja doch die schönsten, dem Wachsein nächsten Stunden seiner traum-

verlorenen Kindheit abgespielt, — niemand außer Hirschl hatte sich um ihn gekümmert, hatte auf Fragen geantwortet, ohne böse zu werden, hatte abseits vom gewohnheitsmäßigen Gang der Erziehung die gierige, ängstliche, junge Seele mit Lehre versorgt. — Ich tue ihm Unrecht, dachte Dawid; eine wehmütige Weichheit überfiel sein Herz.

Doch bald ernüchterte ihn die endlose Rede, in die Hirschl sich gestürzt hatte. Und lauter Gemeinplätze. Platon und Cicero, die Lobredner der Freundschaft, wurden zitiert, — aber Dawid wußte schon, daß Hirschl von den Ansichten der Philosophen nur das übernahm, was in seine kleine Welt paßte. Im Grunde unterschieden sich seine Meinungen von denen des Ghetto nicht so sehr, wie er sich gerne den Anschein gab. Es war dieselbe Denkweise, nur auf andere Gegenstände angewandt. — Und ihn habe ich einmal in jugendlicher Bereitwilligkeit mit Sokrates verglichen! — Redekunst und starker Wille waren da, aber sie tobten abseits des wahren Lebens in einer falschen Bahn, in der es nur Schutt und Gerölle, kein Wachstum gab. Und wie der Schutt umhergeschwungen ward und polterte! Jetzt gegen die Eitelkeiten der Welt, gegen die lächerlichen modischen Schlitzkleider, gegen Turniere, gegen die Reisigen. „Trompeten und Menschenauflauf, was ist dahinter? Ein blödsinniges Männchen mit ein paar Muskeln mehr als die andern!" — Dawid schüttelte sich vor Grauen. Nein, so durfte wohl einer sprechen, der all dies aus nächster Nähe mitgemacht hatte, — Hirschl nicht, der nichts davon verstand. „Und nun haben sie gar von Frankreich die Unart heraufgebracht, ihre Kleider und Beinlinge an jeder Körperhälfte anders zu färben, auch aus anderem

Zeug und in anderem Schnitt verfertigen zu lassen. Und das nennen sie —"

Dawid wußte das Wort, doch gab er es absichtlich nicht heraus.

„Und das nennen sie —." Peinlich bestand der Lehrer darauf. „Wie heißt es nur — du weißt gewiß, was ich meine — ach, mein Gedächtnis wird täglich schwächer —."

Seltsam, daß es mir Freude macht, ihn so zu quälen, dachte Dawid. Und dennoch sagte er nichts als: „Es ist ja vielleicht nicht so wichtig. Laß das Wort aus." — Immer dasselbe erzählte Hirschl, ohne Rücksicht darauf, daß man seine Geschichten schon kannte, daß man sie mit Blick und Gebärde ablehnte. Solche Gebärden verstand Hirschl eben nicht. Aber daß man manchmal auch noch seine Sätze ergänzen, also gleichsam unter einem Befehl sich selbst vorerzählen sollte, was man doch schon wußte, das war eine Zumutung, die Dawid in letzter Zeit nicht mehr ertrug.

Wie eng und verschroben sah es doch in Hirschls angeblicher Humanisterei aus! Dawid schämte sich fast, es nicht längst bemerkt zu haben, wie lächerlich im Munde des kleinen Lehrers etwa Ulrich von Huttens „Klag' und Vermahnung" klang, die er jetzt anhob:

„Ich wollt' gern (dürft' ich) führen Klag',
Ei'm jedermann die Wahrheit sag',
Gemeinen Irrtum machen klar
Und viel Gebrechen offenbar,
Dadurch dies' Nation beschwert,
Die Sitten werden gar verkehrt."

„Ich hab's gewagt," schrie Hirschl, „und meine Schule sollen sie stehen lassen. Mögen sie wüten, sie werden mich

weder brechen noch aushungern. Von dir aber, Dawid, hätte ich mich besserer Hilfe versehen. Ist schon dein Vater mein ärgster Feind im Rat, der nur ja kein Licht und keinen Funken des neuen Geistes in unsere Tore einlassen möchte: so dachte ich doch, daß ich mir in dir einen Freund der Weisheit und Gerechtigkeit, einen Führer der Gedrückten aufziehe."

„Wie soll ich Euch denn helfen?" wandte Dawid ein, der bisher kaum gesprochen hatte. „Ich sitze ja nicht im Rat."

Ärgerlich winkte der „hungrige Lehrer" ab: „Ausreden lassen! Ach, immer diese Unterbrechungen! Du tötest meine Gedanken." Und nun begann er mit gedämpfter Stimme, gleichsam von einer andern Seite her, jedoch mit derselben Leidenschaftlichkeit, die ihn nie verließ, seine Angelegenheit zu entwickeln, der er Tag und Nacht treulich diente und die eigentlich eine große Angelegenheit war, nur wie durch unglückseligen Zufall einer kleinen oder vielmehr mißhandelten, durch Mißhandlung verkümmerten Seele anvertraut. Er flüsterte erregt, als verrate er Staatsgeheimnisse: „Den Sieg des Geistes werden sie ja doch nicht aufhalten. Allen Völkern strahlt schon die Freiheit erlauchter Forscher, — und uns will man sie verwehren. Oh, aber ich werde Enthüllungen machen, ich bin am Werk. Hast du bemerkt, wie Munka, der Parnes, einschrumpft? Er kann nicht mehr schlafen vor Angst. Auch dein Vater, ich begegnete ihm neulich, sieht ganz verfallen aus..."

„Wegen der Austreibung, die uns droht", bemerkte Dawid.

Der Ausbruch Hirschls, der nun folgte, überraschte ihn, obwohl er sich sagen mußte, daß er eigentlich nach früheren

Erfahrungen auf ähnliches hätte gefaßt sein können. „Nein, meinetwegen zittern sie. Jedes Unrecht rächt sich. So auch das Unrecht gegen den armen wehrlosen Lehrer. Alle haben sie ein schlechtes Gewissen um meinetwillen. Oh, es haben sich Dinge ergeben, es ist schlechte Wirtschaft an den Tag gekommen, die ich nun aufdecken will. Jakob Kralik, der Juwelier, ist mein Freund. Ihn wird man zum Vorsteher wählen, und dann ist meine Zeit gekommen."

„Die Zeit des Messias", warf Dawid ein.

Ohne die Ironie zu merken, jauchzte Hirschl: „Ja, die Zeit des Messias!"

Traurig überblickte Dawid Hirschls Wahnwelt und wie festgefügt sie war. Der eben reich gewordene Juwelier, dessen Partei an Einfluß gewann, würde sich natürlich Hirschls ebensowenig annehmen wie der bisherige Vorsteher. Niemand dachte an Hirschls Schule. Die Sache war erledigt ein für allemal, war keinem wichtig außer Hirschl selbst. Seine angeblichen Gegner taten ihn mit einer Handbewegung ab, er war ja nicht einmal ein irgendwie beachtenswerter Gegner für sie. Gerade das wollte er sich nicht eingestehen. Seiner Meinung nach war er gehaßt, verfolgt, erregte Aufsehen, Widerstand, wo er sich zeigte, der Kampf um seine Schule stand im Mittelpunkte der Gemeindeangelegenheiten, war, wenn nicht eines der Weltereignisse, so doch ihr Symbol, der Abglanz, den die neue Zeit ins Ghetto warf. — Es war ja gang und gäbe in der Judengasse, daß jeder sich selbst als Mittelpunkt ansah; so folgerichtig und hartnäckig wie Hirschl aber hatte kaum einer seine Einbildungskraft wirken lassen und alles in künstliches Licht gesetzt, daß die wahren Beziehungen wie ausgelöscht schienen. Vielleicht hatte es auch selten einer so

nötig wie der allgemein verachtete Winkellehrer, dachte Dawid. Ein schwacher, geplagter Mensch, — aber sind diese Schwachen nicht die Bösesten von allen?

Besonders widerlich erschien es Dawid, daß Hirschl auch mitten in unmittelbarster Not und Volksgefahr nichts anderes als seine persönliche Feindschaft gegen den Vorsteher, gegen den Vater im Sinne trug.

„Kralik bringt dich gewiß in den Rat", drängte Hirschl. „Ich brauche ihm nur ein Wort zu sagen. Und wirst du dann, wie du so oft versprochen hast, meine Sache führen?"

Gegen den Vater? — überlegte Dawid. Und lächelte, da sich ihm die gute Ausflucht bot: „Es fehlt mir aber doch..."

„Ich weiß", fuhr Hirschl drein. „Das ist es ja eben. Es fehlt eine Voraussetzung. Du mußt heiraten. Solange diese barbarische Einrichtung besteht, daß Unverheiratete nicht in den Rat gewählt werden können —"

Mit seinen bald neunzehn Jahren hatte Dawid längst das Alter erreicht, in dem sich Eltern und wohlwollende Bekannte nach einer geeigneten Braut für den Heranwachsenden umzusehen pflegten. So wollte es jüdische Sitte. Doch Hirschl rückte ihm noch näher an den Leib: „Es ist ohnehin hoch an der Zeit bei dir. Man hat dich mehrmals mit einem Christenmädchen gesehn."

Nun wurde es ernst. Nun zeigte sich, daß es doch nicht harmlos gemeint war, wenn sich Hirschl nach Dawids „Lernen bis zum Morgengrauen" erkundigt hatte. — Düsterer Zorn stieg in Dawid auf. Wen störte sein Glück, wem hatte er je etwas zuleide getan! Wehe, wenn ihm dieser Eiferer den Weg zu Monica vertrat, zu allem, was gut und lindernd war inmitten der Erbärmlichkeiten seines Lebens.

„Wendet Ihr etwas dagegen ein?" sagte er voll Trotz.

„Es ist nicht schicklich."

„Und das sagt Ihr — der mir den Bojardo zu lesen gab, der mich die Vorurteile der Strengen verachten lehrte?"

„Ich sage nichts gegen die Bedürfnisse des Körpers", rückte Hirschl mit häßlichem Lächeln vor dem Aufspringenden zur Seite. „Sie deuten mir nur an, daß es Zeit ist zu heiraten —, wie schon gesagt!"

Und um hierherzukommen, bin ich einst vor meinem ersten Betrug, dem falschen Nasenbluten, nicht zurückgeschreckt! David wütete. Die Überlegung, daß er es ja ruhig darauf ankommen lassen könne, wie Jakob Kralik Hirschls Ansinnen aufnahm, wies er empört ab. „Ich heirate nicht, und ich will niemals in den Rat", rief er wild.

Das war offene Kampfansage. Hirschl faßte es auch nicht anders auf. Zitternd wich er an seine Bücherreihen zurück, hielt sich hochaufatmend an einem hohen Brett der Bibliothek fest, klebte wie eine große Schmeißfliege an all der heiteren Weisheit vieler Völker und vieler Zeiten. „Untreu also? Alles vergessen?" keuchte er. „Zum erstenmal, daß alles für mich vorteilhaft steht, daß ich Gunst gefunden habe in den Augen hoher Gönner! Zum erstenmal, daß ich dich um etwas bitte, dich, meinen geistigen Sohn, meinen Familiar, den Schößling meines Weinbergs! Und du versagst? Du gibst mich preis? Und mit mir den Fortschritt, die Erleuchtung, die Bildung deines ganzen Geschlechts?"

Er deklamiert, dachte David angeekelt, kalt. Dabei fühlte er, wie durchaus ernst Hirschl es meinte. Doch wie verzerrt

war, selbst ernst gemeint, alles Menschliche in diesem Geist!

Und seine Abneigung steigerte sich schnell zum Haß, als Hirschl, tückisch auslugend, fortfuhr — er hatte wohl ein Einlenken Dawids erwartet; da dieser schwieg, kannte er keine Zurückhaltung mehr: „Dann warne ich nur vor einem — die Tore sind schlecht gehütet — der Schlüssel muß immer da sein — es könnte ein Brand ausbrechen und wie, wenn man dann nicht aufschließen, nicht an den Fluß um Wasser laufen kann? — und dein Vater wäre verantwortlich — deinem Vater steht die Verwaltung aller Tore zu..."

Dawid erbleichte. An diese Möglichkeit hatte er noch gar nicht gedacht, daß sich sein Liebesglück feindlich gegen den Vater kehren könnte —!

Und wie genau Hirschl alle schwachen Punkte seiner Stellung kannte! Offenbar hatte er den Angriff seit langem sorgfältig erwogen. „Den närrischen Gerson hat ja niemand anderer als dein Vater ins Wächteramt eingesetzt — kein Wunder, daß an gleicher Stelle dem Sohn zu geilem Unfug Vorschub geschieht."

Dawid hob die Faust.

„Schlag nur zu. Erhebe die Hand gegen deinen alten Lehrer. Ich fürchte nichts. Habe mich nie gefürchtet. Vor Königen und Fürsten habe ich die Wahrheit verkündet." Hirschls gebrechlicher Körper erhob sich zu fesselfosem Triumphgetöse. „Und so werde ich auch hier alle Mittel anwenden. Vor dem Äußersten scheue ich nicht zurück im Kampf gegen den roten Ketzer. — Warum lachst du?"

Über Dawids blasses Gesicht war wirklich ein verächtliches Lächeln gehuscht. Hirschl hatte es ganz richtig be-

merkt. „Weil Gersons Ketzertum Euch so erregt," sagte Dawid, „der Ihr Euch doch selbst mit Stolz einen Ketzer nennt." — Und ging davon.

Hinter diesem Lächeln aber hatte sich ein furchtbarer Entschluß verborgen. — Der hinkende Lehrer muß verschwinden, wußte Dawid mit einem Male. Ich kann es nicht dulden, daß er mich überwacht, daß er meine Liebe gefährdet... und den alten Gerson dazu... und den Vater, den heiligen Mann, der von alldem unberührt in seiner Stube sitzt, über Bücher der Lehre und der Reinheit gebeugt. Gedachte Dawid seines alten Vaters, für den, ohne daß er es ahnte, Gefahr bestand, der in häßliche Dinge hineingezogen werden sollte, von denen er nicht das geringste wußte und auch gar nichts verstehen konnte, dann erschienen ihm Hirschls listige Anschläge doppelt verabscheuenswert. — Gut, glaubt der Lehrer sich zu jeder Bosheit berechtigt, frei von allen Pflichten der Sittlichkeit wie jene italienischen Tyrannen, deren Grausamkeit er mir so oft vorgetragen hat, — dann ist er eben der Feind, dann fühle auch ich keine Verpflichtungen mehr, setze Kraft gegen Kraft und auf einen Korsaren anderthalb.

Er berauschte sich an Vorstellungen rohen Mordes, die Foltergrausamkeiten Bernabo Viscontis und Ferrantes spukten ihm im Kopf. Für Monicas Blumenlippen war ja all die Sünde kein allzu hoher Preis. Ganz leicht, ganz selbstverständlich schien es ihm, zu Hirschl hinzugehen, morgen schon, ihn zu überfallen, zu binden und mit einem einzigen sicheren Herzstoß stumm zu machen. Und dann ohne Belauscher, ohne Störung zu Monica, nun wahrhaftig wie Mars zu Venus, — und sie unermeßlich, glücklich lieben bis ans Ende!

„Einen scharfgeschliffenen Dolch und Stricke", schrieb er auf ein Stück Papier, hielt es dem taubstummen Gesellen vor die Augen.

Tuwja hob abwehrend die gespreizten Hände, Krämpfe jagten über seinen breiten, blutroten Mund.

Doch Dawid sah ihn nur mit unnachgiebig festem Blick an. Er wußte, daß ihm Tuwja in seltsamer Mischung von blindem Gehorsam und stillem Widerspruch ergeben war. Bis zum Abend würden Dolch und Stricke bereit liegen.

17.

So war es auch. — Als er abends zu Monica ruderte, hatte er die Waffen in einem festen Linnensack bei sich. Am Morgen nachher sollte in aller Fröhlichkeit die Tat geschehn!

Vom Stadtgraben aus durch das Türchen in den Keller. Dort, wo Monica, auf der Binsenmatte liegend, ihn erwartet hatte, stolperte er über ein großes Kleiderbündel. Er beachtete es nicht weiter, nahm eilig den schon wohl vertrauten Weg über die Kellertreppe, den Hof, die Wendelstiege zu Monicas Kammer hinauf.

„Ist dir nichts aufgefallen?" fragte sie nach den ersten Liebkosungen. „Hast du unterwegs nichts Besonderes bemerkt? Im Keller unter dem Turm?"

Befangen von ihrer Wärme, ihrem Blütenduft entsann er sich des seltsamen Bündels nicht.

Sie nahm ein Windlicht, führte ihn in den Keller zurück.

Unterwegs, ihrer Gewohnheit entgegen, hörte sie nicht auf zu sprechen. Es klang sehr erregt: „Besser so — sonst hätte er dich hingemacht — besser zuvorkommen."

Im Keller angelangt: „Habe ich ihn dir nicht gut versteckt? — Unvorsichtig, ihn auf dem Hof liegen zu lassen. — Du wirst mir dankbar sein."

Dawid verstand ihr wildes Flüstern nicht. Da hob sie das Licht. — An der Schwelle lag ein Mensch lang hingestreckt, in dunklem Mantel, regungslos.

Monica leuchtete näher, sah prüfend Dawid ins Gesicht. Er machte eine Bewegung der Verlegenheit, wußte nicht, was sie von ihm wollte.

„Dann ist es also doch wohl der Burggraf gewesen", sagte sie und etwas wie Ärger zitterte in ihrer Stimme. „Schließlich kann es mir ja gleichgültig sein, wer ihn totgeschlagen hat."

Dawid riß den Mantel weg. „Tot?"

Es war die erste Leiche, die er sah.

An die Begräbnisse seiner um vieles jüngeren Geschwister erinnerte er sich längst nicht mehr. Dieser Mensch hier aber — hatte doch gestern, vielleicht heute noch gelebt!

Es war ein erwachsener, großer Mann.

Dawid fürchtete sich näherzutreten.

Ihm wurde kalt, er wußte plötzlich, daß er noch nie mit vollem Ernst an den Tod gedacht, daß er sich noch nie mit ganzer Wirklichkeitskraft einen Toten vorgestellt hatte.

Auch Monica war aufgeregt, doch in anderer Weise als er, der keinen Laut hervorbrachte. Monicas Aufregung zeigte sich darin, daß sie sprach und sprach. Sie, die sonst so ebenmäßig Ruhende, schien der Tröstung, der lauten Überlegungen bedürftig. „Du könntest froh sein," redete sie auf Dawid ein, „du müßtest nicht dastehn und entsetzt auf diesen schlechten Kerl starren, der nur darauf ausging, dich zu verderben. Euch alle! Täglich lief er zu den Schöf-

fen. Die Juden austreiben — etwas anderes hatte er gar nicht mehr im Kopf. Wurde faul, arbeitete nichts. Mein Vater hat ihn längst davongejagt. Seither lungerte er hier in der Nähe der Schmiede herum. Jeden Abend traf ich ihn im Hof. Ich hatte solche Angst. Auch mir hat er gedroht. — Und heute abends fand ich ihn im Gestrüpp an der Mauer. Wahrscheinlich hat ihn der Herr von Rožmital durch seine Knechte kaltmachen lassen. Jetzt wird er uns nichts mehr tun. Ich habe ihn selbst, mit diesen Händen da, in den Keller geschleppt. So freu' dich doch, daß alles vorbei ist, so freu' dich doch!"

„Wer? Wer?" lallte Dawid.

Monica kauerte an der Leiche, hob ihr verzerrtes Gesicht, nachahmend: „Wir kommen wieder!"

Jetzt erst erkannte Dawid den Toten, jetzt erst erschauerte er bis ins Herz, das zuerst gar nicht und dann doppelt so stark aufpochte. — Der schwarze Kaspar, der Geselle aus der Froschschmiede, — wie entstellt! Geronnenes Blut um die bleichen Lippen, im Sterben hatte er die Zunge zerbissen, die halb hervorhing. Es war fürchterlich, weit über Dawids Fassungskraft hinaus. — Dieser entstellte Mund, war es der Mund, der noch kürzlich zuvor lebensheiße Flüche geschleudert hatte? Vor dieser Faust, die krampfend ins Leere griff, hatte man sich gefürchtet? Und dieser Blick, jetzt leer und blaß, hat mir eines Morgens in der Dämmerung brennend ins Gesicht gegriffen, von ferne her fühlte ich sein Feuer, — jetzt aus der Nähe — Kälte und Starre. All das Lebendige sollte vorbei sein, widerlegt, und mit solch wütendem Stoß widerlegt, daß er bis in die Vergangenheit hinein zu wirken und auch das Gewesene auf eine besondere, grauenhafte Weise unwahr zu machen schien?

„Es kommt öfters vor, daß ein Deutscher bei Prügeleien erschlagen wird", plapperte Monica. „Gut, daß es kein Hierländischer war. Sonst hätten wir gleich die Behörden auf dem Hals."

Das also ist die eigentlich dauernde Gestalt des Menschen, sann Dawid. Der Tod formt ihn endgültig. Was vorher war, das waren ein paar Sprünge, Zuckungen. Zum Schluß liegt man ganz still da, wie eine Schachtel, ein leeres Futteral, Mund offen, als habe man die Seele ausgespien. Und so bleibt es schon für alle Ewigkeit. — Nein, nicht einmal so bleibt es... Dawid verbarg sein Gesicht... Man verwest ja.

„Am Ende bedauerst du ihn noch! Weinst gar? Er hätte dich ohne viel Federlesens getötet, wenn du ihm in die Hände gefallen wärst. — Es ist nur die Strafe und gerechte Rache, daß er daliegt."

Rache? — Dawid hatte kein Bedürfnis, Monica zu erklären, wie falsch und geringfügig ihm plötzlich all das erschien, was er je über Strafe und Rache und Waffengewalt gedacht hatte. — Sich rächen an seinen Feinden: leuchtender Gedanke — wäre er nur nicht gar so dumm! Man schlägt ja nur sich selbst ein Schnippchen. Tötet den Feind. Nun ist er tot und unbeweglich, wie Kaspar zu Dawids Füßen. Dann aber hat ja die Rache ihr Ziel verfehlt, weil sie es weit übersprungen und den, dem sie sich fühlbar machen wollte, fühllos gemacht hat, so daß er von Feindschaft und Rache und allen Dingen der Welt nichts mehr weiß, aller Rache für immer entrückt. Verderben wollte man ihn, erniedrigen. Nun ist er aber so verdorben, so tief erniedrigt, — tiefer als eine Pflanze, tiefer als ein Stein, — daß man als Mensch mit ihm

gar nichts mehr zu tun haben kann. Man schmäht, er hört nicht. Man tritt, er fühlt nicht. Tut gar nichts mehr, — nur eines: er lacht. Lacht so tosend laut, daß Menschenohren es kaum mehr fassen können. — Noch deutlicher hingehört war es eigentlich der Teufel, der aus der Leiche hervorlachte, den genarrten Rächer verhöhnend. Der ganze Keller war von diesem teuflischen Gewieher und Gekicher erfüllt. — Dawid erinnerte sich des Ferrante von Neapel, der die erschlagenen Feinde einbalsamieren und in der Tracht, die sie bei Lebzeiten getragen, in einer Kammer aufstellen ließ, die er öfters mit großem Vergnügen besichtigte. War der Mann schwerhörig? Seine Kammer mußte ja vom Hohngelächter der Teufel geradezu gegellt haben!

Und es gibt Menschen, die das nicht merken, die den Widersinn des Tötens nicht einsehen. — „Du sollst nicht töten!" Daß es verboten war, schien Dawid mit einem Male nicht das Wesentliche. Töten war mehr als verboten, es war unmöglich! Es war ganz und gar gegen die Natur des Menschen, gegen alle Vernunft, gegen den einfachen Lauf des Gefühls! Die Hand erheben gegen den Nächsten, mit einem Riß oder Stich, einem einzigen, zerstören wollen, was Jahre aufgebaut hatten, — Sünde! Sünde! Daß es so leicht ging, daß man wirklich in einem Augenblick den kunstvollen Bau eines erwachsenen Menschen zunichte machen, der Verwesung überantworten konnte, — gerade diese Leichtigkeit, die er im eigenen Handgelenk zucken fühlte, zeigte doch so richtig, daß teuflisches Blendwerk bei dieser Sünde mit im Spiele war, daß etwas geschah, was nicht mit rechten Dingen zuging, was die bösen Mächte mit zu Hilfe nahm...

Diese bösen Mächte ... das Geheimnis des Drachen... die Finsternis der oberen Welten ... sie waren oft genug in seinen Worten und Gedanken vorgekommen. Waren es lauter Scherze gewesen, mit denen er sich bisher befaßt hatte? Vom Bösen hatte er viel geträumt. „Wir sündigen zu wenig", das war ja in letzter Zeit förmlich sein jüdisches Glaubensbekenntnis geworden! Und was hatte er denn anderes von Monica lernen wollen als ihren unbekümmerten Mut, ihre Sorglosigkeit, das zu tun, wonach ihr Gelüste stand! Die strengen Satzungen seiner Kinderjahre hatte er fast vergessen, plötzlich waren sie alle wieder da, lauerten in den Schatten des Kellergewölbes, um vereint gegen ihn vorzubrechen. O Sünde, Sünde! Seiner Sündhaftigkeit hatte er sich geradezu gerühmt. Aber hatte er denn je gewußt, was Sünde ist! Die Freude an tapferen Eroberungszügen und Entdeckungsfahrten der Völker, der Stolz auf die große Kampffahne in der Synagoge, auf die Greuel der Festung Bethar und auf all die Schlachten des Traktates Gittin, die Lust an Turnieren, an der schönen Pracht der behelmten Stadtwache — all das erschien ihm plötzlich unüberlegt, frevelhaft, nicht zu Ende gedacht! In diesem Toten, in dem bleichen Gesicht mit der zerbissenen Zunge, trat ihm zum erstenmal leibhaftig die Sünde entgegen, und er entsetzte sich vor ihr. Hatte er sich denn je vorgestellt, daß vor den tapfer verteidigten Mauern Jerusalems, vor den Sturmschritten der landenden Portugiesen Ermordete, unglückliche, zerrissene, unbrauchbar gewordene Menschen in Massen aufgehäuft dagelegen waren — und jeder, wie dieser Tote hier, mit blutig überschmiertem Gesicht?

Du sollst nicht töten! Töten ist die große, die eigentliche

Sünde! Auf häßlichen Totschlag aber läuft alles hinaus, was so schön und geheimnisvoll als Aufrechtschreiten, als Waffenstolz, als Schönheit und frohes Lebendigsein, als das Geheimnis des großen Drachen und seiner Ströme durch alle vier Welten hin beginnt.

„So hilf doch" — hörte er Monicas Stimme ganz leise, indessen das Blut in seinen Ohren raste. „Faß an, wir müssen ihn hineintragen."

Neben dem großen Kellergewölbe gab es ein kleines Gelaß, dessen Tür Monica geöffnet hatte.

„Wenn man die Leiche fände, ginge es mir schlecht." Und da Dawid sie verständnislos ansah: „Er ist ja doch jedenfalls meinetwegen getötet worden. Daß nicht du es gewesen bist, ändert nichts an der Sache." Es war ihm, als rümpfe sie verächtlich die Lippen. Ihm fuhr es durch den Kopf: Sie ist Venus, — aber ich, wie weit von Mars entfernt...

„Wird man ihn denn nicht begraben?" fragte er erschüttert.

„Ich sagte dir doch: Man darf die Leiche nicht finden."

„Aber ein christliches Begräbnis, so nennt ihr es ja —"

„Beeile dich, wir haben nicht viel Zeit." Sie bückte sich schon zu dem Toten nieder, griff unter der Achsel zu.

Er stand noch immer: „Es scheint mir, daß du eigentlich eine Heidin bist — und ich, der Jude, christlicher als du."

Vor ihrem anklagenden Blick, der deutlich sagte, daß hier nicht Ort und Anlaß für Religionsgespräche sei, schämte er sich nun, — er wollte sie nicht allein den Körper in die Kammer schleppen lassen. Also doch Ferrantes Mumienkammer! Und ich werde jede Nacht hier

vorbeigehen müssen, an dem Toten vorbei, wenn ich zu meiner Sünde schleiche, oh, jetzt erst werde ich wissen, was Sünde ist... Er war von seinen Gedanken so erregt, daß er zunächst gar nichts merkte, während er den Toten mit sich zog. Plötzlich war es ihm, als dringe das Eis des Leichnams durch den Mantel durch, den er angefaßt hatte.

Mit einem Schrei ließ er die Last fallen und sprang zur Seite.

Zitternd an die Wand gedrückt sah er noch, daß Monica allein mit der Leiche durch das Pförtchen ins dunkle Gelaß verschwand.

Ohne Lebewohl kletterte er in den Stadtgraben hinunter, eilte zu seinem Boot.

Wie feig ich bin — sann er wütend. Die Zähne klapperten, die Füßte traten fehl. — Und in diesem Stadtgraben habe ich mir einmal eingebildet, ich stürmte die feindliche Stadt. Ja, wenn sie nicht verteidigt wird, wenn kein Blut fließt! Oh, wie niedrig das ist!

Niedrig. Ist es wirklich so niedrig? Nein, nein, es bleibe, wie es ist, — es ist doch besser als Mord. Alles ist besser als Mord. Man muß gut sein, wäre es auch um den Preis, erbärmlich zu sein! Nur kein Mord, nur keine Sünde, nur Waffen und Schlechtigkeit nicht! — Alles, was er seit Jahren gedacht und erlebt hatte, war durch den Anblick des Leichnams wie umgeworfen. Verwirrung, eine Trümmerstätte: sein Herz.

Als er ins Boot stieg, klirrte etwas. Im Linnensack die Waffen. — Und ich, ich habe ja Hirschl töten wollen — am Morgen — in Fröhlichkeit, wie ich es läppisch genug genannt habe. Ihm graute vor seiner Unreife, vor dem überstürzten Meinungswechsel, vor der Unsicherheit seines

ganzen Lebens. Er wußte nicht mehr aus und ein. Zur Lehre zurückkehren, wie alle andern Juden leben! Eine heiße Sehnsucht nach dem Vater stieg plötzlich in ihm auf. Oh, den Weg zum frommen Vater wieder finden, all diese Abenteuer, in die er geraten war, wie eine Unsauberkeit weit weg von sich tun, friedlich leben, unter großen Büchern wie als Kind...

Den Sack schob er, sobald er rudernd tieferes Wasser erreicht hatte, in den dunklen Fluß. Der Dolch lärmte, die festen Hanfstricke knisterten tückisch über den Bordrand hinweg. Das Wasser murrte auf. Dann war's vorbei.

18.

Friedlich leben?... In der Judenstadt standen, obwohl es Nacht war, vor jeder Haustür flüsternde Menschen Kopf an Kopf.

Am Spätabend hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der König dem Drängen der Schöffen nachgegeben und das Austreibungsedikt unterschrieben habe. Noch am Abend war daraufhin der Vorsteher Elia Munka in die Burg hinaufgegangen, hatte beim Obersthofmeister Ladislav von Pernstein vorgesprochen, war empfangen worden, — was man ja zweifellos als Erfolg bezeichnen konnte, obwohl über den Inhalt der Unterredung nichts verlautete. Indes war gleichzeitig die Kunde von dem, was sich nach der Unterredung zugetragen, in die Judenstadt gedrungen. Die Unterredung hatte unter vier Augen stattgefunden, den Auftritt im Hof aber hatten die Begleiter des alten Munka mit angesehen. Ein junger Geck — des Königs Narr, wie

es hieß — war an den Vorsteher herangetreten, eine Reitgerte in der Hand. Er danke für die fünfzig Dukaten, sagte er unter dem Gelächter der Hofleute, und hier bringe er die versprochene Gerte; des Königs Gerte sei es nun allerdings nicht, sondern eine beliebige andere, aber dafür dürfe sie der Jud im Gesicht verspüren, nicht bloß in der Hand. Mit diesen Worten war der Narr auf den alten würdigen Mann losgegangen und hatte ihm mit der Gerte ein paar Striemen über die Wangen gezogen.

„Fingertiefe Wunden", erzählte einer aus dem Haufen, dem sich Dawid näherte. — Ein anderer übertrumpfte ihn. Er wollte schon mit dem Arzt gesprochen haben, der eben vom Vorsteher kam und äußerst gefährliche und schmerzhafte Verletzungen festgestellt hatte.

„Das ist aber noch gar nicht das Ärgste", fistelte der kleine Schneider Ephraim.

Der Haufen schloß sich dichter um ihn. „Was denn? Was denn?"

„So wißt ihr denn das Allerärgste nicht, was nachher geschehen ist? Als unsere Senioren dazwischentreten und den Vorsteher schützen wollten, da drohten ihnen die Hofherren. Das sei noch gar nichts, schrien sie, das sei noch gar nichts, — aber wenn erst die Rute des Königs uns auf dem Rücken tanzen würde, dann erst würden wir sehen..."

„Damit ist die Vertreibung gemeint", fiel einer eilfertig ein. Und alle zuckten zusammen.

„Und der Vorsteher?" fragte Dawid. „Was hat er den Buben geantwortet?"

Verwunderte Gesichter. Endlich nahm der Schneider das Wort: „Der weise Reb Munka gehört glücklicherweise zu

den Sanftmütigen, zum Hause Arons. Er hat gar nichts geantwortet und ist schnell und still weggegangen."

„Hätte er etwa mit Bileam und den Kindern Balaks Händel anfangen sollen?" rief ein anderer Anhänger des Vorstehers.

„Es wäre nur schädlich für die Gemeinde gewesen", pfiff der Schneider ganz hoch vor Erregung. „Wer die Gemeinde vertritt — heißt es — achte doppelt und dreifach auf jedes Wort und schließe rechtzeitig die Zähne vor den Mächtigen."

Bunzl, der Metzger, mischte sich ein: „Doch gibt es Leute, die zur rechten Zeit die Zähne gewiesen hätten." Der Metzger war ein bekannter Parteigänger des Juweliers Kralik. Die andern fielen mit Einwürfen über ihn her.

„Erst abwarten," rief der Schneider so spitz, daß man ihn kaum mehr verstand, „der Vorsteher hat für fünf Uhr morgens, für die erste Tagesstunde, eine geheime Sitzung des Rates einberufen."

Schmerzerfüllt wandte sich Dawid ab. Oh, das alles kannte er schon! Die nutzlosen Parteiungen der Gemeinde, ohnmächtig eine wie die andere, den Eifer im Streit, viel Gerede und keine Tat, die endlosen Sitzungen, von denen das gute Sprichwort ging: Was hat man bei der Versammlung beschlossen? Eine neue Versammlung...

Nein, auf solche Art sind wir wirklich nicht zu retten. Die hergebrachten Mittel versagen vor unserer Schmach. — Soll es wirklich, wie all die Jahrhunderte lang, mit Zittern und Rechtlosigkeit und Vernichtung weitergehen? — Unwillkürlich bogen seine Gedanken in liebgewordene Wege ein. Waffen brauchen wir, Gewalt, offenen Widerstand. Tat nicht Rabbi Schila mit einem Angeber so, indem er

sich auf die Lehre berief: Wenn dich jemand töten will, so komme ihm zuvor? Und nahm einen Stab und tötete den Angeber. Und klingt nicht redlich und richtig das uralte Lamechlied des ersten Mosebuchs:

Ada und Zilla, hört meine Rede.
Ihr Weiber Lamechs, vernehmt meinen Spruch.
Einen Mann erschlage ich für meine Wunde
Und einen Jüngling für meine Strieme.
Wird siebenfach Kain gerächt,
So Lamech siebenundsiebzigfach! —

Siebenundsiebzigfache Rache an den Bedrängern, jubelte es in David auf. Und gleich darauf sah er den schwarzen Kaspar im Keller ausgestreckt, bei Fackellicht, das den verzerrten Mund, die zerbissene Zunge aufzucken ließ — Sünde, vor der seine Seele flüchtete, vor der er sich fieberglühend in die Kissen seines Bettes verbarg.

Er konnte nicht schlafen.

Es wird doch ohne Sünde nicht gehen — sann er, und sein Mund verhärtete sich, als weiche in diesem Augenblick der gute Geist seiner Kindheit für immer von ihm.

Es geht nicht ohne Sünde! Unsere Schmach ist zu tief, wir können nicht hoffen, durch reine Mittel erlöst zu werden. Etwas von dem Abscheulichen der Schmach wird auch noch an unserer Erlösung haften. Nicht auf dem Weg der Tugend wird sie kommen, nicht Propheten und hohe Psalmensänger werden sie ankündigen. Zu lange haben wir uns in Niedrigkeiten gewälzt, — wie jenes Geschlecht sind wir, dem kein Mose und kein Jeschajahu als Retter erschien, dem eine Buhldirne gesandt werden mußte, um es vor den Galgen des Henkers zu retten. Esther, Esther!

Auf scheußliche Art schmückte sich die Schöne, gab sich den Launen des Königs hin, — und auch das hieß Rettung, auch das war Erlösung. Erlösung durch Sünde. Oh, wie habe ich all das mißverstanden bis zur heutigen Nacht. Wie eine Freude wollte ich die Sünde ans Herz nehmen, wollte mit ihr glücklich sein, leicht und wohlschmeckend fand ich sie. Weil ich nichts von ihr gewußt habe! Heute weiß ich den ganzen Ernst. Eine stechende Natter ist die Sünde, ich fliehe vor ihr, häßlich ist sie und stinkt wie Verwesung. Und nun — sündigen, dennoch sündigen — ohne Freude an der Sünde sündigen, sündigen um Gottes willen, um der Erlösung willen — das Schwert führen, vor dem die Hand zurückscheut, — Blut trinken, das dem Mund gallebitter schmeckt — ist vielleicht gerade dies der heilige Dienst, zu dem ich ausersehen bin?

Und dies erst der wahre Sinn des Spruches, daß man Gott dienen solle — auch mit dem bösen Trieb? —

Bath-Chorin, die Nachtunholdin, trat ins dunkle Zimmer, wie so oft an sein Kinderbett. Die Dämonin der Ungebundenheit, vor der man ihn gewarnt, vor der er sich gefürchtet hatte. Ihre purpurnen Augen glühten in dem blauen Gesicht. — Dawid seufzte im Halbschlaf. Nun muß ich sie bei mir haben, seufzte er, muß sie bei mir behalten und habe doch Angst vor ihr. O Gott, furchtbar das Opfer, das du mir auferlegst. Sündigen, obwohl man die Sünde verabscheut. Nie mehr Ruhe haben, nie mehr ein gutes Gewissen. Unglücklich sein mit seiner Sünde. Lasterhaft sein wie Esther. O Esther, Esther, ich bin dein Bruder und du bist meine Schwester!

Unter Tränen dämmerte er ein... Esther, ich bin dein Bruder ... die Nähe der königlichen Buhldirne berauschte

ihn ... zuchtloses Leben, Glanz und Verworrenheit, Monicas blütenduftendes Haar, die Moldau, in der seine Waffe versunken war, Fackellicht im Keller, Schlachtmusik, über die sich ein tropischer Paradiesvogel hinschwang, der Vorsteher mit gepeitschter Wange, Held Lamech mit gezücktem erzenen Schwert, — all das mengte sich, folgte ihm in seinen unruhigen Traum.

19.

Er träumte nicht lange.

Laute Stimmen aus dem Nebenzimmer, dem Studierzimmer des Vaters, in dem es sonst so ruhig herging, weckten ihn auf.

Eilig kleidete sich Dawid an. Er wußte, was der Lärm bedeutete. Der Sicherheit halber hatte man, wie schon manchmal zuvor, die Ratssitzung nicht in die Wohnung des Vorstehers, die von den Behörden überwacht werden mochte, sondern in die des unverdächtigen Gelehrten Simson Lemel einberufen.

Als Sohn des Hauses durfte Dawid mit dabei sein, zuhören, wenn auch nicht mitreden. Heiße Sorge um das Schicksal der Gemeinde, nicht Neugierde, trieb ihn ins Zimmer, wo er sich vor dem Vater wortlos verbeugte, die andern kaum anblickte, um sie nicht einmal durch einen Blick zu stören, und sich sofort in eine Ecke, hinter ein Bücherpult zurückzog. — Seine Sorgfalt erwies sich als überflüssig, denn die Sitzung hatte noch nicht begonnen. Von den siebenundzwanzig Senioren fehlten noch einige, unter ihnen der Vorsteher. Auch der Rabbi, der als „Vater

des Gerichtshofes" oder „Aw-beth-din" nebst seinen beiden „Dajanim", den Beisitzern des Gerichts, zur Sitzung geladen war, hatte sich noch nicht eingefunden. Und dies, obwohl der Zeitpunkt der Einberufung bereits um eine volle Stunde überschritten war.

Dawid war es ja gewohnt, daß die Ratssitzungen mit großer Unpünktlichkeit begannen, daß jene wenigen, die die gute Gewohnheit hatten, rechtzeitig zu erscheinen, ihre Zeit um der andern willen, die keine Ordnung hielten, nutzlos vertun mußten. Bei allen Sitzungen ging es so zu, nicht nur etwa diesmal, weil die Sitzung auf eine so frühe Morgenstunde anberaumt war. Aber gerade für dieses eine Mal hatte Dawid zuinnerst auf eine Ausnahme von der üblen Regel gehofft, da allen klar sein mußte, daß von rascher Beschlußfassung Leben und Tod abhing! — Seltsam, für andere sind wir tüchtig und genau, viele Adelige halten sich einen Leibjuden, der ihnen aufs Gewissenhafteste und Erfolgreichste ihre verwickelten Geschäfte führt. Unsere eigenen Geschäfte aber führen wir ohne dieses Ordnungs- und Pflichtgefühl, das, im Kleinsten ausgedrückt, dem Ganzen günstigen Ausgang verbürgt...

Endlich trat der Vorsteher ein, gefolgt von seinem Freunde, dem großen hageren Lipman Spira, der jedem einzelnen der Wartenden bei dem leichten Händedruck, den man austauschte, spähend ins Gesicht sah, herausfordernd gleichsam. Würde es einer wagen, das Zuspätkommen des Vorstehers zu bemerken — oder gar zu rügen? Konnte es jemanden geben, der dieses Spätkommen nicht für durchaus gerechtfertigt hielt, durch tiefsinnige Pläne, geheime Beratungen, für die ein gewöhnlicher Ratsmann die nötige Einsicht nicht besaß, mehr als bloß entschuldigt?

Mit seiner Wut, die für jeden Fall, wie vorratshalber in den funkelnden, graubraunen Augen angezündet war, brauchte Lipman Spira Luft um sich, noch ehe irgend etwas geschehen war, ehe sich irgendein Widerspruch gegen den von ihm heiß verehrten Vorsteher ereignet hatte. Er nahm lärmend Platz, stieß das Pult von sich, die Bank war ihm zu eng, sein Kaftan, den er rings um den Hals lüftete, zu heiß. Immerfort fuhr die Linke durch den Bart, dessen lange braune Strähnen sich nicht ganz zusammenschlossen.

Der Vorsteher hatte auf erhöhtem Sitz Platz genommen und begann. Auf den Rabbi wartete er nicht, wiewohl einige unruhig zur Tür blickten und hiedurch weiteren Aufschub des Versammlungsanfangs zu fordern schienen. Andere widersprachen durch Winken und geflüsterte Abmahnung, — wie denn während der ganzen Sitzung niemals vollständige Ruhe eintrat und immer wieder etwas die Aufmerksamkeit Ablenkendes geschah. Immerhin wurde die Rede des Vorstehers noch in ziemlicher Stille angehört. Daß der Rabbi nicht da war, störte nicht allzusehr. Denn Isak Margolioth, der Rabbi, ursprünglich sehr angesehen, hatte vor einigen Jahren durch den Sturz seines Amtsgenossen, des zweiten Prager Rabbi, namens Jakob Pollak, viel an Autorität verloren. Jakob Pollak, ein Mann von großem Wissen, eigenwilliger Begründer einer neuen Talmudlehrweise, berühmt durch die geistvolle Art seines Disputierens, war nämlich kühn genug gewesen, die Ehe seiner Schwägerin für aufgelöst zu erklären, obwohl er sich hiebei mit einer älteren rabbinischen Norm in Widerspruch setzte. Die Neuerung hatte in der ganzen jüdischen Welt Aufsehen erregt, hatte überall, wo man auf unver-

brüchliche Treue zur überlieferten Lehre hielt, also tatsächlich in allen jüdischen Gemeinden die Gemüter beunruhigt; denn selbstverständlich hatte auch Rabbi Pollak seine Entscheidung durch Hinweise auf die Tradition gestützt, und nun schwankten die Meinungen im Sturm einander widersprechender Zitate. Sogar Juda Minz in Padua, der größte Rabbi Italiens, war um ein Gutachten in dieser Sache angegangen worden. Schließlich aber hatte Jakob Pollak, von einem Teil seiner Gemeinde angefeindet, Prag verlassen müssen; man hatte ihm sogar vorgerieben, er habe die Eheauflösung nicht ganz redlich gestattet, ein befangener Richter, von seiner reichen Schwiegermutter bestochen. Dem andern Rabbi aber, Margolioth, der nun als einziger in Prag lehrte und richtete, warf man seither vor, daß er den scharfsinnigen Pollak verdrängt oder, da solches durchaus nicht nachweisbar war, doch nicht eifrig genug zum Bleiben bewogen habe. — So fein wägten im Ghetto die Wagen sittlicher Beurteilung. Teils mochte ja Klatschsucht und Bosheit bei derartigen Verfemungen mit im Spiele sein, teilweise aber war es auch die auf strenge Prüfung des eigenen Selbst gerichteten Übung, die sich ebenso streng nach außen kehrte. Man sah (jenem Lehrer folgend, dessen Worte von den Gelehrten manchmal als die „des Abtrünnigen" angeführt wurden) nicht nur den Balken, sondern wirklich den Splitter im eigenen Auge, — wie zur Rache aber auch in allen fremden Augen den kleinsten Splitter. —

Seit dieser Makel auf den Namen des Rabbi Margolioth gefallen war, regierte der Vorsteher Munka, bis dahin durch den Ruhm des gelehrten Rabbi beeinträchtigt, als unumschränkter Herr der Gemeinde. Sein rascher Geist,

seine Findigkeit, sein auch in hohem Alter ungebrochener, einstmals geradezu als Naturwunder anzustaunender Willen befähigten ihn zu dieser Stellung, die er seit manchem Jahrzehnt mit Löwenkraft gegen jeden sich etwa regenden Widerstand verteidigte. — Wer diesen Elia Munka nur im Verkehr mit vornehmen Herren und Christen, als demütigen, alle Schmach willig hinnehmenden Bittsteller vor dem König gesehen hatte, der mochte ihn wohl hier in seinem Wirkungskreis, seinem Königreich, nicht wiedererkennen. Der kleine schwache Körper hielt sich auch im Sitzen kerzengerad aufrecht, wie eine geballte Faust stieß das mächtige Kinn vor, unter den weißen Augenbrauenbuschen flammten große schwarze Augen, von den reichen Wellen grauer Schläfenlocken üppig eingerahmt. Munka sprach langsam, übertrieben langsam; als ein Mann, der seines Wertes und seines Einflusses sicher ist, blickte er seine Zuhörer nicht an und fesselte sie dennoch. Wie aus Eisen war diese Stimme, leise klirrend wie Eisen schob sie sich vorwärts von bedächtigem Satz zu Satz. Diese einförmige, keine Seelenregung verratende Aussprache war der rechte Ausdruck für den kalten, rücksichtslosen Charakter des Mannes, von dem es hieß, er gehe „mit dem Kopf durch die Wand". — „Mit dem Kopf durch die Wand" war ihm in der Tat manches gelungen. Der Bau der Ghettomauer war zum guten Teil sein Werk. Mehr als einmal hatte er die drohende Austreibung abgewendet. Gab es diesmal in der verzweifelten Lage noch Hilfe, so war sie nur von ihm zu erwarten.

Lang war Munkas Rede. Ausführlich berichtete er über seine Unterredung mit dem Oberstthofmeister. Er hatte verlangt, zum Könige vorgelassen zu werden, um ihm

nochmals alles, was zugunsten der Prager Judenschaft spräche, vortragen zu können. — Dawid fiel es auf, daß Munka nicht ohne Selbstgefälligkeit immer nur davon redete, was er dem Obersthofmeister gesagt und mit welchen neuen Argumenten er es bekräftigt habe; daß er diese Argumente hier nochmals breit und mit allem Feuer seiner Beredsamkeit entwickelte, als gälte es, den Judenrat und nicht den Obersthofmeister zu überzeugen. Was aber hatte der Obersthofmeister geantwortet? Davon berichtete Munka nichts. Und das Merkwürdigste dabei, daß keinem der Zuhörer dieses Wichtigste, die Antwort, zu fehlen schien; so bezaubert waren die sonst so klugen Menschen, so glücklich, immer und immer wieder neue Beweise ihrer Unschuld, ihrer Nützlichkeit für die Bevölkerung Prags zu hören. — Der Obersthofmeister mochte wohl überhaupt nichts geantwortet haben. Oder die gängige Redensart aller Mächtigen: daß er die Sache untersuchen wolle. — Danach aber fragte niemand hier. Und niemand nahm Anstoß daran, daß Munka (übrigens ohne besondere Absicht und gewissermaßen nur einem alten Brauch bei Darstellung solcher Gespräche folgend) seine Anrede an den Obersthofmeister immer auf folgende Art wiedergab: „Du irrst, wenn du glaubst, daß wir ohne Anwalt beim König sind, und du wirst sehen“... Immer dieses „Du“, das Dawid schmerzte, wenn er sich vorstellte, wie sich das Gespräch in Wirklichkeit abgespielt haben mochte. Die frischen roten Striche auf den Wangen Munkas, allerdings nicht fingertief, aber doch merkbar genug, erzählten ihm mehr, als er wünschte.

Der Vorsteher war zu Ende.

Man wußte, daß nun Jakob Kralik, sein Gegner, ant-

worten würde. — Kralik, durch Edelsteinhandel reich geworden, der reichste Mann der Gemeinde, strebte seit vielen Jahren vergebens die Stelle des Judenprimators an. Mißerfolge bei jeder Wahl (sämtliche Würden der Gemeinde wurden alle drei Jahre durch Neuwahl besetzt) hatten sein Selbstgefühl nicht geschwächt, das sich nicht nur aus seinem Reichtum speiste, sondern auch aus dem Umstand, daß er mehr als die andern Prager Juden in der weiten Welt herumgekommen war und von da, wie er glaubte, eine Fülle praktischer Einsicht mitgebracht hatte, die den andern fehlte. Um diesen Abstand schon im Äußeren anzudeuten, trug er sich fremdartig. Ein breiter Seidenmantel, von dem hinten ein langer Streifen auf die Erde fiel, — so hatte er es bei holländischen Geschäftsfreunden gesehn — umhüllte seine feiste Gestalt. Der Mantel war allerdings schwarz, wie die Kleider aller Juden es waren, doch schon der ein wenig abweichende Schnitt wirkte auffallend genug. Auch in seinen Reden liebte er das Verblüffende. Er sprach kurz, unverblümt, wie seiner Ansicht nach alle Reden im Rat hätten gefaßt sein sollen, und was er sagte, mußte immer etwas Überraschendes bringen. Um dieser Überraschungen willen, mochten sie oft auch durchaus förderlich und in der Sache begründet sein, war er wenig beliebt und stieß ab, wo er Erfolge einzuheimsen hoffte. — So auch diesmal. Den langen Darlegungen Munkas, an denen er, als erster, ein greifbares Schlußergebnis vermißte, setzte er die einfache Mitteilung entgegen, daß er, während die andern rieten und hofften, bereits gehandelt habe. Er sei gestern beim Leibarzte des Königs, bei Angelik gewesen, einem Juden, dem einzigen, der kraft königlicher Erlaubnis außerhalb der

Judenmauern wohnen durfte und neulich auch ein Haus in der Nähe der Burg für sich angekauft habe. Von dessen Fürsprache sei mehr zu erwarten als von den Bemühungen bei allen möglichen adeligen Herren, die die gewünschte Audienz beim König ja doch niemals vermitteln würden, weil sie selbst mit der ganzen Sache möglichst wenig zu tun haben wollten.

Der Vorsteher Munka erwiderte sofort, und zwar mit äußerster Schärfe. Er müsse sich derartige Winkelzüge verbitten, die alle Möglichkeiten eines günstigen Ausgangs seines eigenen Planes untergrüben. Die Versammlung habe zu entscheiden, welcher Plan der rechte sei. Nie aber dürfe ein einzelner schon vor dieser Entscheidung Schritte unternehmen, die verhängnisvoll werden könnten. Er für seine Person habe begründete Aussicht, die Audienz beim König zu erlangen. Sie sei ihm so gut wie versprochen. Und zwar für einen der nächsten drei Tage. Erführe aber der Herr von Pernstein, daß man sich auch auf anderm Wege dem König zu nähern suche, so werde er vermutlich zürnen und seine Hand zurückziehen.

Wildes Flüstern von allen Seiten her folgte dieser Kampfansage. Zu Worte aber kam Aron Proßnitz, der sich schon nach der ersten Rede gemeldet hatte. Nur war er absichtlich übersehen worden, da alle zunächst das Haupt der Gegenpartei hatten hören wollen. Auch jetzt hörte ihm keiner zu. Meinungsaustausch von Mann zu Mann übertönte seine heisere, mit kurzem Atem kämpfende Stimme. — Proßnitz, nur um wenige Jahre älter als Dawid, doch schon längst verheiratet, war einst Dawids Studiengenosse gewesen. Bald aber hatten sich ihre Wege geschieden, und Proßnitz war mit Leidenschaft geschichtlichen Forschungen

verfallen, die Dawid nicht interessierten. Es hieß, er arbeite an einer Geschichte der heiligen Gemeinde Prag. Um seiner Geschichtskenntnisse willen, die öfters verwendbar waren, hatte man ihn in den Rat gewählt, doch gleichzeitig schätzte man diese Kenntnisse wie alle Profanwissenschaft so gering, daß der junge Mann nur die Tochter eines Armen zur Frau bekam und zeitlebens in den Kreis der Gelehrtenschüler verwiesen blieb, die der Vorsteher Munka um seinen gastfreien Tisch versammelte. — Proßnitz hatte seine Rede, das konnte man merken, wohl vorbereitet. Mit nicht zu erschütternder Eitelkeit, die vollständig darüber hinwegsah, wie wenig das, was er vorbrachte, die in ihren unmittelbarsten Daseinsbedingungen aufgescheuchte Versammlung angehen mochte, begann er die Gerechtsamen der böhmischen Judenschaft vom Privilegium Premysl Ottokars an vorzutragen, beschäftigte sich ausführlich mit dem Freibrief Karls des Vierten und, sowie er in gemächlich beschrittener Zeitenfolge zu den Landtagsbeschlüssen aus der Zeit des jetzt regierenden Königs Wladislaw kam, erging er sich, der Wichtigkeit dieser neuesten Dokumente entsprechend, in wörtlichen Anführungen, — „daß die Juden zu ewigen Zeiten bey der Cron Böheimb geduldet, und wenn ein oder der andere aus ihnen wider die Landesgesetze sich vergehen sollte, nur allein der Täter bestraft, desselben Verbrechen aber keineswegs von der sämtlichen Judenschaft vergolten werden soll." — Niemand kümmerte sich um ihn. Ist er taub und blind, daß er das nicht merkt? dachte Dawid. Genügt es ihm, Sätze zu bilden, mit Jahreszahlen zu prunken, indes Feind und grimmigste Volksnot schon vor den Toren stehen? Im Beratungskörper jedes andern Staats-

wesens hätte man zu solcher Zeit einen Schwätzer entfernt. Hier begnügte man sich damit, auf unartige Weise ihm den Rücken zu drehn, Gruppen zu bilden, die ihn nicht hörten, nur den eben ausgebrochenen Streit zwischen dem Vorsteher und seinem Gegner, schonungslos die Stimmen erhebend, unter sich besprachen. Und doch war es kein vollständiges Nichthinhören. Denn in dem Augenblick, in dem der Redner sich der Gegenwart und seinen Schlußfolgerungen zuwandte, hob sich da und dort ein Kopf ihm entgegen, und bald hatte er, wie durch eine geheimnisvolle Mechanik, alle um sich versammelt. Die Schlußfolgerungen nun trugen ein besonderes Gepräge; nicht unmittelbar, aber doch deutlich genug, durch den gelehrten Aufwand nur unvollkommen verdeckt, wandten sie sich gegen die Ansicht des Vorstehers. Die Rechtslage sei klar, eine Ausweisung ungesetzlich, somit (eine etwas kühne Wendung, doch liebte man hier derartige geistreiche Schlüsse) eine Vorsprache bei den gesetzlichen Machthabern ganz zwecklos. Nur auf dem Schleichwege der Gunst, der Schutzbitte, vielleicht der Bestechung sei etwas zu erzielen. — Damit hatte sich der junge Gelehrte gegen die geplante Audienz und für den Bittweg des Leibarztes ausgesprochen. Stolz warf er sich in die Brust, das kreideweiße spitze Gesicht vom hellblonden Bart eingefaßt und gleichsam halb verzehrt, ließ die tiefliegenden himmelblauen Augen unheimlich aufleuchten. Es war ein Rausch von Rechtlichkeit, der den armen Menschen ergriffen hatte. Jedermann wußte, daß er an des Vorstehers Elia Munka Tisch aß, vom guten Willen seines Wohltäters abhängig war, — aber man sollte sehen, daß er sich im Rate nicht beeinflussen ließ. Die letzten Worte

schrie er hustend heraus, wie erschöpft von der ungeheuren Anstrengung seines Mutes. Dann fiel er keuchend, beide Hände voran, über sein Pult hin, das Gesicht ins aufgeschlagene Buch gedrückt.

Doch die Wirkung seiner Rede wurde sofort im losbrechenden Tumult vernichtet; denn ehe noch der Vorsteher antworten konnte, war dessen Getreuer, Lipman Spira, aufgesprungen. Schon während der letzten Sätze des Gelehrten hatte er vor Ungeduld nicht sitzen können, war auf seiner Bank ruhelos hin- und hergehüpft. Jetzt stürmte er gegen Aron Proßnitz los: „Das ist Betrug! Elender Betrüger! Lügner! Lügner! Hinauswerfen sollte man dich! Hinaus, hinaus!"

Man erhob sich, um Proßnitz zu verteidigen. Jeder habe hier das Recht, seine Meinung zu äußern. Zu diesem Zwecke sei man ja zusammengekommen. Sogar der alte Salmon Merkl, der (wie so oft bei Sitzungen) halbgeschlossenen Auges eingenickt war, erwachte in dem Lärm und bat herzlich den ergrimmten Spira um Mäßigung. Einige schlugen mit der flachen Rechten auf die vor ihnen liegenden Folianten, mit dem oft wiederholten Rufe: „Scha, scha, scha!", der Ruhe heischte. Spira aber tobte, unter seinen zuckenden Fingern war sein Bart ganz struppig geworden. Es sei ihm unmöglich, rief er, mit einem unehrlichen Menschen, der entgegen der eigenen besseren Überzeugung spreche, in demselben Zimmer beisammenzusitzen. Entweder werde Proßnitz entfernt werden oder er selbst werde aus der Beratung gehen...

Die flache Hand des Vorstehers fiel auf sein Buch, ein mächtiges „Scha!" — und jetzt erst wurde es still.

„Du bleibst und er bleibt", sagte Munka kurz, mit grel-

ler Ruhe. „Und der Rabbi spricht.“ — Rabbi Margolioth, von den Gerichtsbeisitzern gefolgt, war knapp zuvor eingetreten, und der Vorsteher, in solchen Förmlichkeiten stets untadelig zuvorkommend, bedachte ihn mit der seinem Range gebührenden Ehre. Nur war Spira in seiner ehrlichen Aufregung, an allen Gliedern zitternd, noch lange nicht zur Vernunft zu bringen. Gekränkt blickte er zu Munka auf, der ihm das Wort abgeschnitten hatte. Von ihm, den er mit allen Kräften seiner Seele verehrte, für den er bis zum letzten Blutstropfen gekämpft hätte, tat ihm diese Zurechtweisung besonders weh. Wie ein ungebärdiges Kind vergrub er den Kopf in beide Hände, er weinte beinahe. „Ich kann ja auch schweigen,“ stieß er hervor, „bitte, es soll mir recht sein. Ich habe nichts dagegen. Vollständig uneigennützig wollte ich die Partei des Guten nehmen. Es war und ist meine Überzeugung, daß Proßnitz Unrichtiges rät. Sonst habe ich nichts sagen wollen. Mit seiner Person will ich mich nicht beschäftigen. Wenn aber jemand in dieser Versammlung sein sollte,“ er sprang nochmals auf, „der an meiner Uneigennützigkeit zweifelt, der mir zuschiebt, aus persönlichem Groll gegen Proßnitz und nicht um der Sache willen geredet zu haben...“

Ihm gegenüber, auf der andern Seite der Stube, beschwor Aron Proßnitz, bleich und hüstelnd, gleichfalls die Reinheit seiner Gesinnung. Auch er wünschte nichts als den sachlich richtigen Beschluß herbeizuführen, kein Nebeninteresse habe seine Zunge geführt...

Rein und uneigennützig — als ob es jetzt darauf ankäme —, sann Dawid in seinem Winkel. Die Unfähigkeit dieser Menschen entsetzte ihn. An ihre Reinheit dachten sie — statt an die Rettung des Volkes. Der unmäßige Stolz

auf ihre Sündenlosigkeit — war er nicht die ärgste Sünde, war er nicht Verrat?

Der Rabbi begann: „Es flieht jemand vor einem Löwen, und es begegnet ihm ein Bär. Er eilt ins Haus, stützt seine Hand an die Wand, und es beißt ihn eine Schlange." — Nicht anders als der junge Geschichtsforscher zeigte der Rabbi seine Gelehrsamkeit. Dort waren Reskripte zitiert worden, hier ergossen sich Schriftverse und ihre Deutungen. Und auch hier kein Ende, obwohl die Versammlung nach kurzer Zeit ihre Ungeduld zu erkennen gab. Übrigens hatte auch der Rabbi einen besonderen Vorschlag, er verwies auf den Burggrafen Leo von Rožmital, der schon öfters seine Absicht zu erkennen gegeben habe, die Juden gegen gute Jahrgelder zu seinen herrschaftlichen Untertanen und „Schutzjuden" zu machen, somit der Gerichtsbarkeit des Königs wie der der Prager Schöffen zu entziehen.

Des alten Munka Blick verdüsterte sich. Dawid begriff seine Ungeduld. All das, was man dem Vorsteher als große Entdeckung und Weisheit vortischte, hatte er doch längst versucht und in einer kaum mehr übersehbaren Reihe von Fällen, so natürlich auch diesmal, selbst erprobt. Es war selbstverständlich, daß er, ehe er nach dem letzten Mittel, der Audienz vor dem König, langte, die andern kleinen Mittelchen, die man ihm hier wie unerhörte Einfälle vorschlug, auf ihre Wirksamkeit hin erprobt hatte. Oder glaubte der junge Aron Proßnitz ihm wirklich etwas Neues zu sagen, wenn er an den „Schleichweg der Gunst, der Schutzbitte, vielleicht der Bestechung" erinnerte. Das „vielleicht" mochte den Vorsteher besonders erbittern, der diesen ihm wie eine Entdeckung angepriesenen „Schleichweg der Bestechung" im Laufe seiner Amtsjahre wohl einige

dutzendmal erfolgreich zurückgelegt hatte, während der Stubenhocker Proßnitz ihn natürlich nur vom Hörensagen kannte. Und mit dem vom Rabbi erwähnten Burggrafen hatte Kralik, wie er ja dem Rat schon vor Wochen mitgeteilt hatte, mehrmals und immer vergebens verhandelt. Wozu also all die Redereien! Statt einfach zu sagen: Tu, was dir gut scheint, du bist doch der einzige, der, schon infolge der langjährigen Geschäftsführung, den Überblick und die Befähigung hat, — statt dies zu sagen, schlug man nutzloses Zeug vor, verwirrte, hinderte. Jeder wollte nur sich selbst und zwar möglichst lange reden hören. Undenkbar, daß einer (aus Selbstzucht etwa) aufs Wort verzichtet hätte. — Dawid glaubte, in dem Gesicht des strengen, unerschütterlichen Mannes einen Zug von Müdigkeit zu bemerken.

Die Sitzung ging weiter.

Es zeigte sich, daß es, genau genommen, keine Parteien gab. Auf die Vorschläge der beiden Hauptgegner, Munkas und Kraliks, ging niemand ein. Sondern jeder einzelne hatte seinen eigenen Vorschlag, den er für den einzig richtigen hielt, mit dem verglichen er sämtliche von andern erwähnten Rettungsmöglichkeiten nichtig und trügerisch, ja schädlich und mit äußerster Energie bekämpfenswert fand. Es erschien Dawid wie ein äußeres Zeichen dieser Uneinigkeit, daß die Ratsherren nicht auf Bänken saßen, sondern jeder einzeln auf seinem kleinen Sessel vor seinem eigenen Pult, den er nach Belieben aus der Reihe bringen, zurück- und vorrücken konnte. So hatte auch im Geiste jeder sein Thrönchen aufgerichtet, von dem aus er Recht sprach über die ganze Welt. Das, was der andere sagte, wurde unbedingt verachtet. Jeder äußerte sich offen

und rückhaltslos, schien aber seltsamerweise gerade diese rückhaltslose Art der Äußerung, obwohl jedermann sie betätigte, für etwas ganz Seltenes zu halten, was nur gerade er sich herausnahm. So tadelte denn jeder mit vollen Backen und schien überaus stolz darauf, daß er sich kein Blatt vor den Mund nahm, Feindschaft und Gehässigkeit säete. „Siehst du, ich verderbe es mir mit allen", sagte der Blick, der triumphierend in die Runde ging. Denn es gab keinen hier, der sich nicht für den Klügsten, den Besten, den eigentlichen König und Führer aller gehalten hätte, — und bekannte einer öffentlich seine Mängel, so war das bloß Spiegelfechterei, denn erst recht glaubte er durch diese Anwandlung von Reue geradezu ein Übermaß von Wert erreicht zu haben. — Es ist doch gut, daß ich mich mit der Sünde eingelassen habe, dachte Dawid, harte Fäuste ballend, und von den Mundwinkeln aus gruben sich Schmerzlinien wangenabwärts. Schwefelgelb leuchtete es in den schönen schwarzen Augen auf. Ich bin nicht gut. Aber nun habe ich wenigstens auch den scharfen Blick für das Böse. Vorschwindeln lasse ich mir nichts mehr.

An jeden kam die Reihe und jeder sprach. Es war Mittag geworden. Einige gingen zum Speisen heim, doch wenn sie aufgerufen wurden, waren sie zur Stelle. Jeder wollte reden, keiner hören. Auch der gutmütige alte Salmon Merkl, aus dem Schlafe geweckt, hielt seine Rede, die mit dem, was die andern gesagt hatten, gar nicht zusammenhing und sich im wesentlichen auf Jugenderinnerungen bezog, die er als angeblich allerwichtigste Erläuterungen der diesmaligen Situation vorbringen mußte. Jeder mußte ja, — gerade darauf ging jeder aus: zu zeigen, daß er reden müsse, auch wenn er nicht wolle, — daß

alles verloren sei, wenn er schwiege. Und fast alles, was vorgebracht wurde, ließ sich auf den einen Inhalt bringen: „Alles, was man bisher getan hat, war unrichtig. Weil man mich nicht befragt hat. Hätte man rechtzeitig mich gefragt, so hätte ich das Richtige geraten, und es wäre das Richtige geschehn."

Man stritt, man widersprach. Fäuste wurden gehoben. Der Vorsteher, dessen Müdigkeit nur eine scheinbare, nur das Zeichen der Verachtung gewesen war, das er seinerseits allen hier geäußerten Ansichten entgegenbrachte, lenkte, unterbrach. Man war das Widersprechen so gewohnt, daß gelegentlich auch zwei, die miteinander übereinstimmten, in Streit gerieten. Ohne zu merken, daß sie ein und derselben Meinung waren, schrien sie aufeinander los. Und wenn sie es endlich gewahr wurden, daß sie beide dasselbe sagten, dann war es nicht etwa so, daß sie sich beruhigten, sondern, gleichsam auf schiefe Bahn gebracht und unaufhaltsam weiterrollend, schrien sie erst recht mit bösen, leidenschaftsverzerrten Gesichtern weiter: „Ich sag' es ja" — „Ich habe es ja längst gesagt" — und waren in ihrem Irrsinn nicht voneinander zu bringen. — An die edlen Fürsten bei Homer, die einander im Rat, auch im Streit unter Wahrung beiderseitiger Würde gemessen anreden und zuchtvoll zu Ende hören, mochte Dawid nicht erinnert sein. Dankbar, bewundernd blickte er seinen Vater an, der als einziger bisher nicht gesprochen hatte und nun, um seine Meinung befragt, nur die Worte sagte: „Ich stimme dem Vorsteher bei", um sich sofort wieder zu setzen, aufmerksam blickend, doch ungetrübt ruhig im Frieden seines schönen, ebenmäßigen, frommen Gesichts.

Das Schlimmste: jeder glaubte, nur der Sache zu die-

nen. Keiner war sich bewußt, daß er seine Person in die Höhe hob, wenn er aus Ehrgeiz, Eitelkeit an seiner Ansicht festhielt, stolz war, nicht das geringste Zugeständnis zu machen. Man nannte es Unbeugsamkeit, Überzeugungstreue — es war nichts als Selbstgefälligkeit! Daß jeder einzelne, der sprach, sich für die Weltmitte hielt und grenzenlos aufzublähen suchte, hatte freilich sein schmerzlich-lustiges Gegenbild in der Nichtbeachtung, die alle andern ihm zuteil werden ließen. Es ging ein ewiges Summen durch die Reihen. Das Nichtbeachten erhielt gleichsam tönende Form in diesem nie zur Ruhe kommenden Tuscheln, Flüstern, Füßescharren, Pulterücken. Hörbar und sichtbar zog der Geist der Gleichgültigkeit, der ehrfurchtslosen Leere durchs Zimmer. Alle streifte er mit seinen Fledermausflügeln. Viele der Ratsmänner sahen gelangweilt drein, zeichneten kleine Bildchen oder Buchstaben an die Ränder der aufgeblätterten Buchseiten. Selbstvergessen kaute einer an seinen Fingernägeln. Einige riefen einander witzige Bemerkungen zu. Man sah viele spöttische Mienen. Manche, die entfernt voneinander saßen, schickten einander Zettelchen, die von Mann zu Mann gereicht wurden, ohne Rücksicht darauf, daß diese Bewegung den Redner störte. Ungescheut machte man sich über die Wortführer lustig und, wurde man für eine Weile selbst zum Wortführer, ertrug man diesen allgemeinen Hohn mit stummer Wut. — Noch beleidigender fast als der Widerstand, den einer dem andern entgegensetzte, war eine besondere Art von Zustimmung, die man einander angedeihen ließ. Namentlich der Vorsteher Munka verstand es, dem Redner mit einem „Sehr richtig" zuzunicken, das durch Mark und Bein ging. Es klang nicht etwa spöttisch, sondern sinnend, baßstimmig,

väterlich, der Mund lächelte gleichsam einem Kinde entgegen, die Augenbrauen hoben sich: Sehr richtig! Nun kommst du ja doch allmählich auf meine Idee! — Wir sind das Volk der Besserwisser, fiel dem still beobachtenden Dawid ein. Gut weiß es keiner. Denn keiner weiß ja Rat. Aber besser weiß es jeder, jeder von uns! —

Mitte Nachmittags hatte sich die umständliche Erörterung endlich doch an der Frage „Audienz oder Doktor Angelik" festgehakt. Dawid staunte. Alle die vielen Nebenvorschläge waren wie nach einem Naturgesetz, einer den andern aufhebend, weggefallen, fast ohne daß ihre Urheber diesen Wegfall zu merken schienen. Man sprach einfach nicht mehr vom Burggrafen und den andern böhmischen Beamten, von den Briefen nach Polen und an den deutschen Kaiser, von der Appellation an den Papst, von all den weithergeholten, zum Teil närrischen Heilmitteln, die man mit solchem Eifer verteidigt hatte. Es war ein Scheingefecht gewesen. Man hatte es durchkämpfen müssen. Nun aber schien es sich seinem Ende zu nähern. Klärung bahnte sich an.

Da verlangte heftig Meier Dub das Wort, ein großer, kräftiger Mann mit pechschwarzem, dichtem Bart. Seine alles übertönende Stimme, die aus dem grobknochigen Gesicht breit hervordrang, verschaffte sich immer Gehör. Unzählige Male schon hatte er im Laufe der bald zwölfstündigen Beratung in die Erörterung eingegriffen, — und immer wieder drängte es ihn, neue Einfälle zum besten zu geben. Es waren eigentlich keine eigenen Einfälle, die er vorbrachte, vielmehr schrieb er sich die besondere Fähigkeit zu, in die Einfälle der andern die richtige Ordnung zu bringen, sie gegeneinander auszugleichen und abzuwägen. Keine Macht der Welt hätte ihn abgehalten, diese seine, wie

er glaubte, höchst ersprießliche, ja dem Gemeinwohl unentbehrliche Eigenschaft zur Geltung zu bringen. „Laßt mich reden," begann er mit voller Lungenkraft, nach allen Seiten abwinkend, beschwichtigend, „es hat gar keinen Sinn, auf solche Art weiterzustreiten. Nur einige Worte laßt mich sagen. Ihr werdet sofort sehen, daß ich die Sache im Augenblick schlichte." Der lebhafte Blick des nicht unschönen Gesichts, die starken Bewegungen der hohen Gestalt hatten etwas Einnehmendes, unmittelbar Überzeugendes, so daß auch Dawid mit dem Gefühl, nun werde die Erleuchtung kommen, zu ihm aufsah. Meier Dub, seines Zeichens Zinngießer, sprach denn auch zuerst sehr verständig, er führte alle Pläne an, die die Beratung zutage gefördert hatte, und stellte in Aussicht, sie alle miteinander zu vereinbaren. Die Beamten, an die man sich wenden konnte, stellte er ihrem Range gemäß zusammen, vom Obersten Kanzler des Königreichs Albrecht Kolowrat auf Graupen und Libstein angefangen. Bald aber verlief er sich in die unwesentlichsten Einzelheiten. In dem Bestreben, allen gerecht zu werden, holte er die flüchtigst geäußerten Gedanken hervor, an deren Ernst von allem Anfang an niemand geglaubt, die ein gesundes Gefühl längst beiseite gelassen hatte. Meier Dub verwirrte aufs neue, wo man schon beinahe zum Ziel gelangt war. Dabei machte es seine Brüllstimme unmöglich, ihn zu unterbrechen. Von allen Rednern war er es, der trotz seines Versprechens, sofort fertig zu sein, am allerlängsten sprach. Nach einer Viertelstunde machte er, aufatmend und gleichsam seine Leistung froh überblickend, eine kleine Pause: „Das wäre das erste. Und nun —". Er sprach sofort weiter, um nach einer weiteren Viertelstunde wieder an einem Abschnitt an-

zulangen, den er abermals mit den Worten „Das wäre das erste" festriegelte. Einen Augenblick dachte er nach, man sah förmlich den reichen Kopf arbeiten, die Eingebungen strömten ihm nur so zu, man konnte, war man in der Laune, seine Freude am Reden mitfühlen. Und sooft er innehielt, machte er durch die immer wieder sich einfindende Redensart „Das wäre das erste" sich und seine Zuhörer darauf aufmerksam, wie viel er noch zu sagen habe und daß er erst am Anfang sei.

Dawid ertrug es nicht länger.

Er ging aus dem Zimmer, auf die Straße. Vor dem Hause eine große Ansammlung von Juden. Man wartete auf das Ergebnis der Beratung, der „geheimen" Beratung, von der jedermann wußte. Auch hier gab es eine Unzahl von Meinungen. Schneider Ephraim, Bunzl, der Metzger, doch nicht sie allein, mit ihnen viele andere, taten sich hervor. Derselbe Schwatz hier unten wie dort oben.

Wie sinnvoll erschien Dawid, mit all dem Lärm verglichen, Monicas Einsilbigkeit. Vor dem Leichnam hatte er sich ihr fremd gefühlt; doch hatte sie nicht auch da, ohne lange Reden, nur aufgeregt stammelnd, was ihr das Herz gebot, mit wenigen festen Handgriffen das Richtige, Rettende getan? — Plötzlich fiel ihm ein, daß Monica für den Tag, an dem eine andere Rettung unmöglich sei, ihre Hilfe angeboten habe. Es konnte sich nur um einen Weg zum Oberstburggrafen von Rožmital handeln. Dawid wies die Zumutung weit von sich. Er hätte sie aus seinem Kopf wegmeißeln mögen, diese nichtswürdige, abgefeimte Zumutung. Die Geliebte dem Burggrafen ins Haus schicken — er verbrannte den Gedanken. Wütende Eifersucht, neues Sehnen nach dem schlanken Kind blieb als Aschenrest in seinem Herzen zurück.

Als er von kurzem Spaziergang heimkam, traute er seinen Ohren nicht. Die Verblendeten stritten jetzt, ob der Arzt Angelik, der sich von der Gemeinde fernhielt, noch als rechtgläubig zu betrachten sei. Der Vorsteher Munka hatte wohl, um dem Vorschlag Kraliks Schwierigkeiten zu machen, diese Frage aufgeworfen: mit fliegenden Händen und Bartsträhnen, seinen Mantel halb aufgelöst, das Käppchen verrutscht, ein Bild tobender Angriffslust, bekämpfte nun Munkas Knappe, der immer aufgeregte Lipman Spira, den „Ketzer" Angelik.

In der Nähe Kraliks, der dick und unbeweglich, doch sprungbereit auf seinem Platz hockte, bemerkte Dawid: Hirschl, den „hungrigen Lehrer". Die strenge Scheidung zwischen Ratsstube und Gasse war gefallen, länger ließ sich die Ungeduld der unten Harrenden nicht festhalten, einzelne Bürger standen auf der Treppe, andere lugten durch die halb offene Tür, füllten vom Flurgang her die Fenster, die man geöffnet hatte. Botschafter gingen hin und her, brachten der Gemeinde unten Nachricht über die voraussichtlichen Beschlüsse, unterrichteten die Ratsmänner von der Stimmung in der Volksmenge. Einer dieser Boten war auch der hinkende Lehrer, der sich also wirklich, wie Dawid erst bei dieser Gelegenheit erfuhr, das Ohr des reichen Juweliers und damit, wie sich sofort zeigte, einen Sprecher im Rat gesichert hatte. Hirschl flüsterte dem Juwelier etwas zu. Bedächtig stand Kralik auf, der bis dahin mit Worten gespart hatte: „Wenn man dem Arzte Angelik, von dessen Glaubenstreue ich Beweise habe, so nahe tritt, so täte es vielleicht auch gut, die Lebensweise von Personen zu prüfen, die sogar im Dienste der Gemeinde stehen. Ich meine den alten Gerson, einen der Torwächter."

„Das gehört nicht hierher", rief man.

„Ich führe es an, um die Strenge des Vorstehers und des ihm ergebenen, durchaus hochachtbaren Simson Lemel auf das rechte Maß zurückzubringen. Es geht nicht an, einen Unschuldigen zu verdächtigen und gleichzeitig einen Mann zu schützen, der, wie man hört, Schriften der Kabbala kennt, die lieber verborgen und geheim bleiben sollten, der den Messias nicht für das Ende der Tage, sondern für unsere Tage erwartet, der von bösen Geistern geplagt ist, wie sein verrücktes Blasen anzeigt. Er bläst manchmal vierzig statt zwölf."

Hirschls Auge funkelte wild zu Dawid herüber. — Würde nun auch das Verleihen des Torschlüssels erwähnt werden? Kralik mochte nichts davon wissen, denn er hielt ein. Doch Hirschl, der Dawid in Angst gesetzt glaubte, täuschte sich. Nicht Angst schüttelte den Jüngling, sondern vor Ekel erbebte er. Wie war es nur möglich? Diese Unglücklichen, bald selbst dem letzten Elend preisgegeben, stürzten sich zuvor auf einen, der noch schwächer, noch elender war als sie. Wollten sie auf diese Art sich selbst ihre Macht, ihren lächerlichen Rest von Macht beweisen? Fast schien es so, denn viele pflichteten Kralik bei. „Solch ein Torwächter schädigt die Würde der Gemeinde", rief einer, ganz vergessend, daß diese Gemeinde binnen kurzem vom Erdboden verschwunden sein könne. Und sogar der greise Salmon Merkl, aus seinem Schlummer auffahrend, und wie so oft nur mit halbem Ohr auffangend, wovon die Rede war, stimmte zu: „Man weiß dann auch nicht, wie spät es eigentlich ist."

„Vierzig Uhr", bemerkte einer von den Jungen.

Doch die andern hatten sich wütend ineinander verbissen.

Der geringste Anlaß genügte ja, um die stets glimmende Streitsucht hoch aufflammen zu lassen. — Man führte gelehrte Autoritäten und Geschichtsquellen an, um nachzuweisen, welche Gefahren ein einzelner Irrgläubiger oder gar ein Apostat über die Gemeinde bringen könne. Man gedachte des verfluchten Pesach, der sich dann Peter genannt. Hatte der nicht hier in Prag vor etwa hundert Jahren, zum Christentum übergetreten, die Beschuldigung verbreitet, die Juden hätten Gebete, in denen sie, auf den Zahlenwert seines Namens anspielend, Jesus schmähten. Mühlhausens treffliche Verteidigungsschrift, „Nizachon", „Sieg" genannt, hatte das Unheil nicht abgewendet, viele Juden waren um der unsinnigen Anklage willen verhaftet, siebenundsiebzig getötet, drei verbrannt worden. —

Eine Einigung war nicht mehr zu erzielen, das zeigte sich deutlich genug. Schon verhandelte der Vorsteher mit dem Rabbi und einigen der ihm wohlgesinnten Ältesten wegen Anberaumung einer neuen Sitzung.

Die andern waren indessen, in der schon gelösteren Ordnung, hart aneinander geraten. Der wilde Lipman Spira, vom Blick des verehrten Vorstehers nicht mehr überwacht, hatte endlich Gelegenheit gefunden, dem jungen Proßnitz von nächster Nähe aus handgreiflich die Meinung zu sagen. Vergebens suchte sich der Gelehrte, der nur bei öffentlichem Auftreten, nicht unter vier Augen kühn war, aus der zufassenden Faust, dem anspringenden Redeschwall zu befreien. Von seinem Platz aus fuchtelte der bequeme Kralik und rief um Hilfe für den Angegriffenen. Meier Dub wollte die Streitenden trennen, überschrie den Lärm, stürzte aber im Heraneilen über eines der zahlreichen Kinder, die von der Gasse her in die Stube gedrungen waren und hier,

von den „Scha"-Rufen der Erwachsenen, vom lauten Klopfen auf die Buchdeckel wenig gestört, ihre Spiele fortsetzten...

Plötzlich erscholl aus einem Winkel des Zimmers eine näselnde hohe Gesangsstimme, die trotz ihrer Zartheit sofort den Lärm durchdrang und alle für einen Augenblick verstummen machte. Die Stimme senkte sich klagend abwärts, hielt einen Triller, stieg dann langsam in Noten mit vielen Vorschlägen und verbindenden Läufen wieder an. Einer der Ratsmänner hatte sich gegen die Ostwand der Stube gewendet und das Nachmittagsgebet, Mincha, begonnen. Jetzt fielen alle andern ein, wandten sich wie der erste Beter, da wo sie standen, gegen Osten um, und ihre Stimmen, die einen fließend, die andern in deutlicher Betonung, manche grell, andere murmelnd, vermischten sich, wurden für Momente fast unerträglich stark, zerbröckelten wieder in wirre, leise Schattentöne. Und wieder Aufschrei und nochmals gedämpftes Schluchzen. Alle die Sänger gerieten in schaukelnde Bewegung, warfen im Sturm des Gebets den Oberleib langsam vor und zurück oder drehten sich in den Hüften schnell, ruckartig nach beiden Seiten. Es hatte keiner Zeremonie bedurft, um mit einem Schlage aus der Beratungsstube ein Gotteshaus zu machen. Und nun also war das Volk der Besserwisser doch ein wirkliches Volk! Das Minchagebet hatte sie zur Einheit umgeschaffen. Mochte jeder einer andern Kopfbewegung, einer andern Singweise hingegeben sein: auf rätselhafte Art ergab das alles ein Ganzes. Ein einziger Gedanke, der Himmel, schlang um alle den festen Kreis. Niemand mochte sich ausschließen, Junge und Alte, selbst die Kinder, beteten, auch auf der Treppe hatten sich die

Wartenden nach Osten gekehrt, von den Fensterbrettern waren die Ungeduldigen hinuntergesprungen und standen flüsternd, schaukelnd im Flurgang. Und von der Straße herauf schallte derselbe brummende Gesang. Die alten gemeinsamen Ängste, die alten Hoffnungen aller, das alte Vertrauen auf Gott allein. Eine übermächtige Leidensmusik, in der aller Zank, alle Peinlichkeit unterging.

Als hätten sie nie das geringste gegeneinander gehabt, schüttelte sich neben dem Vorsteher der dicke Kralik in demselben Takt, neben dem leidenschaftlich schwankenden Spira gab sich der ängstliche Proßnitz frei, jetzt erst unbefangen, den Wonnen der Andacht hin.

Und mit einem Male ahnte Dawid, daß er den ganzen Tag über, vielleicht durch die Ereignisse seiner Nacht allzusehr gestachelt, mit bösem, also falschem Blick gesehen, den Seinen Unrecht getan habe. Betrachtete er sie jetzt, so fand Dawid an allen, nicht nur an seinem Vater, ein hohes, zumindest ein nicht gemeines Wesen. Mühten sich nicht alle auf ihre Weise um die allgemeine Wohlfahrt? Wäre nicht so mancher, unverdorben von der Enge und dem Druck, in die er als Jude gebannt blieb, in einem andern, machtvolleren Volke ein tüchtiger Staatsmann, der Vorsteher Munka wohl gar ein königlicher Tyrann, Lipman Spira sein getreuer Vesir, Proßnitz ein vortrefflicher Archivarius, der Rabbi ein sich klug im Hintergrunde haltender, friedfertiger Priester, Meier Dub ein guter Jurist und systematischer Kopf, und Kralik jener Gegenredner geworden, ohne den eine rechte Verhandlung und vernünftige Maßnahmen nicht zustandekommen können? —

Das Gebet war zu Ende. Müde, mit heißen Augen ging man. Die letzten Blicke, die man einander zuwarf, ernüch-

terten Dawid wieder ein wenig. Häßliche Blicke, kleine Gedanken! — Und darüber konnte er sich nicht hinwegtäuschen, daß am Ende doch nur das alte Sprichwort in Kraft geblieben war: Was hat man beschlossen auf der Versammlung? — Eine neue Versammlung.

20.

Am Morgen darauf ritt, gefolgt von einer Unmenge mitrennenden Volks, ein Trompeter in die Judenstadt ein und blies dreimal, am Tor, vor der Altneusynagoge und vor dem Schlachthause in der Nähe des Friedhofs, worauf dann ein gleichfalls berittener Herold den königlichen Erlaß vorlas, kraft dessen binnen acht Tagen alle Juden mit Weib und Kind die Prager Städte zu verlassen hätten und nicht mehr als die Kleider, die sie am Leib trügen, nebst Wegzehrung für weitere acht Tage mitnehmen dürften. Juden, die nach Ablauf der Frist in den Prager Städten oder in einem der Nachbardörfer angetroffen würden, seien des Todes schuldig.

Das Volk jubelte, sang alte und neue Spottverse. Die Freude war so groß, daß niemand ans Plündern dachte. Die in starkem Aufgebot mitmarschierende Stadtwache bekam nichts zu tun.

Wortlos flohen die Juden von den Gassen, schlossen die Türen, ließen sich auch nicht an den Fenstern sehen.

Es war eine stumme, leere, halbtote Stadt, durch die sich der fremde Besuch, eine siegestrunkene Masse, wälzte.

Vor dem Lemelschen Eisenkram stand der taubstumme Tuwja. Aus blutunterlaufenen Augen starrend, die purpur-

roten dicken Lippen halb offen und in unwillkürlicher Bewegung: so betrachtete er den herannahenden Menschenauflauf. Was wollten die vielen Christen? Man rief ihn an, aus dem Weg zu gehen. Er verstand nichts, merkte nur, daß man etwas von ihm wollte. So ging er den Leuten entgegen. Sie hielten es für Trotz und prügelten ihn, bis er bewußtlos liegenblieb.

Noch ein anderer Zwischenfall ereignete sich. Für die achte Stunde am Morgen hatte Meier Dub die Einladung angenommen, an einem vor einer Woche geborenen Knaben die Pflicht der Beschneidung auszuüben. Dem Beruf nach Zinngießer, genoß er doch vorzüglich durch seine Geschicklichkeit als Beschneider einen besonderen Ruf. Man konnte ihm keine größere Freude machen als durch eine solche Einladung. Das Zeichen des Bundes zwischen Gott und seinem Volke vollziehen, eine neue Seele körperlich in die Gemeinschaft der Glaubenden binden, dem Glauben Leben sichern, ein Leben in besseren Zukunftstagen vielleicht, — derartiges mochte er wohl fühlen, doch nicht aus solchen Erwägungen kam seine Freude, sondern unmittelbar aus der Erfüllung der gesetzlichen Vorschrift. Dieser einfachen Seele genügte es, ein Gebot zu vollziehen und es gut und gewandt zu vollziehen, also gleichsam von Gott zu dieser Vollziehung bestimmt. Über Gebote pflegte er nicht nachzudenken, so sehr es sonst seine Gewohnheit war, zu denken, eigenen und fremden Gedanken und ihrer richtigen Ordnung nachzuspüren. Im Gebot war ja die richtige Ordnung ohne weiteres enthalten, das Gebot war Glück, Glück war der Eifer, dem Gebot zu dienen. In diesem Eifer ließ sich Meier Dub denn auch nicht abhalten, zu seinem Knäblein zu eilen, obwohl gerade um die achte Stunde der Ein-

bruch ins Ghetto stattfand, und die Schreckensnachricht fast im Augenblick bekannt wurde. Vergebens bat die Frau, vergebens weinten drei Kinder. Nichts hätte den Mann bewogen, die große Pflicht zu versäumen. Die Frau jammerte: auch die andern Gäste, die Hilfspersonen würden nicht kommen. Es half nichts. Pünktlich zur festgesetzten Zeit verließ Dub das Haus. Unterwegs begegnete er den lärmenden Eindringlingen, die froh waren, endlich einen Juden vor die Fäuste zu bekommen. Man rief ihn an. Er blieb stehen. Man sang ihm einen Vers über den Judenwucher vor. Sofort begann Meier Dub auseinanderzusetzen, daß Äbte und weltliche Fürsten, das Verbot ihrer Kirche mißachtend, oft noch höhere Zinsen nähmen als die Juden. Er sprach ganz ebenso langatmig wie in der Versammlung tags zuvor, vergaß völlig, wo er sprach, glaubte zu überzeugen, zu überreden. Man schimpfte. Er widerlegte, mit seiner starken Stimme den ganzen Volkshaufen übertönend. „Laßt mich nur reden, sofort werdet ihr sehen, daß ihr im Irrtum seid." Plötzlich krachte ein Schuß. Meier Dub fiel und war im Augenblick tot.

Nicht weit von ihm hatte sich der stumme Tuwja, übel zugerichtet, doch immerhin noch lebendig, in ein Haus geschleppt.

Dreimal sättigte sich das Volk am Vorlesen des königlichen Befehls, der Todesdrohung. Dann räumte es vergnügt die Judenstadt, in der es nichts mehr zu sehen, zu hören gab.

Die Gassen blieben den ganzen Tag über leer.

Erst als man abends zur gewöhnlichen Stunde die Tore schloß, wagten sich die Juden aus ihren Häusern hervor.

In dieser Nacht schlief niemand.

Verzweifelt, verwirrt drängten sich die Juden in den Gassen. Vor dem Hause des Rabbi, des Vorstehers hielten sie, klagten laut, riefen um Hilfe. Die Lehrhäuser und Betstuben waren dicht gefüllt. Man sagte Psalmen, raufte sich das Haar, bestreute sich mit Asche, zerriß die Kleider. — Plötzlich verbreitete sich die Botschaft, Lipman Spira habe sein einziges Kind, ein junges Mädchen, durch einen Dolchstoß getötet. Das Gerücht hatte diesmal nicht übertrieben. Bald sah man die Gerichtsbeisitzer in das Haus des Rabbi Margolioth eintreten, auch Spira wurde hingeführt; gebrochen, stumm folgte seine Frau. Das Gericht sprach ihn frei, erinnernd, daß in den heiligen Gemeinden Speyer und Worms viele Familienväter ihre Kinder getötet hätten, um sie vor dem äußersten Unglück, vor der Zwangstaufe, zu retten. Und die Lage der bedrohten Judenschaft Prags schien allen mit dem Unglück jener von den Kreuzfahrern vernichteten Gemeinden vergleichbar.

Dennoch erregte es Empörung, als man merkte, daß in zwei oder drei Familien, die zu den ärmsten gehörten, Vorbereitungen zu vorzeitigem Wegzug getroffen wurden. Diese Bettler, die nichts zu verlieren hatten, daher auch nicht an den letzten schwachen Hoffnungen klebten, wollten nicht in den Wirbel der allgemeinen Auswanderung hineingerissen werden, in dem noch manche Gefahr an Leben und Leib drohte. So packten sie denn schon ihre wenigen Habseligkeiten, beabsichtigten, sich sofort unbemerkt davonzumachen, noch vor dem Tag, der die ganze Judenstadt, aber auch Wegelagerer und Raubritter in Bewegung setzen

mußte. Darin, daß sie sich im Augenblick der Not von der Gemeinde absonderten, erblickte man Verrat. Und am Ende würde es ruchbar werden, daß die Juden nun schon selbst ihre Sache aufzugeben und wegzulaufen begännen! Glühend erhob sich der Zorn des Volkes gegen die Elenden, die nur an sich dachten und nicht beachteten, welch neuer Gefährdung sie die Gesamtheit aussetzten. Eine Schar drang in ihre Häuser, und der geringe Hausrat, den man dort vorfand, ging in Splitter.

Noch während im Dunkel des Armenviertels einige Heißsporne diese schnelle Rache nahmen, am andern Ende der Judenstadt, im großen Hause des Rabbi, die Vornehmsten über den keines Wortes, keines Gedankens fähigen Lipman Spira zu Gericht saßen, die große Masse aber ratlos in den Gassen hierher und dorthin zog, — brach ein neuer Schrecken los. „Feuer!" Es brannte in der Nähe der Ghettomauer.

Müde von all dem Unheil, das im Laufe weniger Stunden über die Gemeinde gekommen war, von den Bluttaten, die nur den Anfang bildeten, denen weitere folgen würden, lehnte Dawid an der Wand des Lemelschen Hauses. Nun waren die Entscheidungstage gekommen, die er lange genug erwartet hatte. Namenloses Elend seiner Eltern, aller, stand vor der Tür, Flucht — ohne Zufluchtsort nah und fern. Und er würde nicht helfen können, so wie er bis jetzt die Hand nicht erhoben hatte. Die Entscheidungstage würden genau so vergehen wie die Wartetage vorher — bis zum fürchterlichen Schluß.

Der Schwarm der „Feuer"-Rufer riß ihn fort. Er eilte mit den andern, ohne daß er sich über das neue Unglück Gedanken machte.

Wagen mit leeren Bottichen rasselten. Wohin ging der Zug? Jetzt erst merkte er auf. — Zu Gersons Turm. Das Tor, das zum Moldaustrand führte, mußte geöffnet werden, um Wasser für die Löschbottiche zu holen.

Man war angelangt. Der Schlüssel drehte sich im Stadttor. — Der Schlüssel... welch ein guter Zufall, dachte Dawid, daß ich gerade in dieser Nacht nicht bei Monica bin. Einen Brand hatte er ja immer gefürchtet. Ein Brand, bei dem man die Torschlüssel nicht vorfand, hätte alles verraten.

Allmählich kam er zu Sinnen. „Wo brennt es?" fragte er die Leute, die die Tröge und Fässer vom Wagen wälzten.

„Bei Hirschl, dem hungrigen Lehrer."

Der Verdacht war mit einem Schlage da, gestützt auf hundert Gründe. Man würde es natürlich nie beweisen können, aber Dawid fühlte es: Hirschl hat im eigenen Hause Feuer gelegt. Es war ungeheuerlich. Aber hatte der Lehrer nicht selbst mit ziemlich deutlichen Worten bei ihrem letzten Gespräch darauf angespielt, er würde vor nichts zurückschrecken? Und gedroht, er könne die alte Partei, die des Vorstehers und des Vaters, stürzen, indem er ihr eine grobe Pflichtenvernachlässigung der von ihr eingesetzten Torwache nachwiese. Durch Jakob Kralik besaß nun Hirschl eine Stimme im Rate. Der Augenblick war da, nach dem er armselige Jahre lang gelechzt hatte. Und was lag ihm daran, daß er sein Haus opferte: die neue Partei würde ihm eine neue, bessere Fortschrittsschule bauen. Um dieser neuen Schule willen geschah alles. Und daß die Aussicht auf diese Schule unsicher war, zumal ja die Zukunft der ganzen Gemeinde wankte, — das störte

den „hungrigen Lehrer" nicht, der seit je gewohnt war, das Äußerste für seinen Gedanken einzusetzen. — An Männern, die für einen hohen oder ihnen hoch scheinenden Zweck ihr ganzes Besitztum, ihren letzten Atem hergeben, fehlt es uns ja überhaupt nicht, — dachte Dawid. Jedes andere Volk wäre schon längst gerettet, wenn soviel Hingabe in ihm zu finden wäre. Es ist das tiefste aller Geheimnisse um uns, daß uns alle Aufopferungskraft dieser Vortrefflichen nichts hilft.

Die gefüllten Bottiche waren aufgeladen, man trieb die Pferde an. „Feuer, Feuer!" kreischte es von fern, und der Himmel rötete sich.

Die Gefahr, in der er selbst geschwebt, der er knapp durch einen Zufall entgangen war, hatte Dawid für eine Weile die Gefahr, die den eng aneinandergepreßten Holzhäusern der Judenstadt drohte, vergessen lassen. Nun schien ihm sein Feind, dem er eben noch eine Art von Größe zugesprochen hatte, unbegreiflich heimtückisch, — irrsinnig vor Selbsteingenommenheit wie alle hier. Und wer bürgte dafür, daß er den Versuch, der diesmal mißlungen war, nicht wiederholte? Den Irrsinnigen unschädlich machen, indem man ihn seines Verbrechens überführte! Vielleicht ließ es sich an der Brandstelle doch nachweisen, daß das Feuer gelegt war!

An der nächsten Gassenecke riß ihn ein heulender Ton zurück. Gersons Horn. Wild spreizte sich der Alte an der Turmbalustrade, blies und blies — den langen Mittag der Messiastage.

Dawid mußte ihn warnen, — ging es nicht anders, ihn bändigen. Er eilte die Treppe hinauf.

Doch Gersons Wahnanfall schien diesmal anderer Natur

als sonst, nicht düster, — von heller Freude überflammt. Den heraufstürmenden Jüngling fing er an seiner mächtigen Brust auf, zog ihn gerührt, wortlos mit beiden Armen an sich, gab ihn endlich frei, indem er über das Geländer der Turmgalerie in die Ferne wies, wo aus dunklem Dächergewirr wie ein höheres rotes Dach die Flamme aufstieg, weißen Dampf zum halb erwachten Himmel empor, Funken in die irdische Finsternis ringsum niederschüttelnd.

„Die Feuersäule," rief Gerson jubelnd, außer sich vor Glück, „die Feuersäule — wie in der Wüste uns voran."

Dawid hatte eigentlich nie die Hoffnung, sich dem Torwächter verständlich zu machen. Immer sprach er zu ihm aufs Geratewohl. Noch weniger konnte er diesmal glauben, durch das Getöse aufgeregter Phantasien, das den Alten umrauschte, zu ihm durchzudringen. Dennoch faßte er ihn hart an der Hand: „Es ist jetzt nicht die Zeit für Narrheiten."

Gerson erschrak, stammelte noch: „Die Feuersäule — der Weg zum heiligen Berg", dann sank er ein. Hätte ihn Dawid nicht gehalten, so wäre er niedergestürzt. — Dawid führte ihn ins Turmgemach zurück, setzte ihn in seinen Lehnsessel nieder. „Was ist geschehen?" lallte der Alte und verfiel aus greller Freude plötzlich in sein gewohntes schweres angstvolles Seufzen.

„Nichts geschieht. Das ist es eben", zürnte Dawid. Wem zürnte er? Doch nicht dem Greise, der fassungslos das Haupt mit zerwühltem, rotgrauem Haar in die Ecke des Lehnstuhls verbarg? „Eine Feuersäule führte uns zum heiligen Berg. Aber vergeßt nicht, damals waren wir Männer, bewaffnete kriegstüchtige Männer, gemustert nach

Tausendschaften, jeder bei den Feldzeichen seines Stammes, unter dem Feldobersten seines Stammes ein jeder. Und was sind wir heute? Ein Volk von Krüppeln, von Narren und von Schwätzern." Wieder ein tiefer Seufzer aus der Brust des Alten: seine unsteten wasserblauen Augen füllten sich mit Tränen. Doch auch diese vielleicht zustimmenden Zeichen entfachten Dawids Erbitterung nur noch heftiger. „Jetzt weint Ihr! Jetzt seufzt Ihr! Wenn es aber wahr ist — wie Ihr immer gesagt habt —, daß die zehn verlorenen Stämme der Kinder Israel nicht verloren sind, sind, daß Rëuben, Gad und der halbe Stamm Manasse unter ihrem König Josef in der Wüste Chabor wohnen, stark und kriegsgeübt, ein Volk von dreihunderttausend Menschen, mit ihrem Rat von siebzig Ältesten und mit ihrem Helden Dawid Rëubeni an der Seite seines Bruders, des Königs Josef, — warum habt Ihr nicht längst Boten an diesen König und seinen Rat geschickt, warum habt Ihr sie nicht um Hilfe für ihre rechtlosen Brüder angefleht? Aus der Ferne wären sie herbeigeeilt wie Salomos Kriegsfürsten, gewaffnet alle wider den Schrecken der Nächte, zehntausend zu unserer Rechten, zehntausend zu unserer Linken! Dawid Rëubeni, der Held, hätte nicht gezögert. Sein Herz hätte ihm nicht erlaubt, untätig zu stehen bei dem Blute seiner Brüder. — Ihr aber, Ihr standet und wart untätig. Von den andern, den Unwissenden, rede ich nicht. Nur von Euch, der Ihr von dem Königreich unserer Retter Kunde hattet, — nein, auch Ihr habt diese Kunde wahrscheinlich nur aus irgendwelchen Büchern. Auch Ihr wißt in Wahrheit nichts, könnt nur, wie alle andern, lesen, lernen, schwatzen. Getan habt auch Ihr niemals das Allergeringste..."

Des Alten zahnloser Mund öffnete sich, ohne einen Laut zu geben. Der ganze riesige Körper, wie von den Klauen einer unsichtbaren Gestalt hin- und hergerissen, zitterte haltlos. — Plötzlich stand Gerson in ganzer Größe aufrecht, der Scheitel streifte die Decke des Turmgemachs, wie ein Diadem flammte die rote Narbe auf seiner Stirn. „Nichts getan?" begann er, mühsam flüsternd. „Nichts getan? — So weißt du etwa nichts von Ascher Lämmlein, dem Messias?"

„Seid Ihr —"

Der Name weckte Schrecken. Von dem ruchlosen Ascher Lämmlein, dem Venezianer, hatte Dawid als Kind mancherlei erzählen gehört. Gewalttaten und Schande aller Art, Raubanfälle, Plünderungen, Gotteslästerung — es gab kein Verbrechen, das mit diesem Namen nicht verknüpft war. Zum Unheil der Juden, so sagte man, sei eines Tages in einem Dorfe Istriens dieser Teufel, ein rothaariger Riesenmensch, mit der Botschaft hervorgetreten, der erlösende Messias komme und nahe sei das Ende! — In den Abschriften gelehrter Werke, die Dawid bei Hirschl gelesen, war viel von diesen Schreckenstagen die Rede. Einige der Autoren gaben an, den tollkühnen Betrüger selbst gesehen zu haben, der zu Buße und Fasten aufrief und durch seine Schüler die ganze Zerstreuung Edoms zum Irren brachte. Viele schworen ihm zu, und sogar der große Gelehrte Isak Abrabanel schrieb Streitschriften zu seinen Gunsten, in denen er nachwies, daß mit dem Jahre 1503 die messianische Zeit beginnen und in der vierten Jahreswoche darauf sich erfüllen würde, durch die Zerstörung Roms, der Zerstörerin Jerusalems.

Der Himmel flackerte rot durch die offene Tür herein.

Unten lärmte es vom fernen Getöse der Löscharbeiten, von Signalen, Wagengerassel, Geschrei. — Die ungeheure Schattengestalt des Torwächters vor diesem lodernden Himmel, seine leise, brüchige Stimme vor diesem Nachtgetöse: es war wie Bild und Laut eines Gespenstes, das, halbvergessener Vergangenheit angehörig und kaum mehr verständlich, seinen Weg durch die laute Gegenwart nahm, in die es sich verirrt hatte.

„Ascher Lämmlein", nickte Gerson. „Ja, das war mein Name, ehe ich meine heutige Gestalt und meinen heutigen Namen annahm, meine achte Wiedergeburt. Ascher Lämmlein war meine siebente, die sabbatliche Wiedergeburt. Und so glaubte ich, die Zeit habe sich vollendet. Und da die Vertriebenen aus Spanien zogen, und die Blüte meines Stammes auf die Wege niederfiel, um zertreten zu werden, — hörte ich nicht Weinen in Rama? Es weinte Rahel um ihre Kinder."

„Nicht so, nicht so", unterbrach Dawid. „Sondern — was habt Ihr getan?"

Heulend riß Gerson sein graues Büßerhemd auf: „Das ist das Geheimnis! Oh, nichts von den Schurkereien, die man dir erzählt hat, nichts ist wahr. Als es mißlang und unsere Hoffnung zunichte ward, da verleumdeten mich, die mich gepriesen hatten. Die Signorie Venedigs schickte drei Galleonen gegen uns. Die Gläubigen lagen am Strand auf den Knien, in Fasten und Nachtwachen und Gebet. Die Soldaten landeten, zündeten Feuer an, rings um unser Lager. Wir glaubten, es sei die Feuersäule der Engel Gottes, wir warteten auf das Zeichen, das ich gesehen hatte: alle Kirchen würden um Mitternacht einstürzen, alle Kirchen der Erde auf einen einzigen Schlag, und das

sei der Beginn des Reiches! Aber um Mitternacht drang die Schiffsmannschaft in unser Lager. Wer nicht floh, wurde niedergemetzelt. Wer entkam, lebte mit den Räubern und den Tieren des Waldes."

Dies also die furchtbare Begebenheit, die hinter dem stillbenommenen Leben des Alten lag; die Erinnerung, vor der er sich verbergen wollte, deren Blutstrahl immer wieder seine wirren Träume durchdrang! — Doch Dawid denkt jetzt nicht an das grauenhafte Schicksal des falschen Messias, er denkt an das ganze Volk. „Es war eben alles falsch, was Ihr getan habt", herrscht er den Alten an.

„Ich weiß es ja," jammerte Gerson auf, „der Stein, den die Bauleute zum Eckstein bestimmt hatten, ward verworfen. Man sandte einen Dämon aus, der kleidete sich in das Bild eines fremdblütigen, zauberhaft schönen Weibes..."

„Daran wäre wenig gelegen gewesen", schleudert ihm Dawid mit verächtlicher Handbewegung ins Wort.

Gerson erträgt Dawids Blick nicht länger. Er weicht zurück, bis an die Schwelle der Turmstube, steht schon auf der Galerie. Dawid folgt ihm: „Es war falsch, zu beten und zu fasten, — es war falsch, Waffenlose zur Schlachtbank zu führen und obendrein durch Nachtwachen zu entkräften! Hört mir auf mit Eurem Weib-Dämon! Die größten Heerführer haben schöne Frauen mit ins Feld genommen und dennoch gesiegt."

„So wäre nicht dies die Sünde gewesen, daß der Heilige der Verführung erlegen ist!"

„Wirres Zeug! Mars schläft mit Venus und hört darum doch nicht auf, Mars zu sein. Wer aber feindliche Lagerfeuer oder einen Dachbrand für die Feuersäule Gottes

hält, — mit Euren Faseleien habt Ihr, Ascher Lämmlein, Blutschuld über Euch gebracht!"

Doch Gerson, stockend noch, als bilde sich ein neues Wissen in ihm, — und leuchtender von Wort zu Wort: „Wer ist der Knabe? — Auch in seinem Namen wie in dem meinen ist das Lamm, das unsere Sünden sühnt — das Lamm, das auch die Christen in ihrem Irrtum verehren."

Dawid tritt ihm näher: „In einem abgelegenen Küstenstrich, in Istrien, das Aufgebot unseres Volkes zu verzetteln!"

„Du bist aus der Lämmerherde unseres Erzvaters Jakob —"

„Was faselt Ihr wiederum?"

„Und geboren am neunten Aw, dem Tage der Tempelzerstörung."

„Steht mir Rede! Warum habt Ihr das getan?"

„Und im Jahre der Austreibung unserer hispanischen Brüder, der andern Tempelzerstörung. — Es ist aber geschrieben, daß am Tage der Tempelzerstörung unser König Messias, der Erretter, geboren ward..."

Dawid hört kaum auf ihn. Die Wirklichkeit, nichts als die nüchterne Wirklichkeit sehen — in dieser Nacht, da Feuer und Verbannung wie zwei vernichtende Schwerter in die Scharen seines Volkes einhauen, in dieser Nacht zu vollem Bewußtsein aufwachen: nichts anderes will Dawid, — und mit starker Hand zwingt er seine erregten, ins Maßlose steuernden Vorstellungen zu Boden. „Ehe man solch eine Entscheidungstat wagt," straft er den Alten und schüttet nochmals seinen ganzen Grimm über den ehrfurchtsvoll Zurückweichenden, „ehe man die letzte Hoff-

nungskraft des Volkes einsetzt, überblickt man die Lage in den Königreichen der Erde."

„Ja, ich hätte warten sollen," ruft der Alte, doch nicht mehr gepeinigt, sondern wie durch die neue, unerwartet hereingebrochene Erkenntnis erlöst, „ich hätte warten sollen..."

„Und dann ist nicht nur die richtige Zeit, sondern auch der richtige Ort zu wählen..."

„Der Geist der Weisheit wird sich auf ihm niederlassen —"

Dawid sieht das Schlachten in Venetien, er empfindet mit einem Male die lähmende Enttäuschung, die damals die entsetzten Gemeinden überfallen haben mochte. Sie hatten an den Messias Ascher Lämmlein geglaubt, hatten schon in ganz Deutschland ihre Häuser abgebrochen, ihr Entbehrliches verkauft, verschenkt, um zu seinem Lager zu stoßen, — kein Wunder, daß sie ihm dann fluchten, alle erdenkliche Schmach auf seinen Namen häuften! „Du Vergeuder unseres Bluts, den richtigen Ort hättest du wählen sollen!"

„Er erkennt die Guten am Geruch."

„Rom, der Mittelpunkt der Welt, wäre geeignet gewesen. Und nicht die menschenleere dalmatinische Provinz."

„Und die Bösen schlägt er mit dem Stocke seines Mundes." Gerson beugt sich über die Brüstung, aus vollen Backen schreit er, als wolle er die Botschaft über die ganze Stadt hin ausrufen. Dawid kommt näher, um ihn zurückzureißen, und da sich der Alte wie aus Ehrfurcht immer einige Schritte weit von ihm entfernt hält, verfolgt er ihn über die ganze Galerie hin: „Die Mächtigsten der Welt hättest du zu Bundesgenossen werben sollen, da es um die letzte Entscheidung der Welt ging. Statt einsam in einem

pestilenzialischen Winkel, in öder Meeresbucht den Rest der Getreuen zu versammeln — ein Konzil oder der kaiserliche Reichstag war gerade gut genug, um unsere Sache vor den Augen aller zu führen."

„Du wirst es tun, du wirst es tun", schreit Gerson in Verzückung.

„Und nicht flennen, daß man dir Untaten zur Last legt, die du nicht begangen hast. Hättest du sie doch lieber begangen — und uns gerettet! Wärst du listig gewesen wie Mordchai, buhlerisch wie Esther! Ist es denn möglich, die Erlösung heraufzuführen — ohne Sünde, Gott zu dienen — ohne den bösen Trieb? Weder List noch Gewalt durfte gespart werden! Ich — an deiner Stelle — zum Könige der Portugiesen wäre ich gegangen, der dem Meere gebietet, und zum römischen Papste, der die Seelen beherrscht."

„Du wirst es tun, du wirst es tun." Gersons Stimme überschlägt sich im stärksten Atem, — plötzlich verstummt er, der Greis kniet vor Dawid, küßt den Saum seines Kleides und, indem er den alten Kopf an den Schenkel des Jünglings preßt, sagt er leise, vertrauend, kindlich, mit einer stillen Festigkeit, die Dawid erstarren läßt: „Du wirst es tun. Du bist der Messias."

Dawid will ihn rasch aufheben. Die Hände versagen ihm. Hat er sich zuviel zugetraut? Hier unter dem Himmelsgewölbe, den großen Sternbildern, beim Flackern der Feuersbrunst, auf offener Turmgalerie hoch über der nächtlichen Stadt wird er feierlich als Messias begrüßt. Es ist zu viel. Die Schwärmerei greift in sein Hirn. Süßeste Verlockung. Das ferne Schreien — wie Zujubeln begeisterter Volksmassen. Und vor ihm der Alte, liebevoll huldigend, in Anbetung entrückt.

Ihm schwindelt. Ein Glückstaumel wie damals, da ihm im Schlafe das Sch'magebet aus den Lippen sprang, — das Zeichen der Erwählung.

Doch hat er seither Selbstzucht gelernt. Männliche Abweisung der Eitelkeit, — die ihn zum Fürsten machen möchte, ihn, der vor der niedrigsten Dienstleistung nicht zurückscheuen würde, um seinem Volke zu helfen, und der nicht einmal zu solcher Handlangerarbeit der Rettung Gelegenheit hat. Nur aufwachen, nur nicht träumen! Wieder will er den Alten anfahren, — doch wie er hinsieht, den zerbrochenen Messias sieht, auf Knien, an ihn gepreßt, schluchzend wie ein Kind, da verläßt ihn die Wut; er nimmt den großen machtlosen Körper in seine Arme, er lauscht dem Wimmern, mit dem sich Gerson einsingt: „Die vier Jahrwochen sind noch nicht um — die Frist nicht abgelaufen."

Dawid bringt ihn in seinen Lehnsessel. Betäubt, selig, in Frieden, wie er ihn noch nie zuvor gesehn, so sitzt der rote Gerson mit halbgeschlossenen Augen da, in die Turmluke starrend, die der neu emporschlagende Brand erhellt.

Wie er nun einschläft, der Alte!

Ein unruhiges Leben, über das der Schlaf kommt, — wie eine Ruine, der die Abendröte doch noch einen Schimmer von Ganzheit leiht. —

Plötzlich überfällt es Dawid, daß Gerson dies alles doch auch dem Vater erzählt haben muß — damals, vor Jahren, als der zerbrochene Messias nach Prag kam, in Lumpen, von niemandem gekannt. Nur dem alten Simson Lemel hatte er sich anvertraut, und nur der alte Lemel war damals für ihn eingetreten, hatte dem Flüchtigen Schutz und Unterkunft gewährt.

So wußte der Vater, daß Gerson — Ascher Lämmlein war? Ein Lügenprophet, — ein Mordmann, — abtrünnig vom lebendigen Gott?

Und dem eigenen Sohn sollte der Vater, der Ascher Lämmlein kannte und verstand, — nicht ebenso verzeihen?

O der Vater — inmitten seiner Bahnen strenger Gesetzlichkeit, der Vater, der nichts tut, was nicht Erfüllung eines Gebotes wäre — der große, herrliche, reine Vater, er erkannte also doch auch die Ausnahme an, den unter besonderen Umständen entschuldbaren außergewöhnlichen Entschluß!

Dann muß ich ja vor seinen Augen noch nicht verworfen sein! Dann darf ich noch hoffen, ihm zu erklären, was mich quält, — um Rat, um Rat darf ich ihn fragen!

Dawid stürmte durch die Gassen. Dem väterlichen Hause zu.

Gersons Eröffnungen... dann hätten sie also wirklich den guten Berater, den Retter gezeigt... freilich nicht mich als Retter, wohl aber den Retter für mich?

22.

An der Brandstätte kam er vorbei.

Das Feuer im Hause Hirschls war fast gänzlich gelöscht. Doch hatte es unglückseligerweise auf die Mauer übergegriffen, die die Judengasse von der Christenstadt trennte. Zwei Getreidespeicher, die an diese Mauer angebaut waren, brannten lichterloh. Auch die großen Pulvervorräte, die sich in den Kasematten befanden, waren bedroht. Diese fürchterliche Gefahr für alle schien den Zwist zurückgedrängt zu

haben, jüdische und christliche Löschmannschaften arbeiteten jetzt nebeneinander, bitter, wortlos, in angespanntestem Eifer gegen den gemeinsamen Feind.

Zum Vater! Dawid konnte nicht stehenbleiben. Ihm war, als läge auf dem Grunde dieser Schreckensnacht ein süßer Trost für ihn bereit, der alles Unheil aufwiegen könnte, das ihm, ja das dem ganzen Volke widerfahren war. Wenn durch ein gutes Wort aus Vatermund die Wirrnis, die ihn drängte, besänftigt, die Ordnung wiederhergestellt würde, — dann mußte sich auch für die Gemeinde im letzten Augenblick ein Ausweg finden, ein Wunder geschehn. Schon fühlte Dawid dieses milde Vaterwort auf sich niederschweben. Seit vielen Jahren hatte er es nicht mehr erhofft. Jetzt hoffte er wieder, gläubiger Ahnung voll. — Was lag daran, ob Hirschl das Feuer gelegt hatte, ob es zufällig entstanden war. Dawid wandte nicht einmal den Kopf hin.

Zu Hause ist es wie in den Kinderjahren. Man wagt nicht den Vater zu stören. Dawid öffnet leise die Türe zum Studierzimmer und bleibt an der Schwelle stehen. Er wartet, bis der Vater von seinem Buch aufblicken und ihn bemerken wird.

Des Vaters Antlitz ist gesenkt. Man kann es nicht sehen. Arm aufgestützt, Hand an Wange und Schläfe gelegt, so verdeckt der Vater das Ohr, auch das Auge halb, sperrt ab von aller Welt.

Wie dünn und weiß diese Hand! Seit dem Sabbat fastet der Vater, nur am Abend nimmt er eine leichte Mahlzeit, Brot und Ei, trinkt ein wenig Wasser dazu. Den Tag über bis zum Sonnenuntergang enthält er sich Essens und Trinkens. Sechs Tage solchen Fastens, dies sein Weg, die Ge-

meinde zu retten. Dawid weiß, daß bei drohender Gefahr der Vater seit je es so gehalten hat.

Nun erhebt sich der Blick, vielleicht von dem fernen Feuerlärm aus tiefem Lernen aufgeschreckt, — ganz klar und leuchtend sind die Augen, dunkel und dennoch wie Quellwasser so lauter. An eine Stelle der Gemarah muß Dawid denken, die von Rabbi Schescheth und dem Ketzer berichtet. „Rabbi Schescheth richtete sein Auge auf ihn, und er ward ein Knochenhaufen." —

„Vater", sagt Dawid. Und stockt schon.

Wo soll er beginnen? Jetzt erst wird es ihm klar, daß er seit vollen neun Jahren den Vater eigentlich nie angeredet hat, nie von ihm angeredet worden ist. Sie waren nebeneinander hergegangen, nie unfreundlich, hatten Worte getauscht, disputiert wie mit jedem andern auch, der sich mit der Lehre beschäftigte. Aber das letzte wirkliche Gespräch war doch in jener Nacht des neunten Aw gewesen, — die frevelhafte Frage, ob es nicht ein Fehler war, daß wir „heffker" gerufen haben, ob wir es nicht am bösen Trieb, am Kampfwillen, haben fehlen lassen. Damals zehn Jahre alt, jetzt neunzehn — von all dem, was dazwischenlag, wußte der Vater nichts — nichts von Gerson in seinem Turm, von der Leiche des schwarzen Kaspar im innersten Kellergelaß, — ach, und von dem Christenmädchen nichts, nichts von all den Verzweiflungen des Herzens.

„Es ist — einer Schriftstelle wegen", stammelt Dawid. Und es scheint ihm richtig, da anzuknüpfen, wo der Faden zerrissen ist. „Du sollst lieben den Ewigen — und das Weitere. Hiezu bemerkt man: Mit deinem ganzen Herzen, das bedeutet: Mit beiden Trieben, sowohl mit dem guten wie mit dem bösen Trieb."

„Das ist nicht so gemeint", sagt der Vater, sehr schnell, abschneidend.

Dawid erschrickt: Wie meine ich es denn? Ich habe ja noch gar nichts gesagt.

Doch dem Vater braucht man ja nichts zu erklären. Habe ich das vergessen? Sein denkgewohnter Sinn faßt im Augenblick das Richtige.

„Mit dem bösen Trieb — das bedeutet: durch Bezwingung des bösen Triebs", fährt der Vater mit schroffer Handbewegung fort, gleichsam die Luft teilend zwischen sich und seinem Sohn. „Durch Bezwingung des bösen Triebes sollst du den Ewigen, deinen Gott, lieben. Jede andere Erklärung ist ein Fallstrick. Wie auch geschrieben ist: Wenn du nicht recht tust, so lauert die Sünde vor der Türe, und nach dir geht ihr Verlangen, du aber sollst Herr sein über sie!"

Wie anders als bei Gerson — nicht nebelhafte Verheißungen von der „Dunkelheit der oberen Welten", nicht die Pracht und das Geheimnis des „großen Drachen" — sondern alles nüchtern, bestimmt, sauber wie die weißgetünchten Stubenwände und die blankgescheuerten Holztische. Hier findet man sich zurecht, hier zielt alles darauf, den Geist zur Ruhe und zur Bestimmtheit zu führen. Wie süß es doch wäre, ganz einfach zu hören und zu gehorchen. Doch in Dawids Herzen findet gerade diese klare Bestimmtheit nicht den Widerhall ehrlicher Zustimmung. Es betrübt ihn, daß er dem Vater nicht ja sagen kann. So wie er knapp zuvor bei Gerson auf allzu üppig aufwucherndes Gerank schöner Phantasien seine Hand mit dem Messer gelegt, so möchte er, wenn es möglich wäre, die dürren Worte des Vaters aufblühen machen. Eines

gefällt ihm an ihnen: ihre Strenge. In der Strenge, in der Aufrichtigkeit unseres Suchens werden wir einander begegnen.

„Herr über die Sünde", sagt er. „Das bedeutet: sie zur Dienerin haben, sich ihrer bedienen — zum Guten. Der böse Trieb gleicht einer Bremse, er setzt uns durch seinen Stachel in Lauf; an uns liegt es, das Ziel zu bestimmen."

„Der Lehrer sagt es anders." Des Vaters Hand greift in eines der Bücher, doch noch ehe er die richtige Seite gefunden hat, zitiert er auswendig: „Der böse Trieb gleicht einer Fliege und sitzt zwischen den beiden Öffnungen des Herzens, wie es heißt: Tote Fliegen machen das würzige Öl stinkend und gärend."

Eifrig führen sie diesen und jenen Autor zur Stütze ihrer Meinungen an. Eine Weile lang ist es, als ginge es wirklich um nichts anderes als die Erklärung der schwierigen Schriftstelle.

Doch bald fühlt Dawid, daß er dem Vater nicht näher kommt.

Das macht ihn unruhig. Er steht auf, geht durch das Zimmer. Seine Hände greifen aus einem Wandschrank, den er unwillkürlich geöffnet hat, die Gewürzbüchse hervor. Das schöne silberne Gerät hat die Form eines kleinen Schiffes, die Kajüte ist eine Schublade, die mehrere Arten von Gewürz enthält, — Wohlgerüche für den Sabbatausgang, um die Seele zu stärken, wenn sie das Ende des königlichen Ruhetages betrauert. Während Dawid redet, sich verteidigt, liebkosen seine Finger die fein getriebene Arbeit. Auch eine Fahne trägt der Mast des Schiffes, ein Fähnchen mit dem Dawidstern. Seltsam, bei uns, dem

entwaffneten Volk, immer noch diese Vorliebe für Fahnen, Paniere. Und das Schiff: Wahrzeichen der Entdeckungsfahrten nach Zipangu und Afrika, des Glücks der andern Völker! „Hätten wir mehr vom bösen Trieb", ruft Dawid und zeigt die Büchse wie ein Beweisstück vor, „so hätten wir mehr Macht, und die Völker würden nicht wagen, an uns zu sündigen. Auch auf diese Art kann also das Maß der Sünden in der Welt gemindert werden, — durch den bösen Trieb." Und dabei erinnert er sich seiner kindlichen Worte einst: „Die andern sollen bitten — und wir ihnen befehlen und gnädig sein." Ist er nicht schon seit jeher dem Vater so gegenübergestanden wie heute?

„Damit spielt man nicht", fährt der Vater auf und entreißt ihm mit so starker Bewegung die Büchse, daß sie auf die Erde rollt.

„Damit spielt man nicht", wiederholt der Vater, dumpfen Groll in der Stimme. Die Büchse kann es nicht sein, was er meint. Meint er Dawids Worte vom bösen Trieb? Meint er noch anderes, dem Lebenskern Näheres, meint er den Menschen Dawid ganz und gar? — Er verwirft mich, nennt Spiel, was mir wahrhaftig kein Spiel, sondern schmerzlichster Ernst ist; nicht einmal, daß es Ernst ist, läßt er gelten. Der Vater geht zu weit, denkt Dawid, und es tut ihm weh, dieses Unrecht am Vater bemerken zu müssen, an dem reinen Mann. Doch zu so versöhnlich-innigem Gefühl läßt ihm der Greis gar keine Zeit mehr, denn deutlich sagt er heraus, was er meint: „Du gehst die Wege des Emori! Von deinen eigenen bösen Wegen redest du und von deinem Trieb, der dich ins Haus des Götzendienstes geführt hat und zur Tochter der Unzucht."

So weiß der Vater auch dies! Man glaubt, daß er in

seiner stillen Stube sitzt und nichts bemerkt. Aber er weiß ja alles, alles!

„Die Mutter der sieben Söhne", der Vater murmelt wie zu sich selbst redend, „opferte auch ihren jüngsten für die Heiligung des Namens. Ich habe fünf Kinder verloren. Wäre es doch der Altar des Höchsten, auf dem ich mein jüngstes hingebe!"

Nein, kein Knochenhaufen! Dawid widersteht dem Blick, der vernichtend in ihn eindringt. Sind es jetzt nicht Tränen, die die Schärfe des Blicks verstärken? Und doch widersteht Dawid. Die Ehrfurcht gegen den Vater verläßt ihn nicht. Doch gerade um dieser Ehrfurcht willen muß es etwas ganz Ungeheures sein, was ihn in seinem Widerstand aufrechterhält. Die Hoffnung, mit der er hergekommen ist? Soll er sie aussprechen, sich auf Gerson berufen? „Du hast doch selbst, Vater..." Dawid hält ein. Der Vater richtet die Taten des Sohnes. Aber noch nie ist es Dawid eingefallen, ein Urteil über irgend etwas, was der Vater getan hat, abzugeben. Ich sage es ja nicht als Tadel, ermutigt er sich, ich bewundere ihn ja deshalb. — Es ist seine letzte Waffe: dem Vater begreiflich zu machen, daß sie beide einer und derselben Art sind, Vater und Sohn, und daß er sich in seinem Herzen eines so erhabenen Vaters nicht unwürdig fühle. Auch ich liege auf dem Altar des Höchsten, werde geopfert wie das siebente Kind der frommen Mutter, — wenn es auch nicht so ohne weiteres verständlich ist, was mit mir geschieht, wenn man es auch nicht auf den ersten Blick erkennt. Es gibt eben auch einen Altar, der auf den ersten Blick sogar wie ein Bett der Unzucht aussieht, — es gibt eine Pein und eine letzte Anstrengung, die dem Erschlaffen unwürdiger Lust ähnelt.

Wenige wissen das. Aber du, der Vater, solltest es wissen. Solltest nicht verdammen, nicht auf den ersten Blick. Du hast ja auch damals nicht verdammt, hast auch damals gewußt — das will er sagen; aber sein Mund spricht Worte der Auflehnung. Noch während er spricht, weiß er, daß sie in den Ohren des Vaters anders klingen müssen, als er sie meint. „Und doch hast du selbst den Mann in die Gemeinde aufgenommen, den die andern für einen Sünder hielten, — Ascher Lämmlein, den falschen Messias."

Eine Weile antwortet der Vater nicht. Er sitzt wieder an seinem Buche, ordnet sein Kleid. Dann sieht er noch einmal den Sohn an, diesmal aber ganz kalt und, fast scheint es so, mit Haß im Blick: „Lämmlein — ein entfernter Verwandter."

Lämmlein — Lemel. War es das? Soll das Geschehnis, das Dawid begeistert hat, aus so kleiner Quelle gesickert sein? — Oder verbirgt sich der Vater nur hinter dem nichtigen Grund, weil er sich dem Sohn nicht eröffnen, weil er nichts mehr mit ihm gemein haben will? —

Er wird es nie ergründen. Der Vater ist verstummt. Seine letzte Gebärde — das Ordnen des Kleides, als schüttle er Staub von sich — war zu mächtig, um ein nochmaliges Ansprechen zu gestatten.

Traurig geht Dawid zur Schwelle zurück. Er hätte die letzten Worte nicht sagen sollen. Nun hat er den Vater gekränkt, der schon in der letzten Ratssitzung Gersons wegen Angriffe erduldet hat. Der Vater sieht den Sohn in der Reihe seiner Bedränger. Anders kann es sich ihm nicht darstellen. „Verzeih mir, Vater", möchte er sagen. Verzeih mir, daß du mich nicht verstehst. — So müßte es

heißen. Aber Eltern haben ja immer Recht, Kinder Unrecht — das hat Dawid seit je gewußt. Und es ist des Vaters Recht, mich nicht zu verstehen, — verstünde er mich, so wäre er ein anderer, gar nicht mehr mein Vater — wie sollte er mir also jemals verzeihen? Dawid blickt sich nochmals um. Es ist still im weißen Zimmer! Des Vaters Auge sucht die Zeile, bei deren Studium der Eintritt des Störers ihn unterbrochen hat, nun hat er sie gefunden, nichts mehr regt sich in dem Antlitz, das in seinen schönen, großen, beinahe groben, doch gegeneinander vollkommen ausgeglichenen Formen den Frieden des Gesetzes widerstrahlt. —

Kaum ist Dawid unten vor dem Hause angelangt, so durchschüttert ein Krachen von erschreckender Gewalt und langem Donnernachhall die Gasse. — So ist es doch nicht gelungen, den Brand von den Pulvervorräten der Stadtmauer abzuwenden! Das Schicksal selbst scheint das über die Gemeinde verhängte Unheil zu besiegeln. Die Feuersbrunst, in der „jüdischen Gasse" entstanden, frißt in der Christenstadt. Kann dem Volke die Gefährlichkeit der Juden, die Gottgewolltheit ihrer Austreibung deutlicher vor Augen geführt werden!

23.

Gelobt sei der Herr, unser Gott, der solches in seiner Welt hat." — Die befreiende Schönheit Monicas umarmend, betet Dawid, und dieser Segensspruch, beim Anblick schöner Bäume und schöner Geschöpfe üblich, steigt aus seinem angsterfüllten Herzen. So sagte ja auch einmal

ein Gesetzeslehrer, der eine schöne Heidin auf den Stufen des Tempelberges erblickte: Ihn preisen alle seine Geschöpfe, sie alle hat er mit Weisheit gebildet. Und David fügt hinzu: „Gebenedeit sei der Allwissende der Geheimnisse!"

Draußen springt die wilder gewordene Flamme am Himmel empor. Flackerlichter und Schatten zucken durch Monicas Stube, die nur von dem fernen Brand erleuchtet ist. Monica ruht still an seiner Schulter, die grauen Augen strahlen und der zierliche Rücken fügt sich warm in seine Hand. Sie schilt nicht, daß er neulich, im Kellergelaß, ohne Abschied von ihr weggelaufen ist. Sie fragt nicht einmal, hat nichts zu verzeihen. Er fühlt nur, wie sie ihm in einem Kuß alles hingibt, ihre Schönheit, ihre fremdartige Ruhe, den honigzarten Blütenhauch, der sie umgibt, als atme ihr ganzer Körper, nicht nur ihr Mund.

Sie weiß noch nicht, was geschehen ist. Nur daß er wieder bei ihr ist, weiß sie. Das Krachen und Brennen dort draußen hat sie nicht erschreckt. Wohl aber der Trompetenruf des Herolds, der Austreibungsbefehl. „Wärst du jetzt nicht zu mir gekommen, morgen wäre ich bei dir gewesen."

„In unserm Haus?"

„Ich hätte dich mir wieder geholt — wie damals, mit den Kannen."

Seltsam, daß es noch Scherze, ein Lächeln in dieser Welt gibt! Aus den schwarzen Unterredungen mit Gerson und mit dem Vater taucht er wie aus einem Meer von Leid in zarte, azurblau erfrischende Luft empor. Zwei, drei tiefe Atemzüge — jetzt erst überblickt er wieder die Geschehnisse. Ruhig ist er nicht. Er weiß ja, daß alles verloren ist, daß es für die Gemeinde keine Rettung mehr

gibt. Aber er kann doch wenigstens wieder tief atmen, und indem er dem dicht angeschmiegten Mädchen von den Greueln dieser Nacht, von der Ermordung Meier Dubs, von der Tochter Lipman Spiras, vom Brand und vom wahnsinnigen Turmwächter berichtet, mindert sich seine Beklommenheit. Sie hört zu, ohne zu unterbrechen. Den Vater erwähnt er nicht; nie hat er vor Monica von seinem Vater gesprochen, so unterläßt er es auch jetzt. Zum Schluß erzählt er, daß die Pulverkammern der Stadtmauer in die Luft geflogen sind.

„In der Stadtmauer? — Ist das dein Ernst?"

„Vor einer Stunde etwa. Du mußt es ja gehört haben."

„Ich habe es gehört. Aber in der Stadtmauer? — Ja, weißt du denn nicht, in welche Gefahr uns das bringt?" Sie schlüpft von ihrer Lagerstätte herab, steckt eine Kerze an und beginnt, vor dem Spiegel ihr Haar zu kämmen.

„Was tust du, Monica?"

„Ich kleide mich an."

„In der Nacht! Wohin?"

„Zum Burggrafen Herrn von Rožmital."

Es durchstößt ihm das Herz, — das böse Zauberwort, auf das er gewartet, das er mit Macht in sich zurückgedrängt und zeitweise vergessen hat, das aber im Laufe dieser wilden Nacht immer wieder in seinem Sinn hervorgetreten ist. Die einzige Möglichkeit der Rettung, die Monica ihm schon einmal angeboten hat: der Weg zum Burggrafen. „Ich will es nicht, ich will es nicht", stöhnt er, umfängt ihren Arm.

Sie macht sich los. „Ich bin frei und tue, was mir gut scheint."

„Lieber töte ich dich" — er faßt nach ihrem weißen Hals.

„Mein Lämmlein," sagt sie weich, „so willst du, daß mich der Henker stäupt und meinen Vater, meine Mutter dazu?"

„Dich, deinen Vater?"

„Du verstehst noch nicht, worum es geht, mein Lämmlein. Es waren geheime Pulverlager, die der Brand hat auffliegen lassen. Die Schöffen rüsten gegen den König. Jetzt ist es verraten. Und morgen schon wird man die Mauer, so lang sie ist, von königlichen Wachen absuchen lassen — und dann finden sie in unserem Keller, unter dem Turm der Froschschmiede — —"

„Laß mich hin — den Leichnam in den Fluß werfen."

„Zu spät! Gewiß bewacht man schon alle Tore. Aber der Oberstburggraf hat's auf seine Kappe genommen, so mag er's auch tragen. Ich verlange nichts anderes von ihm, als daß er die Spur seiner Mordtat unsichtbar macht."

„Und deshalb —?"

„Soll ich etwa für ihn büßen?"

Dawid reißt das Mädchen an sich, noch nie sind ihm ihre Lippen, weich und rosig in dem blassen Gesichtchen, so süß erschienen wie jetzt. Mitten im Kuß überfällt ihn Entsetzen. Er weiß ja, daß der Schlange, die zur Sünde verführte, mancherlei Zufälle zu Hilfe gekommen sind. Doch daß sich bei jeder Sünde diese Zufallsgunst so deutlich wiederholen soll! Monica also wird ohnehin zum Oberstburggrafen gehen, nicht seinetwegen, nicht der Gemeinde wegen, — sondern um ihres eigenen Lebens, um des Lebens ihrer Eltern willen. Sie muß gehen, und zwar

so schnell wie möglich. Er darf sie gar nicht zurückhalten. O wie tief verlockend es ist: wenn nun gerade von dieser „Tochter der Unzucht", die der Vater verdammt und mit der er den ganzen Lebenswandel des Sohnes verwirft, Licht und Erlösung für die „heilige Gemeinde Prag" ausginge! — Die Rettung, weil ich Gott diente — auch mit dem bösen Trieb, — Widerlegung des Vaters, Rechtfertigung auch vor den Allerstrengsten, auch vor ihm! — Jubelrufe in Dawids Brust; und ihm graust vor diesem Jubel, denn alles schwankt, und es könnte ja auch das Frohlocken der Hölle sein, die ihn mit starkem Faustgriff endgültig zur Sünde hinüberzieht!

„Ich wäre ohnehin morgen oder übermorgen zum Oberstburggrafen gegangen", sagt Monica ganz leichthin. „Euretwegen. So wie ich es dir schon einmal gesagt habe: ich weiß das Mittel, euch hier zu behalten."

Aber dieses Mittel darf eben niemals —, Dawid sagt es nicht. Daß sie von seinen Qualen nichts ahnt, daß sie nicht versteht, nie verstehen wird, um welche Entscheidung es jetzt geht: zu Tränen rührt es ihn. „Ich liebe dich, Monica, ich liebe dich", flüstert er an ihrer Stirn.

Sie streicht mit linder Hand über sein heißes Gesicht. „Du hast damals doch richtig geraten, — ich wollte dich nur nicht kränken."

Dann muß er ihr, wie manchmal des Morgens, das schöne blonde Haar durchbürsten. Langsam, vorsichtig führt er die Bürste, um nicht zu zerren, ihr nicht weh zu tun. Es ist eine Arbeit, die mit allem Ernst geschehen muß und bei der es keinen Trug gibt. Denn zieht nachher Monica den Kamm durch die knisternden Goldwellen und geht der Kamm nicht glatt die ganze Strähnenlänge hinab, so

hat eben die Bürste ihr ordnendes Werk nicht zu Ende getan.

„Heute bist du aber ungeschickt", zankt sie bei einer solchen Nachprüfung — und jetzt erst, sich umkehrend, merkt sie, daß er weint, über ihr ausgebreitetes Haar gebeugt.

„Aber warum denn! Ich werde nur hingehen, einen Kniefall tun. Was meinst du denn! Es geschieht nichts anderes sonst."

Sie will mich nur wiederum nicht kränken, sagt er sich. „Es ist eine Sünde, daß ich dich gehen lasse."

„Eine Sünde?" — Das versteht sie nun ganz und gar nicht. Ihr ist es ganz selbstverständlich, daß der Burggraf den Schaden, den er angerichtet hat, wieder in Ordnung bringt. Er wird Wachen ausstellen, die verhindern, daß man die Mauer an der Froschschmiede durchsucht. Und die Judenverbannung aufzuheben — das ist doch ein Kleines für ihn. — Ein Kleines, worüber man bei uns seit Tagen und Nächten verzweiflungsvoll, bis zum Irrsinn berät, denkt Dawid. Ein Vater erdolcht sein Kind. Ein Kleines! Doch das ist ihm ja nun alles gleichgültig. Daß er, ohne zu murren, die Geliebte opfern, dem Feind ins Haus führen soll, — dieses Mädchen, deren Hauch ihn eben noch umfängt, deren schmeichlerisch lockeres Haar durch seine Hände gleitet, — das rüttelt an den Grundfesten seiner Seele. Sünde war es, die Christin zu lieben. Doch was noch gut und edel inmitten dieser Sünde war, das entweihe ich nun durch diese zweite Sünde, — noch an meiner sündigen Liebe versündige ich mich, den Verrat verrate ich nochmals, schände mich selbst in Grund und Boden. Oh, so elend, so niedrig — es genügte also die einfache Sünde nicht als Lösegeld für die Seelen der Ge-

meinde, eine Doppelsünde muß es sein, eine Entehrung, die nicht den kleinsten Fetzen Ehre an mir zurückläßt!

Er versucht, ihr alles zu sagen, was er leidet. Bald unterbricht sie ihn: „Du spintisierst" und fragt, einige Bänder aus einem Kästchen hervorlangend: „Welches soll ich ins Haar flechten?"

Er knirscht: „Ich schmücke dich — für ihn."

„Das ist doch lustig", erwidert sie lachend.

„Du willst schön sein — für ihn?"

„Gewiß — wenn ich zu ihm gehe — so will ich ihm auch gefallen. Findest du das so seltsam?" Und legt dabei die Ohrringe an und tanzt durchs Zimmer. „Du bist wohl eifersüchtig, Lämmlein?"

Stumm schüttelt er den Kopf. — Andacht vor dieser Arglosigkeit hat ihn ergriffen. Ist dies wohl die eigentliche Unschuld, — unschuldiger als des Vaters angestrengtes Forschen im Gesetz, der Wahrheit näher als Hirschls Kampf um die Fortschrittsschule, als Gersons Traum vom Ende der Tage und dem erlösenden Messias. — Hier bedarf es keines Messias; denn es gibt keine Sünde; denn man kümmert sich um die Sünde nicht. — „Du bist fromm, Monica," möchte er ihr sagen, „niemand ist fromm, auch mein Vater nicht, nur du, denn du lobst Gott, wie die Bäume und Blumen ihn loben — und wissen nichts von ihm." In seiner Liebe sieht er erst jetzt, da er sie verlieren soll, die wahre Monica. Hätte er doch früher dieses strahlende Bild geschaut! Er wäre, wie ein Anbeter der Sterne, vor ihr niedergefallen, hätte ihre Füße geküßt! — Von all dem aber sagt er nichts. Hilft ihr ins Kleid. Wer wird es ihr abnehmen? Legt ihr die langschleppige Schaube um. Wo streift sie sie ab? Ehe ihr

schöner Arm im engen Ärmel verschwindet, küßt er ihn lange, als könne er ihn nicht hergeben, im Kuß beißt er zu, vergräbt seine Zähne in das kühle Fleisch.

„So wie heut' hast du mich wohl noch nie geliebt, mein Lämmchen!" — Spöttisch klingen die Worte, doch auch weise. Genießt er denn nicht wirklich ihre Schönheit diesmal nicht nur für sich, sondern auch noch im Namen des Nebenbuhlers? Eine Schönheit, die sie ihm nie vordem enthüllt hat! So hält der Satan für die, die sich ihm ergeben, besondere, teuflische Freuden bereit?...

Über den Hof geleitet er sie. Morgengrauen kündigt sich erst an. Der Brand ist nun gelöscht, alles ruhig, im Dunkel. Eine Augustnacht, schon ein wenig kühl. Durch die leeren Gassen. Zur Burg.

Er will dabei sein. Unten stehen, vor dem Burggrafenpalast. Unten stehen und wissen, daß der andere sie in die Arme nimmt.

„Den Bescheid für die Gemeinde abwarten?"

Daran hat er kaum mehr gedacht. „Gewiß," erwidert er, „den Bescheid für die Gemeinde abwarten."

Sie sind am Fluß. Durch den neuen Brückenturm, über die steinerne Brücke. Nun sieht man auf den Anhöhen drüben langhingelagert das Schloß — ein schwarzes Raubtier, zum Sprunge geduckt, mit dem es das Herannahen der Beute erwartet.

Er reißt das Mädchen an sich, krallt sich in ihren schlanken Leib. „So ruhig, Monica?"

„Unruhe hülfe jetzt nichts", sagt sie. Zittert ihre Stimme nicht süßer als je?

„Wir Lumpenpack, wir Hurenpack alle beide" — flucht

er laut. Die Süßigkeit, die er aus dem Laster zieht, erbittert ihn.

„Was liegt daran!"

„Warte doch! Eilt es denn so?"

„Ja, es eilt. Eh' es Tag wird."

Er fängt sie ein, — und wieder diese Feuerküsse. Vor den Augen des Schlosses, vor den Augen des Gegners küßt er sie!

„Das eine aber schwöre ich", bricht er plötzlich aus dem Rausch der tiefen Berührungen los. „Das eine schwöre ich. Wenn es gelingt — wenn wirklich deiner und meiner Sünde die Auflösung des Banns gelingt, um die sich unsere Frömmsten mit Fasten und Gebet, mit Klugheit und Nachtwachen vergebens bemüht haben —, dann sind es Irrlehren, in denen man mich erzogen hat —, dann ist nicht die Tugend gottwohlgefällig, sondern das Verbrechen, — dann will ich aber auch mit all dem, was ich bisher gewesen bin, nichts mehr zu tun haben. Weg von euch, weg!" Er wendet sich gegen das Ufer der Judenstadt zurück. „Dann will ich in die Welt hinaus, weit weg von hier. Nach Deutschland, wo ein neuer Geist unter die Bauern gefahren ist, daß sie die Frohnen abwerfen, und wo die Gelehrten ein Leben der Jugend und der Freiheit führen."

„Und ich will mit dir wandern, mit dir!"

„Monica, mit mir?"

„Du zweifelst?"

„So wäre es möglich, daß uns aus diesen Tränen noch Glück erblüht!" — Er jauchzt auf. „Dann liebst du mich ja wirklich, Monica! Mit mir willst du gehen? Ins Unbekannte?"

„Ja, mein Lämmchen."

„Deine Eltern, dein Haus —"

„Ich will nur dich. Nie hab' ich etwas anderes gewollt."

Und die beiden jungen Herzen schlagen einander wilder entgegen als je. Erwachender Morgenwind fegt die steinerne Brücke. Im reinigenden kühlen Schauer des neuen Tages halten die beiden einander umschlungen, mitten auf der langen Brücke, von allen Menschen fern, gesehen nur von den Wolken, den düster schlafenden Anhöhen rings und dem breiten, grauen, ruhigen Strom unten. Wohl haben sie beide geglaubt, einander zu kennen. Jetzt staunen sie, daß aus der alten wilden Liebe eine hohe Blüte, schöner als alle andern je vordem, aufbricht und mit ihrem Duft die Erniedrigten zu trösten vermag.

Er erzählt ihr von Erfurt. Vor Jahren schon sind wirre Gerüchte ins Ghetto gedrungen, daß in Erfurt Häupter der Hohen Schule eine freie fröhliche Republik, eine Laeta Libertas, begründet haben. Man lebt den heidnischen Gottheiten, spottet der Mönchlein, verwirft Kirche und Zwang. „Dort werde ich willkommen sein. Dort, wo Männer ohne Vorurteil und von höchster Bildung, wo echte Antischolastiker und Humanisten leben. Mutianus Rufus, der Freund aller jungen Dichter, und der witzige Rubianus. Und Hutten, das edle Blut aus Franken." Begeistert stimmt er an:

„Auf, Landsknecht gut,
Und Reiters Mut,
Laßt Hutten nit verderben."

Er marschiert. Trotz, Auflehnung, ein neues Selbstvertrauen — es ist ihm, als habe er sich nie jung gefühlt bis zu dieser Stunde. Oft schon ist ihm der Traum von

Erfurt durch den Kopf geglitten. Jetzt ist es kein Traum. Mit Monica wird er hingehen und selbst sehen, daß die Sache sich in Wahrheit so verhält, wie die Berichte melden. Er eilt, als wäre er schon unterwegs nach dem neuen „gelobten Land". Dabei vergißt er ganz, daß es nicht Erfurt, nicht die Gelehrtenrepublik ist, wohin er das Mädchen geleitet. —

Bis die riesige eisenbeschlagene Palasttür in den Angeln quarrt, ein letzter Händedruck den Unglücklichen dem kalten Morgenwind überläßt.

24.

Der König Messias — ein Zuhälter.

Er übersinnt seine Schmach, findet sie aber zu tief, um bis zu ihrem Grund durchzudringen. Starrt nur müde vor sich hin. Ein Kuppler! Und das Liebste verkuppelt, was sein war.

Er sitzt auf einem der Prellsteine neben dem Schloßportal. Wie ein Bettler. Die Judentracht macht ihn kenntlich. So höhnen ihn die Vorübergehenden. — Es ward ja gesagt, daß der Messias in Lumpen auf der Tiberbrücke zu Rom unter dem Bettelvolk sitzen wird, nahe dem Engelskastell, der päpstlichen Burg. Aber daß er auch zu den Fenstern der Burg hinaufsehen und raten wird: Hinter welchem dieser Fenster umarmt jetzt der Burggraf meine Braut, — das war nicht mitprophezeit.

Gegen Mittag erhebt er sich. Er hat nicht daran gedacht, daß Monica solange bleiben würde...

Jammervoll, wie nach viehischen Ausschweifungen, schleppt er sich heim.

Im Studierzimmer des Vaters: Beratung. Immer noch beraten sie. Oder ist es eine neue Beratung? Einerlei, es kommt ja auf dasselbe heraus. Was wollen sie denn eigentlich? Wissen sie nicht, daß er sein Liebstes für sie hingegeben hat? Wozu beraten sie also noch? Gespensterhaft erscheinen ihm die Ratsmänner. Sie verschlafen ja den lichten Tag, verschlafen das Wichtigste, was inzwischen geschehen ist. Und wie lächerlich der kleine Vorsteher mit seiner Herrschsucht, seiner Wichtigtuerei. Sogar der Vater erscheint Dawid ein wenig lächerlich. „Simson" heißt er, nach dem Helden — und dazu „Lemel". Simson, das Lämmlein, — so wie ich, ein lammfrommer Held — uns allen klebt es an, und schlügen wir tausend Türen von tausend Folioseiten hinter uns zu, es folgt uns in unsere innersten Schlupfwinkel nach, was uns niederzieht!

Nun berichtet man von Angelik, dem Leibarzt. Er war ängstlich, offenbar auf das Peinlichste berührt, als die Abordnung der Judenschaft ihn aufsuchte. Seine Worte: „Seht, gerade ich, ein Jude, kann für euch nicht sprechen. Man würde sagen, daß ich meine Stellung mißbrauche, würde mich — und nicht ganz mit Unrecht — einer Parteilichkeit bezichtigen."

Nein, so denke ich nicht, möchte Dawid einfallen. Mein Schicksal von dem der Gemeinde trennen, — das wäre feige Flucht. — Ihr bleibt meine Brüder! Was ich vorhin von der Brücke aus zu eueren Häusern hinüberrief, war keine Lossagung. Wende ich mich von euch, so ist es, um eure Urbilder zu suchen, das unverletzlich Edle, auf dem der Staub der Jahrhunderte liegt. Ist es meine Schuld, daß ich, um dieses Edle, Freie, Blühende zu finden, von euch weggehen mußte, aus euren Mauern hervor in die

Christenstadt, wo eine glücklichere Sonne scheint, wo nicht nur auf dem Friedhof grüner Rasen und Bäume wachsen, wo die Natur unverknickt und ungedrückt Früchte des Lebens darbietet! Wo auch immer ich suchte, ich suchte doch immer nur die Schönheit Israels, aus den Himmeln geschleudert am neunten Aw, doch nicht für jedes Geschlecht, nicht für alle Zeit... Mit einemmal merkt Dawid, daß er den Mund geöffnet hat, daß er wirklich spricht.

Die Sitzung ist noch gelöster, noch zuchtloser als die vor zwei Tagen. Damals war die Austreibung noch nicht verkündet. Jetzt ist bereits ein voller Tag der achttägigen Frist verstrichen, und keine Wendung zum Besseren hat sich gezeigt. Die angstvolle Erwartung, die Aufregung kaum mehr zu ertragen. Fast alle haben gefastet, alle sind übernächtig. Auch in Dawids Schläfen pocht die schlaflose Nacht, raubt ihm die klare Besinnung. So spricht er denn wirr, spricht alles durcheinander. „Wege der Sünde bin ich gegangen", schreit er laut auf, wie beim Gebet. „Unser Vater, unser König, wir haben vor dir gesündigt", antworten einige aus der Ratsversammlung, werfen schallende Fäuste an ihre Brust. Ein kleiner Kreis bildet sich um Dawid. Er weissagt Rettung, — Rettung aus seiner Sünde hervor. Niemand versteht ihn. Der Vorsteher wird aufmerksam. Von seinem hohen Sitz herab fordert er Dawid auf, allen zu sagen, worauf seine Vorhersage sich stütze. Man ist so weit, daß man nichts mehr, nicht die unwahrscheinlichste Rettungsaussicht außer acht lassen mag. Der Metzger Bunzl, der dem Rat nicht angehört, aber heute mit mehreren andern aus der Judenschaft an der Sitzung teilnimmt, der sich ganz einfach eingedrängt hat, da die Schranken rings um die gebietende Behörde nachzugeben beginnen, —

Bunzl, dieser Gewaltmensch, hat eben vorgeschlagen, man möge die jungen Leute bewaffnen und am Tage der Vertreibung die Tore verteidigen. „Lieber alles anzünden, als freiwillig ausliefern!“ „Eine schöne Hoffnung“, ruft ihn einer an. — „Hoffnung“, bei diesem Wort zuckt Dawid zusammen. Er eröffnet, daß auch er keine Hoffnung habe. Ganz im Gegenteil, er hoffe immer noch, daß Monicas Plan mißlingen werde. — „Wer ist Monica?“ schreit man. Nun erzählt er von der Christin, erzählt, wie er Nacht für Nacht bei ihr gewesen ist. Der Vater weiß es ja ohnehin; was liegt daran, wenn nun auch die andern es erfahren. Immer unklarer wird es in Dawids Kopf. Auch von Gerson spricht er und von der List, mit der er ihm den Torschlüssel herausgelockt hat. „Das war der Anfang des Bösen. Nein, der Anfang nicht. So weit sehe ich gar nicht mehr zurück, den Anfang sehe ich nicht mehr. Aber etwas besonders Böses war es doch, den arglosen alten Mann zu betrügen. Urteilt selbst! Und aus einer so bösen Sache sollte Gutes erwachsen? Gott behüte uns davor. Lieber untergehen, in Ehren und in Keuschheit, als dem Satan selbst den Freikauf verdanken.“

Man wendet sich von ihm ab. Er merkt es kaum, redet weiter. Ein Sündenbekenntnis vor der ganzen Gemeinde, vor dem Rabbi, vor dem Vorsteher, vor dem Vater, vor dem Jugendfreund... Da sind sie ja alle, die mich kennen. Nun richtet mich! So ist es gekommen, so führte es zu der Brandnacht, zu Gerson, der von falschen Traumbildern sprach, zum Vater, der die Herzensbitte abschlug — „ein entfernter Verwandter“, keine weitere Aufklärung, — zu Monica, der Einzigen, die es gut mit mir meinte und die es mir leicht machte, das Verruchte von ihr zu ver-

langen — „ich gehe ohnehin zum Oberstburggrafen, zum Herrn von Rožmital", das waren ihre Worte, und so habe ich selbst sie hinbegleitet, hingeführt, in sein Bett gelegt, seine alten Finger in die meinen genommen und wie kalte Kröten auf ihre glühende Brust gelegt —

Man ist wieder aufmerksam geworden. Man fragt ihn, wann das, wovon er fiebernd schwärmt, geschehen sein soll. Aber es ist nichts mehr aus ihm herauszubringen. Er lallt noch eine Zeitlang, dann bricht er ohnmächtig zusammen.

Sofort oder Stunden später (er weiß es nicht) weckt ihn Fanfare, Getöse, Jubelruf. Alle sind um ihn bemüht. Alle wollen ihn zum Fenster reißen. Unten ein Herold in blauer Seide, mit dem Wappen des Herrn von Rožmital: Der königliche Erlaß ist aufgehoben. Die Juden können bleiben, und stehen unter des Königs und seines Oberstburggrafen besonderem Schutz.

Schande und Elend — Dawid, erwachend, weiß nichts anderes sonst. Doch man führt ihn die Treppe hinab, ungezählte Menge drängt sich an ihn, man küßt ihm die Hand, will seinen Mantel berühren, er kann sich nicht erwehren, versinkt im Ansturm, wird emporgezerrt, man bereitet ihm mitten durch die jubelnden Volksmassen einen Weg. Der Vorsteher geht neben ihm, Rabbi Margolioth auf der andern Seite. Es dauert lange, lange. Sie geleiten ihn zu seinem Haus. Er fühlt den langen Kuß der Mutter. Der Vater scheint sich abzuwenden, doch küßt er des Vaters Hand, und der Vater läßt es zu. Dann wird es rings um ihn wieder ganz finster, Hunderte von Köpfen, Händen, Leibern sind dicht vor seinen Augen. Aber es lichtet sich wieder. Wie vor dem Könige macht man Platz

rings um ihn. „Esther, ich bin dein Bruder — und du bist meine Schwester.“ Singt ihm niemand den Spruch ins Ohr? Weiß niemand, wie schmachvoll das alles ist? Niemand, wie es die letzte Wurzel der alten Frömmigkeit aus seinem Herzen reißt, wie es ihn den Dämonen der Lilith überliefert? Nein, man führt ihn ja noch zur Synagoge. Man dankt Gott für das Wunder. „Der da aufrichtet die Müden und befreit die Gefesselten!“ — Doch es ereignet sich noch ein Vorfall, den Dawid aus ganzem Herzen billigt und versteht. Lipman Spiras Weib stürmt in die Synagoge, in den Raum der Männer herein, sie schwingt eine Axt gegen Dawid, will ihn niederschlagen. Dawid beugt sich wie ein Opfertier, demütig will er den Schlag empfangen. Die andern fallen dem rasenden Weib in den Arm... „Die Unglückliche, der Tod ihrer Tochter hat sie verrückt gemacht.“ „O nein, sie weiß — sie weiß —“, schluchzt Dawid auf. Sie weiß, daß ich schuldig bin, durch einen Frevel, durch höllische Kunst habe ich die gerade Bahn Gottes abgelenkt. Sie weiß es, fühlt es am eigenen Leibe. Den Satan trifft sie in mir. Ist doch durch meine Untat der Märtyrertod ihres Kindes nichtig, ein übereilter Widersinn geworden...

Man müht sich um ihn, man richtet ihn auf. Als dritter wird er zur Vorlesung der Schrift aufgerufen, die höchste Ehrung, die der Gottesdienst zu vergeben hat. Und die Ehrungen wollen kein Ende nehmen. Ein Festmahl im Hause des Rabbi — Reden der vornehmsten Ratsleute, die ihn den „Hüter Israels“ nennen, den „Propheten unseres Zeitalters“, den „Gerechten aus der Zahl der verborgenen sechsunddreißig Gerechten, um deretwillen Gott seine Welt erhält“. — Die ganze Gemeinde weiß sich vor Lust nicht

zu fassen. An das Schmähliche, aus dem dieser ganze Jubel hervorgegangen ist, denkt niemand mehr. Und er hat es doch deutlich genug gesagt! Hat man es etwa überhört? Will man es vergessen? Oder sollte gar durch den guten Ausgang alles für gerechtfertigt gelten? Wie dem auch sei, der „böse Trieb" hat gesiegt, der „böse Trieb" und nicht „der gute" hat die Gemeinde gerettet. Und nun dudelt der „böse Trieb" aus den Instrumenten der Musiker, die unten vor den offenen Fenstern an der Spitze des Volks einherziehen, leuchtet aus den Fackeln, die geschwungen werden, aus den frechen Versen der Spaßmacher. Man lacht und singt. Die ernsten Männer fahren von der Festtafel auf, fassen einander bei den Händen und, das Lob Gottes auf den Lippen, springen sie im wilden Kreistanz des Satans durch den Saal. —

Endlich gelingt es Dawid, unbemerkt zu entweichen. Es ist Mitternacht.

Er schämt sich, vor Monica hinzutreten, auch nur ein Wort von dem zu reden, was geschehen ist. Doch dazu kommt es gar nicht. Monica hat, statt sich mit unnützen Gedanken abzugeben, alles Nötige vorbereitet. Es ist natürlich unmöglich, daß er in Judenkleidung flieht, die jedem in die Augen sticht. Sie nimmt ihm die gelbe Kogelhaube ab, unter der die Schraubenlocken hervorhangen. Die schwarzen Locken, der schüttere Bart fallen unter Schere und Schermesser. Dann sitzt ein keckes Barett auf dem mit einemmal jugendlich gewordenen Gesicht. Einen Mantel ohne Judenfleck hat er selbst mitgebracht; doch ist er viel zu faltig und schwer wie alle Kleidung, die Juden tragen, auch wenn sie nach christlicher Art angefertigt ist. Selbst innerhalb der Judenmauern, wo sie ohne besonderes Kenn-

zeichen gehen dürfen, ziehen die Juden schwarze, sehr feste Stoffe vor. Jetzt erhält Dawid zum erstenmal eine vorn offene, leichte Schaube aus rotem und blauem Tuch. Monica legt sie ihm um. Froh klatscht sie in die Hände. Ganz mit der Umwandlung ihres Liebsten beschäftigt, hat sie keine Zeit, an anderes zu denken.

Erst knapp vor dem Aufbruch, während sie ihre Schmucksachen zusammenpackt, hat sie den Einfall, ihn zu fragen, ob er auch Geld mitbringe. Ohne Geld würden sie ja, selbst bei Verkauf ihres geringen Schmucks, nicht weit reisen können.

Dieser Einfall ist ihm überhaupt noch nicht gekommen.

Sie lacht ihn an: „Du kannst ja so gut Schlösser öffnen, mein Lämmchen!" — Da ist das Bild, der Anfang alles Bösen, an den er sich kaum mehr erinnern konnte: im frühlingslieblichen Hof der Schmiede steht er vor dem Mädchen, dreht den Schlüssel in der rostigen Tür des Holzschuppens. Nur wenige Monate seither — und sie darf ihn jetzt auslachen, verspotten; den Schlüssel zu seinem Gewissen dreht jetzt sie in seinem rostigen Herzen herum.

Das Schlimmste ist noch zu tun.

Immer war ihm der Eisenkram der Mutter unheimlich. Scheltende Stimmen klangen aus dem rasselnden Gerümpel hervor. Was sie schelten, weiß er nun. Dieb, Dieb! Er ist nochmals ins väterliche Haus zurückgekehrt, von dem er kurz und kalt für immer Abschied genommen zu haben glaubte. Nun tastet er sich durch die Dunkelheit des Kramladens — zur Geldtruhe der Mutter. Zu solchem Ende also hat sie ihr Lebenlang gearbeitet, gespart, — ihr eigener Sohn plündert sie aus. Der Altar des Höchsten

ist es nun freilich nicht, auf dem ich geopfert werde (sagt er sich), dem Dieb gebührte Galgen und Rad.

Ein tiefer Seufzer durchdringt die Nacht. Träumt die Mutter? Seufzt sie im Schlaf?

Dawids Hand hat die Lade erbrochen. Jetzt hält er ein. Lauscht. Ein zweiter Seufzer.

Zu ihr, die Treppe hinauf. Am Zimmer des Vaters vorbei. Stille. Es ist wohl die Zeit, in der der Vater nicht mehr lernt, sondern schläft. Doch auch wenn er nicht schliefe, — hier würde es jedenfalls ruhig sein, hier ist es immer ruhig, durch des Vaters Tür dringt nie ein Ruf hervor. Die Mutter aber — die Mutter ruft nach ihm. Im Seufzer ruft sie. Er öffnet die nur angelehnte Tür ihres Schlafzimmers.

Da liegt die Mutter in ihrem Bett. Leichter Mondschein in den Kissen zeigt das schlafende Gesicht. Wie klein! Klein wie Monicas Gesicht in den Kissen. Aber wie zerfallen, vom Leben abgenutzt, in tiefe Sorgenfalten gelegt.

Mutter, du hast immer nur Sorgen gehabt! Was Freude ist, weißt du nicht. Und ich muß fort, muß dir die tiefste Sorgenfalte schlagen. Dies tun oder jenes lassen. Beides zugleich — ist unmöglich. Aber jenes lassen — das ist doch auch unmöglich.

Oder verlangst du doch, — daß ich es lasse? —

Er tritt näher ans Bett.

Wie unbeweglich die Mutter schläft. Nun seufzt sie auch gar nicht mehr.

Plötzlich überkommt es ihn, — daß sie vielleicht auf dem Sterbebett liegt...

Und wenn nicht jetzt, — so in fünf oder zehn Jahren gewiß. Sie ist ja so alt.

Die Mutter ist ja so alt — sagt er halblaut vor sich hin.

Und will ganz ans Bett, sie liebkosen, küssen. Ein Wort wenigstens, zum Abschied. Es ist doch ein Abschied für immer. Er wird sie nie mehr sehen, die alte Mutter. Auch wenn sie auf dem Sterbebette liegen wird, — er wird sie nie mehr sehen, die alte Mutter.

Er ist ganz nahe, atmet schon ihr graues Haar. Da hat sich der weite Hängeärmel seiner Schaube an einem Zierrat des Bettpfostens verfangen. Jetzt erst besinnt sich Dawid. Die Mutter würde ja den eigenen Sohn nicht wiedererkennen! Wie stünde er vor ihr da, — bartlos, im bunten Zeug der fremden Tracht! Zu Tode erschräke sie vor dem fremden Mann.

Ein Fremder im Vaterhaus. Ihm bleibt keine Wahl.

Lebe wohl, alte Mutter!

Wieder bei der Truhe. Die Taler gleiten durch seine Hand. Sorge und Tränen an jedem Stück. Und wenn man ihn morgen in seiner Stube nicht findet, — welche Verzweiflung! Und die Gemeinde, die acht Tage lang Freudenfeste feiern will! Seine Kraft reicht nicht aus, alle Folgen zu bedenken. Ratlos wägt er Schockbeutel, Geldrollen auf der Handfläche. Selbstverständlich wird er nicht alles nehmen. Nur die Hälfte, ein Drittel. Nein, auch das zuviel. Er schüttet das Geld in die Lade zurück. Obwohl er das höhnische Sprichwort kennt: Frißt man schon Schweinefleisch, dann soll das Fett von einem triefen. — Aber es ist ja, wie er sich auch anstellen mag, alles in gleicher Weise jämmerlich. Und die Mutter so alt, so alt. Und schläft so unbeweglich da oben. — Nur für den allernötigsten Bedarf etwas behalten, — vierzig Taler, — zwanzig. Die Sünde verkleinern! — Auf solche Art?

Da wird es hell im Laden.

Tuwja, eine Kerze in der Hand, ist eingetreten. Er ist gar nicht so blödsinnig. Mit einem einzigen Blick auf Dawid, die geöffnete Lade, die Taler in Dawids Hand hat er übersehen, was hier geschehen soll. Nun fliegen seine Finger. Die dunkelroten Lippen krümmen sich, bringen keinen Laut hervor.

Der verrät nichts!

Der Stumme — einziger Zeuge meiner Tat!

Aber es ist, als könnte höchste Anstrengung seine Zunge lösen. Ein dumpfes Murren, drohend, arbeitet sich schon herauf, wie ein ganzer Chor ferner Stimmen naht es heran, steigert sich, — wird zum langausgehaltenen gellenden Schrei.

Entsetzen faßt Dawid. Er schlägt die Lade zu. Einige Rollen sind ihm in der Hand geblieben, mit denen er atemlos entläuft.

25.

Die Wanderung der beiden ging moldauabwärts. Wo Erfurt, die freie Stadt, lag, wußte Dawid nicht genau anzugeben. Er wußte nur, daß der Weg längs der Moldau, dann später die Elbe entlang aus den Grenzen Böhmens hinausführte, die sie so schnell wie möglich hinter sich zu lassen allen Grund hatten.

Doch ehe es soweit war, rief ihn nochmals die Gemeinde Prag in ihren Bannkreis zurück.

Als sie nach drei Tagereisen am Morgen aus dem Fenster der Dorfherberge, in der sie genächtigt hatten, ins angrenzende Feld blickten, bot sich ein trübseliger Anblick.

Von bellenden Hunden verfolgt, wankte eine hohe Gestalt vorbei. Der Mantel war kapuzenartig über den Kopf gezogen, so daß der Mann wie ein Halbblinder vorwärtstappte. Es sah unheimlich aus, daß er trotzdem sehr schnell einherschritt und sicher genug die Hunde mit seinem langen Stock abwehrte. Nicht immer erfolgreich — das zeigte der Mantel, von dem halbabgerissene Fetzen auf der Erde nachschleiften.

Dawid eilte aus dem Hause, dem Wandersmann nach, verstellte ihm den Weg, — erkannte Gerson.

„Man hat Euch davongejagt?"

Es erschien Dawid nicht unwahrscheinlich. Die Gemeinde, kaum erlöst, hatte wohl den alten Zwist erneuert, und der Allerschwächste bekam den Zorn zu fühlen. Jakob Kralik, Hirschl, alle, die dem greisen Vorsteher Elia Munka den Triumph nicht gönnten, daß wiederum seine Partei, zu der ja die Familie Lemel gehörte, die Stadt gerettet hatte, — alle Unzufriedenen mochten sich zu dem Schlage vereinigt haben, dem der arme Turmwächter Gerson, der gute Riese, wehrlos in seiner stillen Betäubtheit hinlebend, zum Opfer fiel. Welch vornehme Rache! — „Was es so?" Doch Gerson antwortete nicht, wußte überhaupt nicht, was vorgefallen war. Vielleicht war er freiwillig entwichen, hatte sich aufgemacht, um Dawid zu suchen. Wiedersehnsfreude glänzte ihm aus den Augen. Es fehlte nicht viel, so wäre er wie auf der Turmgalerie vor Dawid in die Knie gesunken.

Während Dawid noch ausfragte, war Monica herangekommen. „Laß ihn doch. Er ist ja fast verhungert. Siehst du das nicht?"

Sie brachten ihn in den Herbergsgarten, flößten ihm

etwas Milch ein. Dann schlief er, auf die Bank vor dem Hause hingestreckt.

Monica holte aus ihrer Schlafstube ein Kissen, das sie ihm unter den Kopf legte. Um die strahlende Morgensonne abzuwehren, spannte sie ihr Brusttüchlein zwischen zwei Strauchäste, die über die Bank hinschaukelten. Dann benützte sie diese erste Rast (bisher waren sie die ganzen Tage lang unterwegs gewesen), um im nahe gelegenen Bach einige Wäschestücke zu waschen und zur Bleiche auf die Wiese auszubreiten. Dawid saß neben Gerson auf der Bank, wehrte die Fliegen ab. Es verging eine friedliche Stunde, in die der Lärm der letzten Tage, von freundlichem Vogelsang übertönt, nur noch wie ein leichter Nachhall hereinwehte. Grüne Sonne in den Büschen. Die Bäume rauschten einförmig, gut. Immer wieder blickte sich Dawid nach seiner fleißigen Frau um. Er fühlte sich glücklich, stolz, — war es doch eine Art von Hausstand, der bescheidene Anfang eines eigenen Wirtschaftswesens, das sich in dem stillen Herbergsgarten aufgeschlagen hatte.

Dann kam Monica, setzte sich neben ihn, — engumschlungen betrachteten sie den schlafenden Greis. Sein Gesicht war eingefallen, und neben der roten Narbe leuchteten frische Aufschürfungen, wie von Faustschlägen oder Steinwürfen. Was mochte Monica sinnen? Gedachte sie vielleicht ihres Vaters, den sie daheim in der Schmiede verlassen hatte und der auch schon ein alter Mann mit grauem Haar war. Jetzt standen Tränen in ihren Augen. — Seltsam, Monica sprach ihm von ihren Eltern ebenso wenig, wie Dawid ihr gegenüber die seinen erwähnte.

Die Mutter ist so alt — tönte es ihm plötzlich im Ohr, wie von der eigenen halblauten Stimme.

Gerson regte sich im Schlaf, ächzte auf.

Schon war Monica bei ihm, um ihm das Kissen bequemer unterzubreiten.

Das gab David den Mut, auszusprechen, woran er schon eine Weile lang dachte. Er fürchtete freilich, daß Monica dies als arge Last, als Schmälerung der kaum erlangten Freiheit empfinden würde. — „Wir wollen ihn nicht hier zurücklassen. Wir nehmen ihn mit uns."

Monicas reiner, aufrichtiger Blick staunte ihn an: „Ist das nicht selbstverständlich!"

So dankbar war er ihr. Er drückte ihr lange stumm die Hand. Und als sie sich nun abwandte, um zu ihrer Wäsche zu gehen, sah er ihrer schlanken, weißen, vom Blondhaar gekrönten Gestalt ehrfürchtig nach — wie einer Gottheit des einfachen Gefühls, der Natur. — Jetzt erst tönten ihm die Rufe der Singvögel hold und anmutig, deutlich, anders als das leere, gleichsam nur geschäftsmäßige Zetern und Kreischen der Spatzen in der Stadt. Wie anders sangen die Vögel hier im nahen Buchenwald, zart und abwechslungsreich in Trillern, Fragen und Antworten, vernünftig fast und mit adeliger Sorgsamkeit. Von Liebe sangen sie, von allen Freuden und der Lust des Lebens, wenn man es richtig lebt, dem Geheiß der Natur gemäß. Und ganz ähnlich wie die Vogelstimmen war auch Monicas Wesen verwandelt, seit sie die Stadt verlassen hatten. Es war liebreicher, edler — und auch er selbst, das fühlte er, war ein anderer geworden. Die hastige Gier der Nächte, in der sie einander angehört hatten, schien einem Gefühl von inniger Nähe, menschlichem Vertrauen gewichen.

War es so schlimm, daß er im Glück seiner Liebe die

Mutter vergessen hatte? Auf unbegreifliche Art war ihm mit einemmal die Mutter nahe. Sie zürnte nicht. Im edlen Lied der Singvögel war ihre Stimme mit dabei.

Monica kannte die Heilkräuter des Waldes. Ein Tee, den sie dem Alten reichte, belebte ihn. Schon am Nachmittag konnten sie zu dritt aufbrechen.

Hügelauf, hügelab zog die seltsame Genossenschaft. Der Alte, hochragend, in der Mitte, — rechts und links die beiden Glücklichen, Liebenden, seine Arme ein wenig stützend, doch mehr aus freundlicher Zuneigung, als um ihm wirklich zu helfen. Denn er bedurfte ihrer nicht, schritt vielmehr rüstig aus und kam ihnen manchmal sogar zuvor. Ein tapferer Fußgänger. Dawid mußte der Irrfahrten Ascher Lämmleins vom venezianischen Meer bis nach Böhmen gedenken; der Alte war eben des Vagierens gewohnt. Monicas Vorstellungskraft wußte es anders. Als der Greis im Bergaufstieg ein Stück vorausgegangen war, jetzt an der Wegbiegung stand, zwischen Tannen ins Tal niederschaute und so recht aus tiefstem Herzensgrund, wie es seine Gewohnheit und vielleicht sein „Dienst" war, laut und ohne jede Zurückhaltung aufseufzte — die sinkende Sonne mischte sich mit seinem roten Haar wie mit dem zerfetzten flatternden Mantel —, rief Monica jäh, und kindischer Schreck lag auf dem zarten Gesicht: „Schau doch, der ewige Jude!"

Wie schön von ihr, daß sie sich vor dem unheimlichen Ahasver nicht fürchtete. Er war ihres Dawids Ahasver, das genügte ihr, um ihn liebzuhaben und zutunlich zu ihm zu sein. Dawid wußte nicht, wie er ihr seine Rührung, seine Ergebenheit ausdrücken sollte. Zärtlich ihren Arm zu fassen, über ihre schlanke Schulter zu streichen, — das

hatte er ja schon immer getan und das tat er ja auch um seines eigenen Wohlbehagens willen. Was hätte er nun beginnen sollen, um zu zeigen, daß er sie verehre, daß er sich gern ganz und gar zu ihren Füßen dargebracht hätte. Für seine Dienstwilligkeit fehlte ihm ein Zeichen, ein Wort. So summte er nur etwas vor sich hin. Es war ein Lied, das er noch nie gehört hatte, ein neues Lied, wie es ihm aus dem Herzen kam. Danksagung und angstloses, jubelndes Glück, wenn auch nur leise, wortlos gesummt. Er sang es in sich hinein, unablässig. Auch als sie ein Dorf durchschritten, hörte er nicht auf.

Monica stieß ihn an: „Du solltest vor den Leuten nicht beten!"

„Ich bete ja nicht."

„Aber du schaukelst so."

Da hielt er beschämt ein. — Auch achtete er darauf, keine allzu großen Schritte zu machen. Monica hatte ihn schon öfters auf das Häßliche dieser Gangart hingewiesen, die ihn noch kleiner machte, als er ohnedies war. —

Übrigens zeigte es sich bald, daß der alte Gerson gar keine Last für die beiden war, sondern ihnen sogar ganz unerwartet half. Man hatte bisher das Paar oft genug scheel angeschaut; daß sie keine Eheleute waren, merkte man auf den ersten Blick. Und ihre Jugend, das etwas scheue Auftreten bewogen manchen Wirt, ihnen Quartier zu verweigern. Der Unterschied der beiden war auch gar zu auffallend: das schlanke blonde Mädchen, um einen vollen Kopf größer als der schwarzhaarige Junge, dem man, seiner bunten Schaube ungeachtet, den Juden oder doch den Fremdländer ansah. — Gersons Hinzukommen hatte die Gruppe sofort vertrauenswürdiger gemacht. Sie waren nun wie

Bruder und Schwester, der Greis konnte ihr Vater sein. Der Vorteil zeigte sich schon am ersten Abend der gemeinsamen Wanderschaft; ohne viel Reden kamen sie in der erstbesten Herberge unter.

Auch bei der Mahlzeit redete Gerson nichts, zeigte keinen Anteil an dem, was geschah, fragte nicht, wohin die Reise ginge, und ließ überhaupt nicht erkennen, daß er verstand, was rings um ihn geschah. Dawid erschrak fast, als der Riese, die beiden in ihr Schlafzimmer geleitend, zum Schluß doch den Mund öffnete. Er mußte sich also doch wohl seine Gedanken machen, denn er lächelte mit merkwürdig zufriedenem Gesichtsausdruck, dem weder ein Zug der Frömmigkeit noch ein leichter Stich ins Lüsterne zu fehlen schien: „Es wohne die Schönheit Jafets in den Zelten Sems."

„Was war das?" fragte Monica ängstlich vor dem Einschlafen.

Dawid, wie auf einem Unrecht ertappt: „Nichts, — ein Segensspruch."

26.

Am nächsten Tage fieberte Gerson. Dennoch war er es, der am eifrigsten auf schnelles Weiterwandern drängte. Wohin? Das schien ihn nicht zu kümmern. Er sprach nur noch von dem Könige des Nordens, der den König des Südens bekriegt, von dem Tier mit zehn Hörnern und dem versiegelten Buch. „Und nahe ist das Ende", rief er dabei immer wieder aus.

Wanderten sie dann, so war er ihnen oft um ein Stück voraus, obwohl er manchmal den Atem verlor. Sorgfältig

bekämpfte Monica seinen Husten mit ihren Heilmitteln. Doch Gersons Körper verfiel sichtlich, zehrte sich auf, — so wie auch sein Geist längst nicht mehr unter Menschen und menschlichen Angelegenheiten lebte.

„Ist das nicht traurig?" sagte Dawid zuweilen.

Monica verstand das nicht. Man lebte und starb. Was konnte da viel Trauriges dabei sein! Solange der alte Gerson noch lebte, war sie ihm eine hingebungsvolle Pflegerin. Aber man fühlte, daß sein Tod sie durchaus nicht erschüttern würde, — nicht etwa deshalb, weil sie den Turmwächter erst seit kurzem näher kennengelernt hatte, sondern weil der Tod ihr überhaupt nichts anhaben konnte, sie nichts anzugehen schien.

„Wären wir erst in Dresden," sagte sie völlig gelassen, „so könnten wir ihn in ein Spittel bringen, wo er ruhig sterben kann."

„Ruhig — sterben? Ich will doch, daß er am Leben bleibt."

„Aber es geht ja zu Ende mit ihm. Merkst du denn nicht, daß er selbst sterben will!"

„Ich lasse es nicht zu — wir müssen einen Arzt suchen, uns bemühen..."

„Damit machst du ihm nur das Sterben schwer. Warum gönnst du es ihm nicht, in Ruhe zu sterben? Er spricht ja von nichts anderm als von dem nahen Ende."

„Das meint er ganz anders. Das Ende aller Leiden."

„Das Ende aller Leiden ist nur der Tod."

Hat sie das etwa in der Kirche gehört? dachte er. Einerlei, es kam mit voller Überzeugung aus ihrem blühenden Mund — und er bewunderte sie, die so fröhlich und unbe-

fangen zu leben wußte, dabei doch all die Freuden der Welt in einem andern Teil ihres Herzens für nichtig erachtend, so daß sie auch den Tod ebenso leicht wie das Leben hinzunehmen gestimmt war. Dawid sah in sich: er fürchtete den Tod, und das unterschied ihn wohl am allermeisten von seiner Gefährtin. Deshalb also dieser Rest von Fremdheit. Ihr gegenüber, — aber auch vor dem schönen, braungrünen Wald, dessen Dickicht ihn doch immer wieder nur dem einen Gedanken nachhängen ließ, daß in diesen Schatten und Schlupfwinkeln Tiere sterben, eines von des andern Krallen erfaßt, angebohrt, angezapft, verblutend. Sonnenglanz über sanften Abendhügeln — jetzt fangen sich die Mücken im Spinnennetz. Grausame Welt! Gegen dieses Grausame gibt es wahrhaftig nur ein Mittel: den Tod nicht fürchten. Seit jeher haben alle Geschöpfe, die sich in der Hand der Natur fühlen, dieses Mittel angewendet. Wir Juden sind die einzigen, die einen andern Weg versucht haben: durch ein Übermaß von Furcht und Vorsicht möchten wir das Grausame umgehen. Mein Vater mit seinen Vorschriften, alles durch Regel und Gutsein ordnend, — er meistert die Natur. Aber zu welchem Ergebnis! Mit all unsern Tugenden sind wir doch nur böse wie alle andern geblieben, schaden — uns selbst — wie den Völkern, in deren Fleisch wir wie ein Pfahl stecken, rings um den es brennt und schwärt. Wir haben Angst, das Böse zu tun. Aber in der Wirkung auf die Nebenmenschen ist das ebenso schlimm, als ob wir diese Angst nicht hätten. Für uns selbst sogar noch schlimmer —, denn wir haben keinen ruhigen Augenblick mehr vor Angst.

Sich selbst unrecht geben, Monica über sich hinausheben — das war ihm eine besondere Lust. Es bestand indes

eine Grenze, die ihn in sich selbst zurückwies! Was waren das für unförmige Kleiderballen, breite Schlitzärmel, bunte aus Streifen zusammengesetzte Pluderhosen, die da in der Ecke einer Herberge bei Saufen und Würfelspiel zusammenhockten. „Auf, Landsknecht' gut — laßt Hutten nit verderben!" Das Lied, das sie gröhlten, war ihm bekannt. So also sahen die Landsknechte in Wahrheit aus, deren Lied er selbst so gern sang! Freilich pflegte er es anders zu singen. Und hatte sich auch die wehrhaften Bürger der Freiheit anders vorgestellt. Er mußte laut auflachen, da er sich klarmachte: eigentlich habe ich mir sie als junge Gelehrte, als Rabbi mit Hakenbüchsen und Hellebarden vorgestellt.

Das war nun freilich seine Schuld! Als er aber die Reden hörte, die die Gesellen untereinander und mit dem Dorfschulzen führten, der sie traktierte, da verging ihm das Lachen. Einer, ein schöner weißblonder Bursch mit blitzenden Augen, tat sich besonders hervor, konnte nicht genug erzählen von angezündeten Schlössern, zerschossenen Köpfen, verwüsteten Feldern und weggeschleppten Kostbarkeiren. Die Landsknechte, vier an der Zahl, gehörten zu des Jörg von Frundsberg Arkebusieren, hatten Verona gegen die Heilige Liga gehalten und kehrten jetzt heim, da kaiserliche Majestät mit der Signorie Venedigs einen neunmonatigen Waffenstillstand geschlossen hatte. Ihr Fähnlein war aufgelöst, doch kümmerte sie das wenig, da sie ohnehin seit einem vollen Jahr keinen Sold erhalten hatten. So waren sie gewohnt, Lohn und Kost auf eigene Faust zu erschnappen. Das Dorf, in das sie einfielen, gehörte ihnen. „Hüt' dich, Bauer, ich komm'", bedeutete ihr Trommelschlag. Der Schulze schien ihn wohl zu kennen, denn er war eben

daran, durch gütliche Verhandlung mit den vieren die Brandschatzung abzuwenden.

„Gib Ranzion, Kerl", schrie der Hellblonde, schon halb berauscht, und hob den Schulzen an der Gurgel von seinem Sitz.

Angstvoll sagte der Bauer alles zu, was man von ihm verlangte. Um die gestrengen Gäste zu belustigen, ließ er dann, gleichsam zur Feier des abgeschlossenen Vertrages, zwei Hähne kommen, die mit gesträubten Federn aufeinander losgingen, einander blutig hackten. Das Kampfspiel gefiel den wilden Burschen, sie knieten hinter den Hähnen auf den Estrich hin, und wenn eines von den beiden gequälten Tieren müde zurückwich, feuerten sie es durch Händeklatschen und Güsse aus ihren Weinkannen an.

Dawid erbleichte: auch Monica klatschte in die Hände, wandte kein Auge von dem Graus.

Er konnte den Anblick nicht ertragen. „Ich kaufe diesen einen Hahn!" rief er, stürzte in die Mitte der Schenke und riß das Tier an sich.

Hätte sein Dazwischenspringen die Arkebusiere nicht ganz und gar verblüfft, so wäre ihm sein Mut übel bekommen. Doch ehe die Trunkenen aufgetorkelt waren, hatte er dem Wirt so viel Taler, als er mit einem Griff aus der Tasche hervorziehn konnte, hingeworfen und war mit Monica an der einen Hand, dem Hahn an der andern zur Türe hinaus.

Es war das erstemal, daß er sie schalt: „Wie konntest du nur hinsehn, an solchem Blutvergießen Gefallen finden!"

Monica senkte den Kopf und log ganz kleinlaut, daß sie

gar nicht hingesehen habe. Nun war sie mit einem Male ein ganz gewöhnliches Weib.

Sie tat ihm leid. Auf dem Bett lag sie hingestreckt und weinte. Er streichelte ihr Haar. „Es war nicht so schlimm, Monica. Nur ist mir etwas offenbar geworden — und dafür bin ich dir ja dankbar."

Sie hörte nicht und widersprach auch nicht. Von der Wanderung müde, nickte sie ein. Es hatte keinen Sinn, über derlei Dinge mit ihr zu reden. Seine Gedanken aber schossen vorwärts auf der einmal eingeschlagenen Bahn. „Zucht," murmelte er, „heilige Zucht — großes Erbteil der Ahnen — du darfst mir nicht entschwinden! Vielleicht habe ich dich allzu sehr geschmäht, als du mir im Ghetto alle Luft aus den Lungen herausbliesest. Aber hier, in freier Luft, am offenen Fenster, fühle ich, daß du gut und weise bist, heilige, ernste, jüdische Zucht. Nur darf man dich nicht heranbemühen, solange die Sinne noch nicht einmal geahnt haben, was Leben ist, — solange sie den Geschmack der Lust und den Atem der Frau nicht kennen. — Es ist der Fehler meines Volkes: Es kasteit sich, noch ehe es gegessen hat. Würde es aber richtig essen — und dann erst, wenn der Körper sein rechtes Maß an Blut und Säften hat, die Eßsucht sinnlos in Völlerei umzuschlagen droht, — dann erst, an der Schwelle von Gesundheit und Ungesundem seine Zucht bewähren: so wäre es in Wahrheit ein Volk von Priestern und ein heiliges Volk. Wir aber fasten als Kranke. Wir haben noch gar nicht angefangen, uns zu sättigen, und schon verschmähen wir die Speise, die allen Geschöpfen dargereicht ist. Voreiliges Volk, wir sind zu eilig mit unserer aus Büchern, nicht aus der Fülle des Lebens erlernten Zucht."

Er sah zärtlich auf die schlafende Monica nieder. Durchs Fenster blökte die dumme Orgie aus der Schenkstube herauf, hier aber war es still und unschuldvoll. „Ich verschmähe die dargereichte Speise nicht — und ich habe mein Glück errungen, mein Weib. — Nicht ohne Sünde. Weil das vielleicht überhaupt unmöglich ist. Ohne Sünde nicht. Aber weiter in diesen Taumel geraten, das will ich nicht. Kein Unrecht mehr, kein Betrug! Jetzt väterliche Zucht, zeige deine Würde. Ich habe gesündigt, aber weiter will ich mich nicht reißen lassen."

Der Mond, aus Wolken hervorkommend, wies ihm den schlanken Nymphenkörper der Schläferin. Der schmale Arm, von dem der Ärmel geglitten war, bog sich um den blonden Kopf und zeigte in lichter Höhlung ganz zarten, jugendlich kargen Flaum. Eine Wonne überlief ihn, vor der er angstvoll erschauerte. „Dies nicht missen. Und doch gut sein. Welch enger Weg, rechts und links grauenvollste Gefahr."

Aber ihm war, als habe er diesen engen, den einzigen Weg gefunden. —

Seine Zuversicht schwand, als sie am nächsten Morgen in Gersons Zimmer eintraten. Gerson war in der Nacht gestorben.

Durch das offene Fenster hatte sich ein Rotkehlchen hereingewagt, saß am Fensterbord dicht neben dem Kopfende des Bettes und jubelte in die Sonne hinaus, neben dem Verstummten, dessen sehnsüchtige Seele in den Wellen dieses Gesanges aufzusteigen schien.

Monica betete laut. — Dawid hatte sie noch nie beten gehört. Sie erschien ihm fremder als je.

„Ahasver hat Ruhe gefunden", sagte sie dann leise, voll Andacht.

Das brachte ihn rasch zur Fassung. „Wo begraben wir ihn?"

„Man muß den Pfarrer kommen lassen."

Ascher Lämmlein, der Messias, — in christlichem Friedhofsgrund: der Gedanke erschien ihm wie ein Hohn auf den Schwärmer, der geträumt hatte, alle Kirchen würden auf einen Schlag um Mitternacht einstürzen, zum Zeichen der Erlösung.

Er suchte es ihr zu erklären, so gut es ging. Wie aber schaffte man Rat! Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er die ganze Zeit über seit der Flucht aus Prag mit keinem Juden zusammengetroffen war. Es gab in weitem Umkreis keine Judengemeinde außer der in Prag. Er war allein, verloren unter Hunderttausenden von Fremden, Feinden, — mit einer Leiche allein.

Monica, die frische, nie verzagte, wußte Hilfe. Ein Grab im Wald graben! Der Wald gehört allen Menschen! — Dawid stimmte zu. Es gab nur noch eine kleine Schwierigkeit: Hacke und Spaten unbemerkt aus dem Gartenschuppen des Wirts zu nehmen. Monica brachte auch dies zuwege. Dann galt es, eine nicht zu weit gelegene, aber doch verborgene Stelle zu finden. Bei dem gefährlichen Werk durften sie nicht überrascht werden. Oh, hier war es anders als bei der Mutter, das merkte Dawid wohl, hier war man unbehütet, nicht wie zu Hause, wo man hinter dem Wind saß. Man wurde nicht geschont, der scharfe Sturm des Lebens strich einem gehörig um die Nase, — und das war recht so! So sollte es sein! — Vom Morgen bis zum Abend arbeiteten sie auf der schattigen Waldhöhe, von der

man zur Elbe niedersah, wie von Gersons Turm auf den heimatlichen Fluß. Sie warteten die Nacht ab. Als es ganz dunkel geworden war, holten sie den Leichnam aus dem Zimmer, hüllten ihn in seinen Mantel ein und trugen ihn zu Grabe. Gersons Wanderstab ließen sie in die Grube ein, so daß statt eines Zeichens oder Gedenksteins nur seine Krücke über den nadeligen Boden ragte.

Noch in derselben Nacht wollten sie aus der Herberge fort, in der ihr seltsames Gehaben trotz aller Vorsichtsmaßregeln aufgefallen sein mochte.

Sie schnürten ihre Bündel, — da wurde die Zimmertüre mit Gewalt eingebrochen. Im Fackellicht standen die vier Landsknechte, gefolgt von dem ängstlich geduckten Wirt und einem noch ängstlicheren Bäuerlein.

„Einhalten!" rief der hellblonde junge Bursch, der der Anführer zu sein schien. „So wahr ich Hannes Sindelfinger heiße, — ehe Ihr Urlaub nehmt, sollt Ihr mir erst den Hahn ausliefern, den Ihr gestern unserer Kurzweil ausgeraubt habt."

Nun war dieser Einspruch leicht wegzuräumen, denn Monica hatte den halb verendeten Hahn im Wirtshof eingestellt. Der Wirt bestätigte es. Und es wäre somit kein Anlaß gewesen, die Reisenden länger aufzuhalten, — doch zeigte es sich bald, daß Sindelfinger, der Landsknecht, gewillt war, für die Störung des gestrigen Abends Rache zu nehmen und auf jeden Fall die beiden zu bedrängen.

„Drei kamen, zwei gehen", fuhr er fort. „Wo habt Ihr den Alten, der mit Euch gekommen ist? Dieser Mann hier", dabei zeigte er auf den zitternden Bauersknecht, „will gesehn haben, wie ihr ihn aus dem Haus getragen und unchristlich im Walde eingescharrt habt."

„Lüge!“ fiel ihm Monica flink ins Wort, „der Alte hat gar nicht zu uns gehört. Ist er dem Wirt etwa noch die Zeche schuldig, so wollen wir, aus Christenliebe und damit ihr uns freilaßt, alles zahlen. Sonst aber geht uns die Sach nichts an.“

Wie tapfer sie uns verteidigt und wie geschickt sie es drehr — dachte Dawid und wollte ihr mit einem Wort zur Seite springen. Doch da brüllte ihn der Arkebusier an: „Schweig, Jud!“ Dawid wich in die Ecke zurück.

Und ärgerlich, daß ihm der Fang zu entgleiten schien, musterte der Landsknecht die zwei. Plötzlich erhellte ein Lächeln sein sonnverbranntes Gesicht, jetzt erst war ihm der beste Einfall gekommen. Die Fäuste in die Seiten gestemmt, neigte er sich, sein Staunen übertreibend, den beiden entgegen: „Daß euch der und jener auf einen Haufen schänd! Wie gehört ihr beiden denn eigentlich zusammen?“

Stille.

Zum Wirt zurückgewandt: „Es ist Euch bekannt, Herr Wirt, — wer einen Juden, wo immer es sei, ohne das gelbe Rädchen auf dem Mantel ertappt, ist berechtigt, ihm die Hälfte von allem, was er an und bei sich trägt, abzunehmen. Die andere Hälfte gehört der Herrschaft.“

Der Wirt pflichtete eifrig bei: „Auch soll man ihn auf die Folter ziehn und Meister Hämmerlein hart mit ihm sprechen lassen, daß er angebe, wo er seine verborgenen und vergrabenen Schätze hat.“

Nun begannen auch die drei andern Gesellen, die sich bisher abseits gehalten hatten, Anteil zu nehmen. Beute witternd kamen sie näher. Einer nahm Monica am Kinn: „Und es ist ein kaiserlich Mandat — der Jude, so mit

einer Christin Buhlschaft anschlägt, ist in einem Pechfaß zu verbrennen."

„Was mögen die Herren nur wollen?" erwiderte Monica, sich gleichsam an Dawid wendend und ganz gleichmütig. „Mein Mann, Wladislaw Pertschütz, mir ehelich angetraut zu Ofen, der königlichen Stadt, ist ungarischer Bürgersmann und hat mit Judenschaft so wenig zu schaffen wie Ihr, Herr Landsknecht. — Ich selbst aber" und dabei hob sie ihre Röcke und ließ die zierlichen Beine sehen, „Frau Monica, die Tänzerin, bin unterwegs nach Dresden, zu herzoglich sächsischem Hof, wo ich redlich Klage führen will über Euch, wenn Ihr uns nicht sogleich freigebt."

Ihre entschiedene Rede wußte sie durch freundlichen Augenaufschlag und einige Tanzschritte so süß zu unterstützen, daß der Sindelfinger stumm zurücktrat, — sofort aber, nach einer andern Art von Vergnügen lüstern, Monica um die Hüfte nahm: „Seid Ihr Tänzerin, so bitte ich Euch wie Euren Mann, erst recht nicht weg zu gehen. Ihr müßt heut zu Nacht ehrbar mit uns tanzen, Frau Monica Pertschützin."

Monica gab Dawid einen Wink, ihr zu folgen. So kam er über die Treppe nach und saß in der Schenkstube, wo alsbald ein wildes Gelage anhob. Monica schenkte den Landsknechten ein. Man rief einen Sackpfeifer, der einen „Hupfauf" und einen „Hoppeltanz" wohl zu blasen verstand. Einer von den Landsknechten, alt, mit riesigem grauen Bart, schlug die Trommel dazu. Die beiden Töchter des Wirts wurden mit herangenommen und Dawid, der solches noch nie gesehen hatte, errötete, als die Mädchen ohne weiters schamlos an Brüsten und Hinterteil angefaßt wurden. Wohl fühlte er, daß Monica nur gezwungen mittat

und daß sie die ganze Verwirrung angerichtet hatte, um später unvermerkt mit ihm entweichen zu können. Und doch tat es ihm weh! Wie gut und ohne jeden Widerstand fügte sie sich in dieses ihm gänzlich fremde Welttreiben! Sie tanzte mit Hannes Sindelfinger. Tanzte vielleicht mehr, als eine kalte Ausführung des Fluchtplans erfordert hätte. Ja, mit Lust und Hitze tanzte sie! Daß sie vor wenigen Stunden an einem offenen Grab gestanden war, einen Körper in die Erde gesenkt hatte, schien ihr nicht mehr gegenwärtig. Wie leuchteten ihre Augen auf, so oft der schöne, schlanke, riesenhafte Mann sie an sich drückte! — Jetzt tanzte sie die stolze Paduana mit ihm, — wie damals vor Dawid in ihrer Mädchenkammer. Wie damals legte sie einen Augenblick lang ihre Wange an die des Mannes —, nur stand der Landsknecht nicht verzaubert unbeweglich, wie damals Dawid vor ihr dagestanden war, — sondern er folgte ihr, wenn sie zurückwich, und so kunstvoll paßten die Schritte der beiden zusammen, als hätten sie schon seit je miteinander die Tanzböden getreten. Sein Weißblond stand brüderlich zu ihrem goldblonden Haar. In Dawids Ohr aber klang drohend das Chorlied, das die Kriegsleute anhoben, von „Maxmilian, dem großmächtigen Kaiser frummen" —

Bei dem ist aufkummen
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen!

Und gleich darauf, in schnellerem, wilderem Ton:

Hilf Gott, daß wir bezwingen
Der Bauren Übermut,
Die uns ums Leben bringen

Viel manchen Reutter gut!
Ihre Hochmut soll man brechen,
Sie unter die Mähren stechen,
Manch' guten Gesellen rächen, —
Bringt ihn' groß Ungemach,
Singt uns der Schenkenbach.

Im Weinrausch gerät dann der Landsknecht wieder auf seine ursprüngliche Meinung, daß Dawid ein Jude sei. Und stimmt an, indem er Schön-Monica um den Leib festhält: „Hilf Gott, daß wir bezwingen — der Juden Übermut, — die um die Pfänder bringen — Viel machen Landsknecht gut!" Das ist seine eigene Dichtung! Der Einfall freut ihn. Er wiederholt ihn, indem er jedem einzelnen zutrinkt; auch Dawid trinkt er mit grimmiger Gutmütigkeit zu. Und hat nun einen neuen Einfall: Dawid solle den Judeneid schwören, daß die Pertschützin wirklich seine Frau und er ein Magyar sei. Im Hemd und auf einer frischen Schweinshaut stehend soll er schwören, nach Judenrecht des Schwabenspiegels, wie es in Böhmen eingeführt sei. So verordne er es, der Sindelfinger, — und Monica füllt ihm eifrig den Becher dazu.

Nun ist es bald Zeit, sich davonzumachen.

Endlich ein Wink Monicas. Die Landsknechte lallen nur noch, blicken aus stumpfen Augen. Der Trommler schnarcht, das graue Haupt auf seine Trommel gelegt. — Es ist jetzt nicht mehr schwer, da niemand mehr bei Sinnen ist, dem gefährlichen Orden zu entkommen.

27.

Sie wanderten Tage lang, halbe Nächte lang, glaubten die Verfolger immer nahe im Rücken.

Nun fragte Dawid öfters nach Erfurt. Die meisten, die er anhielt, wußten gar nichts von dieser Stadt. Von dem neuen Leben aber, das dort angebrochen sein sollte, hatte überhaupt niemand etwas gehört. Auch der Name Huttens, von dessen fröhlichem Aufruhr doch so sichere Kunde ins Ghetto gedrungen war, klang allen fremd. — Der ganze Freistaat schien, seit die beiden Prag verlassen hatten, wie in den Boden gesunken.

Monica hatte Dawids Worten früher unbedingt geglaubt, — jetzt drängte sie ihn immer häufiger, wann sie endlich am Ziel sein würden. Auch sprach sie davon, daß das Geld zur Neige ginge.

„Hättest mehr stehlen sollen, mein Lämmlein. Die reiche Mutter wäre darüber nicht arm geworden."

Sie sagte nun manches, was ihn erbitterte. Und wollte er ihr Vorhaltungen machen, die sie am Abend des Hahnenkampfes noch ganz ruhig, ja reuig, hingenommen hatte, so hob sie jetzt stolz den Kopf. „Seit dem Tanz mit dem Landsknecht liebst du mich nicht mehr", sagte er dann wohl traurig.

Davon aber wollte sie erst recht nichts hören, — mit dem Gecken, dem windigen Junker, möge er sie in Ruhe lassen. Bestand er weiter auf solcher Rede, so verstummte sie ganz.

„Den Kuß der Treue — auf der Steinernen Brücke, im Morgengrauen — kannst du ihn vergessen?" flehte er sie an.

Doch hatte er kein gutes Gewissen vor ihr. Wohin hatte er sie über die lange Brücke gebracht! Hatte er nicht selbst sie Untreue gelehrt! — Des schändlichen Beginns ihrer Flucht hatte er in all den Tagen, da sich sein Leben zu ordnen schien, kaum mehr gedacht. Nun brach mit den neuen Zweifeln auch dieser alte, ganz abscheuliche, hervor. — In seiner Seelenbedrängnis verfiel er auf das Mittel, dessen sich der Vater zu bedienen pflegte, um eine günstige Wendung des Schicksals zu erflehn. Er fastete. Acht Tage lang wollte er nur am Abend eine Mahlzeit und etwas Wasser zu sich nehmen, sonst den ganzen Tag über nichts. Er begann. Zwei Tage, drei. Schon fühlte er, wie sein Herz sich beruhigte. Auch warb er nicht mehr begehrlich um Monica, die sich ihm nachts entzog. Er wurde Herr seiner Sinne, er war wieder stark. Ruhig und vernünftig vermochte er mit ihr zu sprechen. Er kam zur Besinnung, sagte sich, daß Monica ihn doch ganz deutlich dem Landsknecht vorgezogen habe; sonst hätte sie ja bei dem bleiben können, — sie aber hatte alles daran gesetzt, um die Flucht aus der gefahrvollen Herberge zu ermöglichen. — Vom Eintreffen in Erfurt, an dessen glorreiche Republik er fester als je glaubte, versprach er sich viel: die Liebe Monicas müßte sich wieder befestigen, seine gesamten Lebensverhältnisse würden sich dann klären und bessern.

Da wurden sie in einem Dorf an der Elbe vom Hochwasser überrascht.

Die Elbe führt ihren Namen nicht ohne gute Berechtigung. Ein böser Albe ist sie, ein Kobold. Am Abend war nur die Uferstraße, an der das Einkehrhaus lag, überschwemmt gewesen; und auf dem Markte hinter dem Ein-

kehrhaus plätscherten die Kinder ganz lustig in den seichten Wasserzungen, die vom Fluß her über das Pflaster vorstießen. Es sah harmlos aus, ein Spiel. In der Nacht aber hatte es heftig geregnet, auch war unermeßlicher Nachschub aus den Quellgebieten des Flusses angelangt. Nun füllte die Elbe wie ein gelbbraunes Meer das ganze Tal bis an die Berge hin. Es sah aus wie ein stilles Verderben, das ohne Aufsehen, ohne Prunk hereingebrochen war, um alles zu vernichten. Das Einkehrhaus stand schon mitten im Wasser. In den Kellern, in den Stuben des Erdgeschosses trübe, stumpfsinnig langsame, schweigende Flut. Sie tat nichts, mit ihrer bloßen Masse erdrückte sie, sprengte die Mauern und floß dann träge weiter, als schliefe sie dabei und wisse nichts von dem, was sie angerichtet hat. Es gibt auch diesen Teufel, in seiner Gutmütigkeit ebenso grauenhaft wie die tückischen, aber als lebhafte, lebendige Geister doch zumindest menschenähnlicheren Dämonen.

Höchste Zeit, das Haus zu räumen. Dawid und Monica wurden von den Wirtsleuten an ein Dachfenster geführt, das auf den Markt hinabsah.

Der Markt war ein See.

Wo gestern abend noch Kinder über das Pflaster gewatet waren, kaum bis an die Knöchel benetzt, wurden jetzt im Morgengrauen große Kähne getudert und holten die Leute ab, die aus ihren Wohnungen flüchteten.

Solch ein Kahn hielt auch vor dem Wirtshaus, gerade unter dem Fenster, und eine lange Leiter führte in den Kahn hinab.

Zuerst kletterte der Wirt hinunter. Die Leiter war mit Stricken am Fensterkreuz festgebunden. Der Wirt stieg also

ins offene Fenster, das so klein war, daß er sich, auf dem Fenstersims stehend, ducken mußte. In dieser Stellung drehte er sich herum, so daß er den Rücken nach außen kehrte, mit dem Gesicht ins Zimmer hereinsah, — nun streckte er sich abwärts, indem er den Fuß auf die erste Leitersprosse setzte, und war fast im Augenblick aus der Fensteröffnung verschwunden, so schnell und gewandt nahm er den Weg die Sprossen hinab.

Dawid trat ans Fenster.

Schwindel befiel ihn. Der Kahn unten schien meilenweit entfernt. Und die Leiter war, von ihrem leichten Strickknoten am Fensterkreuz aus, dünn und schwankend längs der Hauswand in den Kahn hinabgelassen, doch in Abstand von der Wand und ohne sich irgendwo an ihr festzuklammern. Überdies war sie der Länge nach aus zwei Leitern zusammengestückelt, was den Eindruck ihrer Gebrechlichkeit noch erhöhte.

„Das werde ich nicht zuwege bringen", sagte er erbleichend.

„Aber warum denn nicht!" scherzte Monica. „Sieh nur, wie geschickt die Frau Wirtin ist."

In der Tat war die ältliche Frau rasch genug ihrem Manne gefolgt.

Nun wäre die Reihe an den beiden gewesen. Doch da Dawid zögerte, zeigte auch noch der Hausknecht und eine Magd vor, wie man sich am Fenster und auf der Leiter zu benehmen habe. Der Kehrtschwung im Fenster war das Schwierigste, dann ging es ganz einfach.

Monica ermunterte ihn: „Bist du denn nie auf Bäume geklettert?"

Ein schweres: „Nein."

„Versuch' es doch wenigstens!"

Er weigerte sich nicht, er schämte sich ja so sehr, — alle Fährlichkeiten der Reise hatte er überstanden, hatte sich vor den Landsknechten nicht gefürchtet, eines blutenden Tieres wegen war er ihnen in den Weg gesprungen, hatte nicht zugelassen, daß der Pfarrer sich Gersons bemächtigte, mitten unter dem fremden Volk war ihm das abenteuerliche Begräbnis gelungen — und nun sollte der bloße Raum, eine luftig leere Entfernung, ihn schrecken?

Er trat ans Fenster. Schwindelnd versagten ihm Hände und Füße den Dienst. Sein Kopf war kühn, der Körper aber gehorchte nicht.

Monica hatte seine Scheu bisher nicht ernst genommen. Jetzt erst merkte sie, in welch schlimme Lage sie geraten waren. Sie weinte.

„Du kannst ja allein hinuntersteigen", sagte Dawid. „Mich laß eben hier."

Das mochte sie nicht. Glühend vor Aufregung und Scham stand sie da.

Eine schreckliche Viertelstunde ging hin.

Dawid war noch einmal ans Fenster gegangen. Dann versuchte er nichts mehr. Nie war er so hilflos gewesen. Er setzte sich, regte kein Glied mehr, wie endgültig dem Verhängnis sich preisgebend.

In den höher gelegenen Gassen, die zum Marktplatz führten, hatte sich indessen viel Volk angesammelt, um der Einschiffung der vom Unglück betroffenen Nebenmenschen behaglich zuzuschauen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich bald auf das Fenster, hinter dem Monica und Dawid, die letzten Wassergefangenen, warteten.

Mit einemmal stieß ein Schifflein von einer der Gassenmündungen her ab. Es war enger gebaut als die breiten Frachtkähne, die den Marktsee befuhren.

„Wir werden gerettet!" schrie Monica.

Das Schifflein hielt wirklich vor der Wirtshaustür, die zur Hälfte im Wasser stand, und kam in die untere Wirtsstube herein. Der kühne Retter mußte sich tief bücken, die Ruder einziehen, die leicht gebrochen wären; mit den Händen längs der inneren Stubenwand tastend brachte er langsam, vorsichtig sein Fahrzeug weiter, in den inneren Hausflur. Man hörte den Kahn unten im Hause polternd anstoßen. Nun gingen David und Monica die Treppe hinab, die im Hausinnern unmittelbar in den überschwemmten, vom Wasser bis zur halben Wandhöhe angefüllten Flur führte.

An der Treppe lag das Boot.

Sie stiegen ein und erkannten den Fährmann. Es war Hannes Sindelfinger, der Landsknecht.

Lange dauerte es, ehe er sie aus Flur und dunkler Stube hinausbrachte. Leicht konnte das Schifflein kippen. Man sprach kein Wort. — David aber merkte kaum die Lebensgefahr, wußte nichts von dem teils ruhmvollen, teils lächerlichen Schauspiel, das sie dann der Volksmenge beim Hinausrudern aus der Wirtshaustür boten: ruhmreich für den Retter, doppelt lächerlich für ihn.

Er fühlte nur eins: daß er in dieser Stunde Monica für immer verloren habe.

Zunächst hatte es freilich nicht diesen Anschein.

In einer Schenke am Berghang saßen sie zu dritt. Monica küßte ihm zärtlich Augen und Mund, den Landsknecht sah sie kaum an, mit ganz flüchtigen Worten hatte

sie ihm gedankt. Nur zu Dawid sprach sie, klagte sich an, daß sie beinahe seinen Tod verschuldet hätte. „Ich weiß ja, daß du mutig bist. Nur bist du eben das Klettern nicht gewohnt. Bist anders erzogen als ich." Sie schloß die Augen und schauerte zusammen: „Ich sehe dich von der Leiter gestürzt, zerschmettert unten im Kahn. Wie habe ich nur so etwas von dir verlangen können. Ich bin voll von Niedertracht." —

„Wohin wendet Ihr Euch jetzt?" fragte Dawid den Landsknecht. Monicas Trostrede tat ihm weh.

„Ich höre, daß die Gebietiger des Deutschordens gegen Polen werben. Will ich aber im Sold kaiserlicher Majestät bleiben, so kann ich in den Hennegau ziehen zu des Schauenburgers Fahnen. Für einen frommen Landsknecht gibt es immer Arbeit genug, da die Welt niemals zur Ruhe kommt. — Und auch ein Weib nährt er noch mit", setzte er hinzu, Monicas Hand ergreifend.

Sie entzog ihm die Hand und küßte Dawids Stirn. Aber ihm war, als ziere sie sich recht lieblich dabei und als sei sie zärtlich, nur um dem fremden Mann zu zeigen, wie schön sie küssen könne.

„Habt Ihr Kunde von dem neuen gelehrten Freistaat in Erfurt?" redete er angelegentlich weiter, um von seiner Trauer nichts merken zu lassen.

Der Landsknecht schüttelte kaum den Kopf. Er sprach nur mit Monica. Die Aufmerksamkeit, die Monica nicht ihm, sondern Dawid zulenkte, war kein genügender Ersatz für diese Nichtbeachtung, reichte gleichsam nicht aus, den dritten mit ins Gespräch zu ziehen. — Trüb blickte Dawid auf das überschwemmte Tal hinab. Alles war grau und schlammigbraun, ohne Sonne, im kühlen Regenwind.

Baumgruppen, die aus dem breiigen, unheimlich langsamen Wasser gewachsen schienen, sahen aus, als ob sie im nächsten Augenblick ersticken müßten. Zerstörung lagerte, ein melancholischer Engel, weinend über den Häusergruppen, die statt von Gassen von der dunklen Flut umgeben waren. An die Zerstörung der heiligen Stadt mußte Dawid denken, — und in seinem Gefühl kam plötzlich das Verständnis dafür auf, warum diese ungeheure Zerstörung in demselben Talmudabschnitt behandelt wurde wie das Auseinandergehen der Liebenden, die Ehescheidungen. Derselbe Untergang hier und dort, — Abschied von Monica wie eine neue Verwüstung des Heiligtums.

„Mein Gemahl", koste sie, schmiegte sich an ihn. „Wie gut, daß wir heil davongekommen sind."

Er überwand sich: „Der Herr Arkebusier könnte vielleicht mit uns Wanderschaft antreten. Haben wir nicht zumindest bis Dresden den Weg gemeinsam?"

Heftig widersprach Monica. Was falle ihm nur ein! Der Herr Arkebusier habe jedenfalls ganz andere Geschäfte.

Sindelfinger sprach nichts. Er brütete vor sich hin, wie sonst Monica stumm zu bleiben pflegte. Nur den Wirt rief er, ließ nochmals Wein auftragen. — Monica dagegen war gar nicht trotzig, wie sonst nach einem Zwist mit Dawid, sie schien im Gegenteil fast redselig, ja übermütig. „Fahrende Leute wir drei, das gäbe eine schöne Koppel. Nein, da halte mit, wer mag. Ich nicht."

Dawid demütigte sich noch tiefer, — es war ihm wie ein letzter Versuch, wenigstens den Rest entschwindender Schönheit zu retten. „Auch mit dem alten Gerson sind wir drei ungleiche Gesellen gewesen. Und doch hast du nicht

gezagt, hast meinen Freund, den Ahasver, in den Bund mit aufgenommen. So geziemt es nun mir..."

Monica lachte: „... den meinigen —?"

„Mich", rief Sindelfinger.

Höhnisch sah sie ihn an. „Euch Männern müßte man wohl bald die Narren schneiden." Der Landsknecht schoß wilde Blicke. „Nein, dir nicht", warf sie sich schmeichelnd auf Dawid. „Du bist ja so klug, mein Lämmchen."

Wie hart das Leben war, hatte er nie so gefühlt wie bei dieser trostlosen Unterredung im Anblick des trostlos heimgesuchten Tals. — Man schont mich nicht. Die Entscheidung wird nicht auf sich warten lassen. Daß ich an ihr zusammenbreche, kümmert niemanden. Zum erstenmal seit seiner Flucht sehnte er sich nach seiner Mutter, nach ihrer milden Hand.

Monica war guter Dinge. Nun zeigte sie fröhlich hinunter auf das verlassene Wirtshaus. Die Leiter wurde eben von einem Rudel von Kindern erstiegen. Die kletterten wie die Eichhörnchen, krochen ins Fenster und kamen einer nach dem andern mit irgendwelchem Hausgerät, mit Sesseln, Kochschüsseln, Bänken wieder hervor, die sie lustig balanzierend noch von der Leiter her den Bewohnern entgegenschwangen, die dann ihr Eigentum mit Dank empfingen. Lachen und Geschrei drang bis zur Schenke herauf. Die Leute nahmen offenbar den ganzen Schaden nicht so ernst wie Dawid, der düster dreinblickte, wie all dem Leben und seiner heiteren Frau, die ihm Mut zusprach, weit entrückt. —

28.

In dieser Nacht fuhr er aus dem Schlaf auf.

Neben ihm das Lager leer.

Sofort war es ihm klar: sie ist dem stärkeren Mann gefolgt. Ich bin der Schwächere. Der Stärkere muß siegen. — Er hatte es im Grunde gar nicht anders erwartet.

Gezählt, gezählt, gewogen und zu leicht befunden!

Des taubstummen Dieners Hand zuckte an der Wand auf, malte die glühenden Buchstaben. Verschwand mit ihnen.

Bis hierher Traum, nun aber Wirklichkeit! Grauenvolle, nicht zu ertragende Wirklichkeit! Dawid taumelte vom Bett auf. Leer, öde, alles zu Ende. Ein Schmerz, der gar nicht zu fassen war, der den Atem mitten durchschnitt, spaltete die Brust. — Wo ist der Dolch! Einen Dolch hat sie mir mitgegeben zu meiner bunten Tracht! Das alles war mit einemmal so bedeutungslos geworden, ärger noch: feindselig. Da nun alles, was er mit ihr gelebt hatte und um ihretwillen, den Sinn verlor. Sein ganzes vergangenes Leben stand auf, wandte sich feindselig gegen ihn.

Er warf Kleid, Mantel um sich, eilte in den Garten hinunter. Vielleicht fing er sie noch. — Bin ich auch der Schwächere, ich werde kämpfen! Mein Leid ist brennender. Auch das ist Kraft.

Er brauchte nicht weit zu laufen. In den ersten mondbeschienenen Heckengang bog er ein. Da schritten sie beide ganz langsam vor ihm. Er mußte schnell einhalten, sonst wäre er in sie hineingerannt. — Sie waren also gar nicht geflohen! So sicher fühlten sie sich, daß sie hier, fast vor

seinem Fenster, vor seinem Ehegemach in allem Behagen spazieren gingen. Bei diesem Anblick öffnete er wie willenlos die Hand. Der Dolch fiel.

Ein leichtes Klirren. Monica blickte sich um. Nein, sie hatte nichts bemerkt. Machte sich nur ein wenig aus dem Arm des Landsknechts los, bückte sich zur Seite, wie um eine Blume zu pflücken.

Dawid glaubte sie reden zu hören: Das ist Taubnessel, das dagegen Brennessel. — Wie oft war sie ganz ebenso neben ihm spazieren gegangen, nachts, im Hof der Froschschmiede, an den Hecken bei der Stadtmauer, an ihrem väterlichen Haus.

Und nun reichte sie dem Landsknecht die Blume. Die leichte Bewegung, der volle Mund im kleinen blassen Gesicht. Lebendiges Wesen du, mir, mir, — mir gehörst du doch! Regenschauer fielen rauschend aus den Bäumen, über Dawids Augen, die nichts mehr sehen wollten. Der Landsknecht griff derb nach der zarten Gestalt, — oh, das sah er aber doch noch, daß der Landsknecht statt der Blume den reizenden Mund nahm, und daß Monica, grausam, grausam, ihren schlanken Leib an den des Landsknechts schlug, als wolle sie ihn dort irgendwo verbergen, in die Flauschfalten seines weiten Mantels schlüpfen, — nun also wirklich Venus bei Mars!

Die beiden entfernten sich. Dawid stürzte hin in die Schollen der feuchten Erde. Er griff ins Dunkel. Monicas Finger, so hatten sie einmal fest in die Erde gegriffen. O zu Ende, — ins Grab — vergessen, nichts mehr, nichts mehr ringsum! Und doch diese Bilder, qualvolle Fülle. Griff er in sein eigenes Grab, und sah doch nur Monica und ihre weiße wühlende Hand? Bei frommer Garten-

arbeit. O wie hatte sie ihn verführt. Monica — und die tückische Ruhe des feindlichen Ruhetages damals — wie hatte sie ihn verführt — die Gassen im Regen — die Lauben, voll von Festlichen, vor dem Regen Geflüchteten — das geschlossene Tor der Schmiede und der Hof unter grauem Himmel, die grünen Knospenäste junger Bäume im Wind — und in Monicas Wohnung das offene Herdfeuer, an dem sie lind und mit Höflichkeit, ja Freundschaft ihm den Mantel abgenommen hatte — und geküßt, bis er ihre milden Küsse erwiderte — mit den ersten Manneskissen seines Lebens! Und dann all die Ruderfahrten zu ihr und der Tote im Keller und Brand und Flucht — bis zum süßesten Augenblick, dem im Herbergsgarten, da sie die Wäsche auf den Rasen gebreitet hatte und neben dem schlafenden Gerson saß, eine wirkliche Hausfrau, die Herrin der Familie, seine heilige Frau! „Es wohne die Schönheit Jafets in den Zelten Sems!"

Oho, wenn aber Jafets Schönheit in Sems Zelten nicht wohnen mag! Wenn sie sich heimtückisch davonmacht! Versinkt dann nicht alles wie Armidens Zaubergarten? Und versinkt nicht mit die Heimat, die man um Armidens willen verlassen hat? Versinkt nicht Prag, der weise Vater und die Mutter, die alte Mutter, — jetzt erst, versinken sie nicht jetzt erst für alle Zeit?

So ist es wirklich. Jetzt erst ist er allein, ganz allein.

Die Straße, die südwärts über die Berge führt, sieht eine kaum mehr menschliche, zerrissene, eingeknickte Gestalt. Im Lauf, im Lauf! Nur nicht stehenbleiben, nur nicht mehr warten! Es ist eine Flucht, in die von allen Bergwäldern Hohn und Verwünschung einschilt. Der kalte Mond, an dem der Regen herabrinnt, zeigt den Weg. Dort,

wo das Sternbild des Wagens prunkt, mag der Nordweg gegen Erfurt hin sein. Von dem nichts wissen! Die freie Republik der Geister — für den Schwachen, den Betrogenen, den Fremden ist sie nicht geöffnet. Eingestürzt ein kunstvoller Bau, in dem von Vertrauen und ruhigem Abwarten, von Sich-nicht-Fürchten und einem Rest der väterlichen Zucht viel die Rede war. Solche Rede verrauscht nun im Sturm der unbarmherzigen Nacht. Die Bäume schlagen ihre welken Blätter in Schwaden auf den Weg, in den Kot. Zu Ende Hoffnung, — es bleibt nichts als die Tollheit irgendeines beliebigen Untergangs, nur weit, weit weg von den Stätten des einstigen Glücks.

So entflieht Dawid. Er weiß nicht, daß die Straße ans Südmeer führt, an eine Küste, deren Schiffe ins Heilige Land und gegen Arabia fahren.

Zweiter Teil

I.

Im Jahre „Rapád", das ist 5284 nach Erschaffung der Welt, 1524 christlicher Zeitrechnung, am 1. Februar dieses Jahres ging in Venedig an der Riva dei Schiavoni der große Segler „Nubia" vor Anker, der aus Alexandrien kam. Der Segler gehörte der berühmten Adelsfamilie der Contarini und brachte, heimischen Reichtum zu mehren, Pfeffer, Muskat und die andern kostbaren Gewürze des Orients in die Stadt. Während die Entfrachtung noch vonstatten ging, verließ eine Ruderbarke das Schiff, deren seltsame Bemannung sogar bei der an fremdartige Erscheinungen gewöhnten Einwohnerschaft Venedigs Aufsehen erregte.

„Ins Haus des Kapitäns, am Campiello Pozzo", rief man von Bord der Galeere den Ruderern nach.

Dann nahm auf dem Ledersitz der Barke ein Mann in weißem Burnus Platz, einen ungeheuren Turban um den Kopf gewickelt. Vor ihm ließen sich zwei gleichfalls arabisch gekleidete Diener, Beine gekreuzt, auf dem mit einem Teppich bespannten Schiffsboden nieder.

Man hätte die Fremden für eine Gesandtschaft des türkischen Großherrn halten und in das gewöhnliche Leben der Republik einreihen mögen, die im Guten wie im Bösen immer mit den Osmanen zu tun hatte, bald Bündnisse

mit ihnen schloß, bald sie bekriegte. Doch die sonderbare Fahne, die einer der Diener steil aufrecht hielt, verbot diese Deutung. Die weißseidene Fahne trug keinen Halbmond, sondern vier Buchstaben einer unbekannten Schrift in Goldstickerei. Vor den Fahnenstangen, die auf der Piazzetta standen und die außer dem Wimpel von San Marco die riesigen Flaggentücher dreier Königreiche, Kandia, Morea und Zypern, stolz in die Luft flattern ließen, beugte sich die fremde Fahne nicht. Flog ihnen frei und schwesterlich entgegen.

Die Barke fuhr in den Großen Kanal ein, an goldmarmornen Palästen, an dem Wald bunter, wappengeschmückter Anlegepfähle vorbei, zwischen denen die Wein- und Ölflotten schaukelten. Die blutroten Ruder einer Kriegsgaleasse, lange Zähne eines gefräßigen Ungeheuers streiften beinahe die Köpfe der Gäste. Dann verlor sich ihr kleines Boot im Gewirr der vielfältigen Fahrzeuge. Erst in Sicht der Rialtobrücke tauchte es wieder hervor, nahm seitab das ruhigere Fahrwasser des Rio di San Polo, eines schmalen Nebenkanals, und überquerte schließlich den Großen Kanal nochmals, um unweit der Kirche San Marcuola im Canareggio, dem breitesten Seitenarm des Kanals, anzulegen.

„Dort drüben ist das Ghetto", deutete einer der Ruderknechte dienstbeflissen dem aussteigenden Turbanträger.

In dem mageren schwärzlichen Gesicht zuckte nichts. Der Fremde trat ans Land, ohne aufzublicken. Wie er stand, merkte man erst, daß er klein war. Sein scharfgeschnittener Kopf mit dem mächtigen Bart auf der stämmigen, breitschultrigen Gestalt hatte im Sitzen den Leib eines Riesen

versprochen. Nun winkte er, ohne den Arm zu heben, nur durch eine Fingerbewegung, einen seiner Diener heran. Sagte ihm, wiederum ohne sich zu rühren, etwas ins Ohr.

„Mein Herr wünscht, sofort in das Haus des Messer Scipione, eures Kapitäns, gebracht zu werden."

Schon hatte sich eine Menge von Müßiggängern um die Gruppe gesammelt. Frauen, Kinder, Bettler staunten die fremden Trachten an. Ein paar Juden, durch ihre gelben Hüte kenntlich, sahen von fern. — Der eine Diener teilte das Volk, um Bahn zu machen. Der andere trug die Fahne mit der Goldinschrift hinter seinem Herrn her. Ein Ruderer zeigte den Weg. Nur wenige Schritte und die Ankömmlinge waren an der Tür des bezeichneten Hauses angelangt; der Ruderer öffnete mit einem mitgebrachten Schlüssel, und der Herr trat ein. Seine Begleiter hatten zunächst eine Stunde lang zu tun, die Andrängenden vor der Tür abzuwehren und viele Fragen zu beantworten.

2.

Als Messer Scipione, der Kapitän, nach guter Einlagerung seiner Fracht am Abend heimkam, verlangte sein Gast nichts von ihm als Wasser und Brot nebst einem Ei.

Auch an den nächsten Tagen aß er nichts als einmal des Tages, und zwar am Abend, diese kärgliche Mahlzeit. So fastete er sechs Tage lang, jedesmal bis zum Sonnenuntergang. Dem Kapitän war dies nichts Neues. Auch während der Überfahrt von Alexandria bis Venedig hatte der Fremde einmal sechs Tage lang, von einem Sabbat bis zum andern, auf solche Art gefastet. Und die Diener

wußten zu erzählen, daß häufig eingeschobene Fastenwochen durchaus zur Lebensgewohnheit ihres Herrn gehörten. Namentlich vor allen wichtigen Entschlüssen pflege er zu fasten und sich zu einsamem Gebet einzuschließen. — So geschah es auch diesmal. Sechs Tage und Nächte lang verließ der Fremde sein Zimmer nicht, und niemand bekam ihn zu sehen außer dem Diener, der ihm abends sein geringes Essen brachte.

Dann wurde er im dunkelsten Winkel seines Zimmers angetroffen, das Gesicht in die Handflächen gelegt, Gebete murmelnd. Man hörte ihn tief aufseufzen. Nie sprach er ein Wort.

Um so mehr sprach man ringsum von ihm. Im Ghetto, das nicht weit vom Hause des Kapitäns lag, war bald von nichts anderem die Rede als von dem geheimnisvollen Gast. Die beiden Diener des Fremden, beide Juden, der eine Nissim, der andere Josef, der Sizilianer, genannt, kamen öfters ins Ghetto, um da ihre kleinen Einkäufe zu besorgen, und sofort waren sie von Neugierigen umringt. Sie gaben auch gern Auskunft. Allerdings sprach nur Josef, der Sizilianer, italienisch, und gerade er war erst in Kairo zu seinem Herrn gestoßen. Nissim, der den Herrn schon viel länger, von Dschidda, der Hafenstadt am Roten Meere aus, begleitete, konnte sich dagegen nur arabisch und in einem seltsamen, den venezianischen Juden fast unverständlichen, kehlig rauhen Hebräisch ausdrücken. Aber die beiden halfen einander aus. Was nur Nissim wußte, übersetzte Josef den Umstehenden. Dann wiederum führte er allein das große Wort.

Was auf solche Art durch die beiden schwatzhaften und einander überbietenden Diener berichtet ward, war nun

freilich der Mühe wert. Danach war der Fremde gleichfalls Jude, und zwar ein großer Herr, ja fürstlichen Geblütes. Man gebe ihm den Namen „Sar", das ist: Fürst. Sar Dawid Rëubeni sei der Name — und die jüdische Gemeinde oder das jüdische Land, aus dem der Sar komme, liege viele Tagereisen weit entfernt von allen Gegenden, in denen Juden wohnen. Der Diener Nissim wollte in Dschidda erfahren haben, daß dieses Land die „Wüste Chabor" heiße und von dem Flusse Sambation begrenzt sei, der drei Monatsreisen in der Länge und eine Monatsreise in der Breite messe, und dessen Getöse man eine halbe Tagesreise weit höre, aber nur an den Werktagen, denn am Sabbat raste dieser Fluß, wie die Menschen rasten, und daher auch sein Name Sambation, das ist: Sabbatfluß. Und die Männer, die an diesem Flusse lebten, seien weise, fromm, rechtschaffen und hüteten sich vor falschen Schwüren. Selbst wenn sie im Rechte seien, schwüren sie nicht. Denn es heißt: „Des Schwörenden Kinder werden nicht groß." Und eben deshalb würden die Anwohner des Sabbatflusses hundertzwanzig und mehr Jahre alt und sähen Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied; es geschehe niemals, daß ein Sohn vor dem Vater stirbt. Auch gebe es kein unreines Tier in dem Lande, auch kein Ungeziefer. Das Vieh werfe zweimal im Jahre Junge, und zweimal im Jahre werde gesäet und geerntet. Die Menschen gingen in Kleidern aus Seide und feiner Wolle, die bis an die Fersen reichten. Doch wüßten sie auch die Waffen vortrefflich zu führen und namentlich einer der Stämme, die Nachkommen Dans, sei so kriegerisch, daß er drei Monate im Jahre auf den Rücken der Pferde verbringe, kämpfend und die Feinde verfolgend. Und die Angehörigen dieses

Stammes läsen die Klagelieder des Jeremia nicht, damit ihr Herz nicht schwer werde. So wäre es gekommen, daß sie und mit ihnen andere im Volke „Jerusalems vergessen hätten", wie Nissim sich ausdrückte. Nun aber hätten sie von den Leiden ihrer Brüder und von der grausamen Austreibung aus Spanien gehört und die Erinnerung sei wie ein Sturmwind über sie hingefahren. — Fragten dann einige Ungeduldige, was denn Nissim mit eigenen Augen gesehen habe und nicht bloß vom Hörensagen kenne, so gab es, von dem Sizilianer verdolmetscht, noch erstaunlichere Nachrichten. Von Dschidda sei Nissim mit seinem Herrn, Sar Rëubeni, vor zwei Jahren aufgebrochen, sei mit ihm drei Tage und drei Nächte über das Schilfmeer gefahren, im äthiopischen Zuakin ans Land gegangen, von wo sie in mühsamem Karawanenzug in Gesellschaft eines angesehenen Arabers, des Omar Abu Kamyl, an den Hof des Königs Amrah von Athiopien in der Provinz Lamuel kamen. Dort seien sie zehn Monate lang ehrenvoll bewirtet worden. Und einmal habe Sar Rëubeni von dem Könige vier Sklaven und vier Sklavinnen, alle sehr schön, zum Geschenke erhalten, habe sie aber sogleich zurückgeschickt, denn er sei ein großer Frommer, der viel bete und faste und dem bösen Trieb keine Macht gewähre. Um des verschmähten Geschenkes willen habe ihn dann der König sehr gehaßt, und der Sar sei unter dem Schutze der Königin, die ihm in besonderer Gunst zugetan war, geflohen. Sie hätten sodann noch andere Königreiche am Nil gesehen, das Land Algaal, in dem Abu Akraw herrschte, ferner Dongola und Chabir, wo sie der Scheik Osman begrüßt und den Herrn mit Palmenwein sowie mit zwei jungen Löwen beschenkt habe. Diese Löwen habe der Sar später

dem Sultan von Ägypten dargebracht. Auch in Kairo seien sie gewesen und von da ins Heilige Land gepilgert, das unter der Herrschaft der Ismaeliten seufze. — Von Kairo ab gab es schon zwei Zeugen all der Wunderdinge, denn nun sei auch der Sizilianer Josef mitgereist. Über Gaza seien sie nach Hebron gekommen, und dort habe sich der Sar nicht abhalten lassen, in die Höhle Machpela, das Erbbegräbnis Abrahams und seiner Familie, hinabzusteigen, wiewohl dies seit Jahrhunderten niemand gewagt habe, nur einmal auf Geheiß des Sultans Omar vier arabische Wächter, von denen drei sofort gestorben seien, einer für drei Tage der Sprache beraubt war. Dieser habe dann erzählt: Auf sechs teppichbelegten Ruhebetten, die von Bücherrollen umgeben sind, liegen die Erzväter Abraham, Isak, Jakob und ihre Frauen Sarah, Rivkah und Leah, über ihnen ist ein Licht wie die Sonne und ein starker süßer Duft von Räucherwerk in der ganzen Höhle. Unsere Lichter erloschen und doch war es taghell da unten. Doch als wir uns zu viert dem Lager Rivkahs näherten, da schrie uns die Gestalt vom Lager Isaks laut und mit so furchtbarer Stimme an, daß wir starr blieben und plötzlich die Besinnung verloren...

„Und was hat Sar Dawid in der Höhle gesehen?" lachte einer von den vielen, die die ganze Geschichte nicht glaubten.

Auch das wußte der Sizilianer. Der immer schweigsame Sar habe ihm zwar nichts gesagt, doch wollte er es von einem Gastfreunde des Herrn erfahren haben. Drei verhüllte Greise seien an den Gräbern gesessen, als der Herr das Gewölbe betrat. Er fragte sie: Wer seid ihr? Sie sagten: Verkünde den Israeliten, daß sie das Land räumen

sollen, damit unsere Kinder einziehen. Darauf der Herr: Und wenn sie mir nicht glauben? Und die drei Greise: Sage, daß Abraham und Mose, der Sohn Amrams, und Elia der Prophet es dir befohlen hätten. —

Einige waren überzeugt und schwiegen ehrfurchtsvoll. Die meisten aber schüttelten die Köpfe. Immerhin ließen auch sie sich gern von den Märchenerzählern, wie sie sie nannten, unterhalten. Man lud die beiden Diener ein, in die Häuser mitzukommen, um mehr zu erfahren. Doch das lehnten sie ab. Es sei ihnen verboten. Auch dürften sie nicht lange von Hause ausbleiben. Der Herr sei sehr streng. — Um so eifriger haschte man nach dem wenigen, was sie während ihrer Einkaufsgänge auf der Straße zum Besten geben konnten. Bald wußte man, daß Sar Dawid auch in Jerusalem gewesen war und daß sich bei seinem Eintritt in die heilige Stadt Wasser im Tempelbassin, eine reine Quelle, gezeigt, sowie daß der Halbmond auf der Spitze des Regierungsgebäudes, der sonst nach Westen schaute, sich plötzlich gegen Osten gewendet habe.

Als man dem Herrn diese Zeichen berichtete, habe er nichts gesprochen als die Worte: „Die Zeit ist herangekommen, und nahe ist das Ende."

3.

Zu Sabbatbeginn, am Freitag Spätnachmittag, fragte mit tiefen Verbeugungen ein Greis im Vorgemach Rëubenis, ob er zum Herrn vorgelassen werden und ihn, des heiligen Tages wegen, zu einem Mahle einladen dürfe.

Während die Diener noch berieten, ob sie aus dem Innengemach Antwort holen sollten, kam ein junger, leb-

hafter, glattrasierter Mensch die Treppe herauf. „Ich bin Mose Castilin, der Maler, und muß sofort zu eurem Sar.“ Damit ging er an den Dienern vorüber, riß die Tür zum Zimmer des Herrn auf und trat ein.

Rëubeni schien nichts zu merken. Er saß in dem vom Fenster entferntesten Winkel, die Ellbogen auf die Schenkel gestützt und das Gesicht in die Handflächen niedergebeugt.

Von diesem Anblick überrascht war Castilin an der Türwand stehengeblieben. Von dort flogen keck seine neugierigen Blicke, er rückte längs der Wand hin und her, wie um das Bild zu prüfen, das der in sich Versunkene bot. — Durch die offene Tür trat indessen auch der Greis ein. Er wagte kaum aufzuschauen, näherte sich mit immer tiefer werdenden Verbeugungen. Gebückt blieb er schließlich vor dem Herrn stehen, ohne ihn anzusprechen. Seine weißen Schläfenlocken hingen dabei fast bis zum Estrich hinab.

Dawid Rëubeni sah auf. Aus lang niederwallendem schwarzem Vollbart und dicht überwachsenen Wangen hob sich ein verbranntes, schwarzbraunes, ganz ausgedörrtes Gesicht, in dem keine Sehne sich regte, nur die großen, dunklen Augen wild aufglänzten. Ein Finger winkte, ohne Armbewegung, den Diener heran. Der Sar flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Der Herr fragt, wer du bist“, wandte sich der Diener an den Greis.

„Ich bin ein Jude.“

Durch Vermittlung des Dieners wurde auch das weitere Gespräch geführt. Doch immer rascher und schließlich so, daß der Greis die Fragen des Herrn, der ein ebenso fremdartiges Hebräisch sprach wie sein Diener, unmittel-

bar verstand, während auch Rëubeni die Übersetzung der Antworten zu überhören schien.

„Wer hat dir gesagt, daß ich ein Jude bin?"

„Josef, dein Diener, hat mir gesagt, daß du der Bote guter Taten, ein Scheliach mizwah, bist."

„Wie ist dein Name?"

„Elchanan."

„Und der Name deines Vaters?"

„Seëw Obadja Saragossi."

„Also kein Venezianer?"

„Meine Familie stammt aus Arragonia. Ich habe auch keine Verwandten hier."

„Flüchtling?"

„Es ist so, wie du sagst."

„Kennst du Jakob ben Samuel Mantino, den Gaon?"

„Es weiß jeder Jude in Venedig, wer Mantino ist. Doch bin ich nicht gewürdigt, mit ihm persönlich bekannt zu sein."

„Und Rabbi Chalfon, den Arzt?"

„Ebenso."

„Und Rabbi Mazliach, den Vorsteher, und Rabbi Chija?"

„Auch diese haben mir nicht die Ehre ihres Umgangs gegeben."

Rëubeni hielt ein, schwieg. Nach einer Weile fuhr er den Greis hart an: „Was willst du?"

Der Alte stotterte vor Aufregung: „Ich wollte Euch an meinem armen Tische — da man den Sabbat nicht allein begehen soll — und um auch selbst teilzuhaben an der Erlösung und Gnade durch einen Frommen wie Ihr —"

„Nein", erwiderte Rëubeni starr und ruhig. „Ich habe keine Botschaft an dich, Elchanan."

Betroffen zog sich der Greis zurück, doch verließ er das Zimmer nicht, stand andächtig am Fenster, als überlege er den tieferen Sinn der Worte, die er eben gehört hatte.

„Und was ist dein Wunsch?" ließ der Herr den Maler fragen, der immer noch an der Wand stand, nun aber eine Papierrolle, die er unter dem Arm getragen, entfaltet hatte und mit eiligen Strichen eine Zeichnung zu entwerfen begann. Dabei wiegte er selbstgefällig den Kopf, lächelte. „Ausgezeichnet", rief er auf den Anruf hin, ohne das Papier wegzulegen, auf dem er weiter herumstrichelte. „Ich will den Herrn zeichnen und tue es auch schon. Eine kleine Skizze zunächst. Dann ein großes Bild nach der neuen Manier des Tizian. Habe zwar keinen Auftrag. Aber so etwas bringe ich immer an. Fremdländische Tiere, Meerwunder, seltsame Gestalten, Männer, die von sich reden machen, Abenteurer, — das interessiert. Vor zwei Jahren hatten wir den Großmeister von Rhodos hier. War das ein Kerl! Spie Feuer und Flammen, als hätte er die Türken und nicht sie ihn geschlagen! Im vorigen Jahr wieder wurden Kamele und ein Nashorn in den Hafen gebracht, man konnte sie in den Gärten auf der Giudecca besichtigen. Natürlich war ich sofort da und habe sie gemalt, — als erster."

Alle im Zimmer erwarteten, daß Rëubeni sich ohne Umstände von dem frechen Menschen abwenden werde. Doch zu ihrem Staunen ließ er ihn durch den Dolmetsch fragen: „Kennst du den Tiziano?"

„Ich kenne alle hervorragenden Künstler und alle vornehmen Leute Venedigs."

„Auch die Vornehmen unter den Juden?"

„Bin doch selbst Jude." Und der Maler wies auf den

gelben Hut, den er an der Tür auf einem Sessel liegengelassen hatte.

Rëubeni sah prüfend den Mann an, der mit seinem glattrasierten Gesicht und barhaupt (alle andern im Zimmer trugen kleine Seidenmützchen auf dem Kopf) in der Tat nicht den Eindruck eines Juden machte. Ohne eine Spur von Staunen zu verraten, hieß indes Rëubeni fast im Augenblick das Gespräch weitergehen: „Setz' dich hierher!"

Der Maler gehorchte sofort, der Blick des Herrn gestattete keine Überlegung, keinen Widerstand. Nicht ohne Neid sah vom Fenster her der greise Elchanan, wie der Gottesleugner Castilin vom Sar geehrt wurde, während ihm, dem Gottesfürchtigen, so schroff geantwortet worden war. Doch zweifelte er nicht daran, daß alles, was der Gerechte tat, mithin auch diese sonderbare Ehrung des Ruchlosen, neben der äußerlich offenbaren eine verborgene Bedeutung habe, die nur der höheren Weisheit verständlich sei.

„Wie geht es den Juden in Venedig?" fragte Rëubeni den Maler.

„Der Pfeffer ist gestiegen", erwiderte Castilin, indem er eitel lächelnd über sein Haar strich, das er nach venezianischer Art glatt und lang bis an den Rockkragen niederfallend trug.

Die Antwort sollte witzig sein und verblüffen. Doch den Herrn schien sie nicht zu stören. Gleichmütig, freilich ohne das Lächeln des Malers zu erwidern, ging er auf den Scherz ein: „Und steigt auch ihr Ansehen in demselben Maße wie ihr Reichtum?"

„Das kann man nicht sagen. Die Venezianer sind Bluthunde auf uns seit je. Gönnen keinem den Profit. Nur

wie das französische Heer von Agnadello her schon gegen die Lagune vorrückte, da waren wir freie Bürger und durften mithelfen. Nachher sperrten sie uns wieder in die hohen Häuser."

„Und was sagen die Juden zu dieser Schmach?"

„Schmach?" Castilin glaubte weiter gegangen zu sein, als sein Stolz es erlaubte. Er hob den Kopf: „Ich sagte doch schon, daß es uns sehr gut geht."

„Laß den Pfeffer!"

„Nein, auch was unser Ansehn, unsere Ehre anlangt. Ist nicht dem Herrn Jakob Mantino das Tragen eines schwarzen Baretts an Stelle des gelben Hutes gestattet worden! Allerdings nur ihm allein, aber auf die ganze Gemeinde fällt doch ein Glanz von diesem Licht. Den Magister artium et medicinae Rabbi Chalfon hinwiederum hat kürzlich der Abgesandte des englischen Königs zu sich befohlen und ihn um ein Gutachten angegangen, ob nach biblischem Recht die Ehe des Königs mit seines verstorbenen Bruders Frau nicht anfechtbar sei."

„Trotz päpstlichen Dispenses?"

Castilin hatte den merkwürdigen Fremden zwar bereits gezeichnet; aber es war, als sähe er ihn erst jetzt zum erstenmal richtig an. Jetzt erst staunte er, bemerkte in dem von Magerkeit entstellten Gesicht des Herrn einen Zug von großer Überlegenheit und Würde. Wie kam es nur, daß dieser Halbwilde, aus fernen Gegenden hergelangt, in den politischen Angelegenheiten Europas so genau Bescheid wußte, sogar von der Eheangelegenheit Heinrichs des Achten von England schon Kunde hatte! — Mit einem Male war Castilin wie umgewandelt. Wie es bei niederen Naturen vorzukommen pflegt: auf einen Schlag fiel sein Hochmut

in Liebedienerei zusammen. Um diesen Sar Rëubeni war es offenbar nicht ganz geheuer. Man mußte sich vorsehen. Bereitwillig und ohne Winkelzüge gab nun der Maler sachliche Auskunft.

„So ist es, wie Eure Herrlichkeit sagt. Trotz päpstlichen Dispenses. Seine Majestät fühlt sich durch das Bibelverbot im Gewissen beschwert. Es gibt freilich Leute, die dahinter nur eine Liebesgeschichte vermuten. Der König sei seiner Frau einfach überdrüssig. Das ist die Meinung des Mantino, der auch gegenüber dem Gutachten des Rabbi Chalfon die Befürchtung ausspricht, der Papst könne eine Anfechtung seines Dispenses sehr übel nehmen. Und wen haben wir jetzt zur Stütze, — ich meine: wir Bürger von Venedig — wenn uns der Papst verließe? Die Franzosen stehen wieder vor Cremona und Como. Es ist unsicher, ob Colonna in Mailand noch standhält. Wohl rechnet Rabbi Chalfon bestimmt auf Pescara und die deutschen Landsknechte. Mantino dagegen meint, der Papst werde möglicherweise zur französischen Partei übergehen..."

„Genug", rief der Sar. „Ist das alles, wovon man im Ghetto spricht?"

„Wie Eure Herrlichkeit sagt, — dies und nichts anders. Wir wachen auf mit Rabbi Chalfons Gutachten und gehen schlafen damit."

Rëubeni schwieg, seine Augen schlossen sich, der Mund ließ die Winkel tiefeinschneidend fallen.

Erschreckt forschte der Maler in dem starren Gesicht. Was hatte er angerichtet, es war, bei Gott, keine böse Absicht gewesen... Zum Glück öffnete der Herr nach kleiner Weile die Augen und sagte mit vollkommen ruhiger Stimme: „Höre, Mose Castilin, ich habe eine Botschaft

an die Vornehmsten der Gemeinde. Ich will vor ihnen erscheinen, aber ich will es nur tun, wenn ich sie alle beisammen finde und wenn die Sitzung, die sie einberufen, keinem andern Zweck dient als mich anzuhören. Verstehst du mich?"

Castilin war erschreckt aufgesprungen: „Das wird unmöglich sein." Da er aber nicht wußte, ob er sich vor den Ältesten oder vor Rëubeni mehr in acht nehmen müsse, erschrak er nachträglich auch über den Anschein von Widerspruch gegen Rëubeni und setzte sich gleich wieder hin. „Ich bin ein armer Mann, ich will versuchen, — aber Herr Mantino läßt sich freilich von niemandem Vorschriften machen. Eure Herrlichkeit verzeihen!"

Ohne die offenkundige Unterwürfigkeit des Malers irgendwie entschuldigend zu beachten, fuhr ihn der Herr grob an: „Du sagst ihnen, daß ich eine Einladung in den Rat erwarte. Sage ihnen auch, daß ich zum Papst gehe — und daß das Ende nahe ist."

Bei diesen Worten fuhr Elchanan herum. Er hatte kaum zugehört, denn ihm war der Anblick von Rëubenis Fahne, die in der Fensterecke stand, wie zu einem Traum des Jubels und der Hoffnung geworden, den er mit ganzer Seele einsog. Im zweigespaltenen weißen Seidentuch glänzten vier Buchstaben M. K. B. J., die Anfangszeichen der hebräischen Worte: „Wer ist wie du unter den Mächten, Gott!" — Die alte Siegesfahne des Juda Makabi! Segenssprüche murmelnd, mit denen man Gott für ein Wunder dankt, stand der greise Elchanan vor der Fahne. Als habe er mit brechenden Augen das gesehn, wonach er sich sein ganzes Leben gesehnt hatte. Und nun schlug auch noch das große Wort vom Ende an sein Ohr. Dem Um-

sinken nahe, hob er die Hände gegen Rëubeni: „Gebenedeit der Fromme —, an dem der König der Könige Wohlgefallen...“ Die Stimme versagte ihm, er weinte.

Doch schroff wies ihn der Herr nochmals ab. „An dich habe ich keine Botschaft, Elchanan“, wiederholte er.

„Gesündigt ... ich habe gesündigt“, lallte der Greis und schlug sich an die Brust.

In diesem Augenblick war es, als färbte sich Rëubenis Gesicht gelb vor Zorn, und auch in den dunklen Augen flackerten gelbe, höhnische Lichter: „Nein, gesündigt hast du wohl nicht, Alter. Aber eines merke: Man stammelt nicht, wenn man vor einen Großen tritt — um der Schönheit Israels und der Würde der Lehre willen.“

Bebend sah der Greis zu ihm auf. Er konnte nicht alles fassen und jedes Wort war ihm doch so wichtig. Seine Lippen bewegten sich unhörbar, als wiederhole er alles, was der Herr gesprochen, um nur ja nichts zu vergessen. Da schien er dem Strengen doch leid zu tun, wie ein Kind, dem man mit gutem Zureden über das Haar streicht: „Sei klug und wache!“ Und ganz leise wiederholte er es ihm tröstend ins Ohr: „Nahe ist das Ende.“

Freude schimmerte auf Elchanans Gesicht, nun erhob er sich und ging, durch den Zuspruch des Herrn gleichsam gekräftigt, zur Türe.

Ein Wutschrei ließ ihn nochmals haltmachen, ihn wie den Maler, der sich eilig angeschlossen hatte, als könne er das unheimliche Zimmer nicht schnell genug verlassen und als sei ihm auch alle Lust vergangen, den herrischen Fremden als Zeichenmodell zu benützen. — In der Türe noch hielt sie beide der Wutschrei zurück. Rëubenis Gesicht war verzerrt: „Müßt ihr denn die Beine so spreizen, wie Zwerge

Riesenschritte machen!" Er griff nach der Fahne, nahm sie verkehrt und ging wild auf die zwei los. Im nächsten Augenblick hätte er sie mit dem Fahnenstock geprügelt.

Doch sie sprangen, so schnell sie konnten, die Treppe hinunter.

4.

Noch am Sabbatausgang kam der Synagogendiener und überbrachte die Einladung für den nächsten Vormittag. Castilin hatte offenbar doch den Eindruck unterschätzt, den das Auftauchen des rätselhaften Fremden auf die Gemeindeältesten gemacht hatte.

So betrat denn am Sonntag, gefolgt von seinen beiden Dienern, der Sar Dawid Rëubeni den Ponte Ghetto. — Die sechs Stock hohen Häuser drüben wie Festungsmauern aus dem graugrünen Wasser herauf, die mächtigen Rauchfänge wie Zinnen auf den Dächern. Alles abgeschlossen und sich angstvoll noch mehr abschließend. Keine Gasse führte vom Brückchen, nur ein enger Sottoportico ließ unter den schwarzen Steinmassen ins Dunkel eintreten. Von allen Seiten Kinder, Neugierige. Überall in Venedig wohnt man ja dicht zusammengedrängt, doch hier auf der engen, den Juden zugewiesenen Insel gab es fast schon mehr Menschenleiber als Luft. Der Raum der beiden Straßen, des stattlicheren ghetto nuovo und des ganz schmutzigen, schmalen ghetto vecchio, durfte nicht erweitert werden; und so wuchs neues Leben schmerzhaft wie Krebsgeschwür ins alte hinein.

In der Synagoge warteten die neun Vornehmsten der Gemeinde, an ihrer Spitze Rabbi Schimon ben Ascher

Meschulam. — Rabbi Chalfon fehlte, er war nach Bologna gereist, um Unterschriften der dortigen Rabbinen für sein Gutachten zu erlangen. Dagegen war sein Widersacher Jakob Mantino anwesend, kenntlich durch die völlig unjüdische Kleidung, den kurzen Rock mit kostbarer Gürtelspange und das schwarze Mäntelchen, das die Venezianer Becca nennen. Deutlicher noch als der Maler Castilin trug er den „Bürger von Venedig" zur Schau. Auf dem lang niederfallenden Haar saß das schwarze Barett des venezianischen Edelmannes, Wangen und Nacken waren sorgfältig rasiert, nur die lange, gebuckelte Nase und die dicke Oberlippe, von einer Warze gekrönt, hoben sich aus dem zu würdigem Ebenmaß zurechtgerückten Senatorengesicht auffällig hervor.

Die Botschaft, die der Sar durch seinen Dolmetsch den Versammelten übermitteln ließ, war kurz: „Ich bin ein Jude aus der Wüste Chabor, gesandt von den siebzig Ältesten. Ich gehe nach Rom, zum Papst, dessen Ruhm erhoben werden möge. Da es sich um eine Sache handelt, die zum Wohl aller Juden geschieht, fordere ich eure Unterstützung. Dann werdet ihr einen Teil an der Tat haben und werdet bald gute Nachrichten zu hören bekommen."

Es folgte längeres Schweigen. Die Vorsteher sahen einander mit einiger Enttäuschung an, sie hatten mehr erwartet, genaueren Aufschluß. Flüsternd sagten sie es einander. Dann nahm der alte Rabbi Schimon das Wort. Sichtlich erregt; die Hand zitterte, mit der er durch den schütteren Bart hindurch sein Kinn rieb. „Wir bitten dich, uns zu sagen, wer du bist."

„Ich heiße Dawid, aus dem Stamme Rëuben."

Wiederum Schweigen, als fürchte man, näher an die

merkwürdige Erscheinung des Fremden heranzugehen, als könne schon bloßes Fragen den Schein des Einverständnisses herstellen, vor dem man sich ebenso sehr zu fürchten schien wie vor der unbesonnenen Zurückweisung eines mächtig sich anbietenden Helfers.

Endlich begannen einige der jüngeren, fast gleichzeitig: „Eure Diener sagen, daß Ihr ein Prinz seid. — Ist das wahr? — Und wovon sprecht Ihr, wenn Ihr vom Stamme Rëuben sprecht? — Wer sind die siebzig Ältesten? — Und welche Botschaft habt Ihr an den Papst?"

„Was ich dem Papst zu sagen habe, ist nur für das Ohr Seiner Heiligkeit bestimmt", ließ Rëubeni nur dem einen der Fragesteller erwidern, als genüge das, um auch die andern in die Schranken zu weisen. Hierauf verbeugte er sich leicht, erhob sich von dem Sitz, den man ihm angewiesen hatte und gab seinen Dienern einen Wink, ihm die Türe zu öffnen.

Das Flüstern steigerte sich zum lauten Durcheinandersprechen. Rabbi Schimon bat den Gast zu bleiben, indes der Rat im Nebenzimmer schlüssig werden wolle.

Fast augenblicklich kam man mit der Entscheidung zurück. Man sei willens, dem Unternehmen Hilfe angedeihen zu lassen. Insbesondere wolle man ihm Empfehlungsbriefe an die Juden nach Rom mitgeben, ferner eine Bedeckung von geworbenen Landsknechten beistellen, da die Reise durch die kriegswütige Romagna jetzt nicht ungefährlich sei. Nur eine Bedingung: der Sar solle erklären, ob er jener Fromme sei, von dem bereits Briefe aus Damaskus Kunde nach Venedig gebracht hätten und der durch seine Predigten im Heiligen Lande Aufsehen erregt habe.

„Ich bin kein Prediger, ich bin ein Krieger", war

Rëubenis Antwort. Dabei trat er etwas zurück, wie es die Art kleingewachsener, dabei starkmütiger Leute ist, die ihren Gegner von Kopf bis Fuß messen wollen. Ohne die Stimme zu erheben, ließ er seinen Dolmetsch ferner berichten, daß er viele Kriege geführt und im Kampfe mehr als vierzig Feinde erschlagen habe. Die Wunden an seinem Körper seien noch zu sehen. Und die Fahne, die er mit sich führe, sei seine Kriegsfahne. — Dabei griff er nach ihr (der Diener hatte sie ihm wie immer nachgetragen) und hob sie den Ratsherren entgegen.

„Wir sind friedliche Menschen", rief der Vorsteher Schimon, mit beiden Händen abwehrend.

Den Juden Venedigs lag in der Tat der Gedanke einer Auflehnung gegen ihr Schicksal fern, vielleicht ferner als allen andern jüdischen Gemeinschaften. — Zwar wurden sie als Handelskonkurrenten von den Venezianern seit jeher hart behandelt und nur zu untergeordneten Geschäften zugelassen. Doch hatten sie sich an diese strenge Zucht gewöhnt, die keine Übergriffe duldete, aber auch selbst keine beging. Dazu kam, daß die Inselrepublik des heiligen Marcus alle fremde Einbürgerung peinlich fernhielt, daher auch den Zuzug fremder Juden verboten hatte. Die jüdische Gemeinde war seit Jahrhunderten auf die alteingesessenen reich gewordenen Familien beschränkt; die Verfolgungen, denen die Juden des Festlandes ausgesetzt waren, schlugen kaum eine Welle über die Lagune, nicht einmal die große Zerstörung des spanischen Judentums hatte mehr als einzelne versprengte Flüchtlinge hierher entsendet, während sonst alle jüdischen Gemeinden Italiens von Scharen der leidvoll erregten, ja schwärmerischen Vertriebenen überflutet waren. — So kam es, daß gerade in diesem mit Mar-

morsäulen und vergoldetem Schnitzwerk prahlenden Saal eine Angelegenheit, die angeblich alle Juden, in erster Linie aber doch wahrscheinlich die verfolgten ausländischen Juden anging, mit einiger Kühle aufgenommen wurde. Befremdet schüttelten die Vorsteher der Gemeinde ihre Köpfe. Man war zwar gewohnt, schwierige Fragen zu entscheiden, die Gelehrten wußten immer Rat, — diesmal aber waren sie in aufrichtiger Verlegenheit.

Der Sar wartete nicht lange. Den Dolmetsch schob er beiseite und sprach, in seinem schwer verständlichen berg- und wüstenrauhen Hebräisch, die Versammlung unmittelbar an: „Ich verstehe euch. Ihr seid friedlich. Ihr fühlt die Schmach nicht mehr, die euch angetan wird. Ihr seid feige. Deshalb wollt ihr mich ja auch möglichst schnell von hier weghaben. Weil ihr die Signorie fürchtet, den Rat der Zehn, die Staatsinquisitoren, die auf mich und euch aufmerksam werden könnten. Und mit Bedeckung wollt ihr mich nach Rom schicken?! Wie klug die Weisen Israels sind! Zunächst gehen eure Waren ohnehin in der nächsten Woche unter bewaffnetem Schutz nach Rom. Da kann ich also mitgeführt werden, es kostet nichts. Und der Obrigkeit gegenüber kann es ein kluger Sachwalter so darstellen, daß ihr mich wie einen Gefangenen von euren Söldnern habt außer Landes bringen lassen.“ Ein wildes Wort schien auf seinen Lippen zu schweben, doch plötzlich zwang er die Wut nieder und sprach ganz ruhig weiter. „Wäre es nicht schicklicher gewesen und der richtige ‚Weg der Erde‘, auf den ihr euch doch so viel zugute haltet, wenn ihr mich, statt eure wertlosen Briefe und Landsknechte anzubieten, vorerst gefragt hättet: Was ist dein Begehren, und wir wollen es erfüllen? Wir wollen tun und hören.“

Im Saale war es still geworden. Das Außerordentliche begann zu wirken, der Sturm, der von dem Fremden ausging, sein heißer Blick, seine ungewohnte Ausdrucksweise, die nicht nach Art der Gelehrtenrede in Bibelzitate zerschmolz, sondern hart und fest war, — so daß erst der eine Satz aus der Offenbarungsgeschichte, mit dem er geschlossen hatte (dieser aber mit der ganzen Kraft der Wahrheit), die Rede ins Reich des Erhabenen riß! Die jüngeren Ratsmitglieder mochten von diesem in ihre Beengtheit plötzlich einbrechenden Leben sogar erschüttert sein. Den alten schlauen Rabbi Schimon ben Ascher Meschulam dagegen beunruhigte mehr noch der Umstand, daß der Fremde so genau erraten hatte, was mit der schnellen Empfehlung nach Rom und mit den Landsknechten beabsichtigt war. Deutete es nicht auf höchste Klugheit, daß ein Mann, der aus Alexandria und angeblich noch von viel weiter herkam, die Lebensgewohnheiten und die ganze Lage der Juden Venedigs in den wenigen Tagen seiner Anwesenheit oder gar von langer Hand her vorbereitend so genau erforscht hatte? Und war es nicht vollends unbegreiflich, daß er sogar ihn, den klugen Rabbi Schimon, auf den ersten Blick durchschaute? Immer erregter rieb der gewitzte Vorsteher den Bart ans Kinn. Den Mann, der ihn, sogar ihn durchschaut hatte, mußte er achten. „Was ist es also, was Ihr von uns begehrt?" Mühsam kamen die Worte von seinen Lippen. Man konnte merken, wie unbequem ihm die ganze Sache war, wie ihm geradezu davor graute, sich weiter als unbedingt nötig einzulassen, und wie er dennoch keinen andern Ausweg sah.

„Ein Krieger — wozu brauchen wir einen Krieger!" rief einer der Beisitzer ganz laut, wurde aber von Rabbi Schimon zurechtgewiesen.

Rëubenis Gesicht war wieder ganz unbeweglich geworden, wie durch lange Übung an Ruhe gewöhnt.

Das Gefühl der Versammelten war ihm indes nicht ungünstig und, als er beharrlich schwieg, von der mißvergnügten Aufforderung des Vorsitzenden gleichsam beleidigt, wiederholten andere in Gestalt von Bitte und freundlicher Rede, er möge seine Wünsche an die heilige Gemeinde Venedig getrost vorbringen.

Alles, was er zu hören bekam, schien von ihm genau geprüft zu werden, doch nicht dem zu genügen, was er erwartet hatte. Halb abgewendet, stolz, rang er sich endlich die Worte ab, daß er Geld brauche, dreihundert Scudi, um sich und seine Diener für den Besuch beim Papst gebührend auszustatten. Zwar sei er bei der Abreise aus seiner Heimat mit allem versehen worden, was eine fürstliche Romfahrt benötige, doch die Reise dauere schon einige Jahre lang, wiederholt sei seine Karawane angefallen und beraubt worden, — in Kairo habe man ihn gar um den Rest seines Vermögens, eine Truhe mit tausend Goldgulden und vielen edlen Perlen bestohlen — daher seine Bedürftigkeit.

Der Eindruck war schlecht. Seine Verschlossenheit, der durchblitzende Scharfsinn hatten für ihn eingenommen, die offenbar werdende Not stieß zurück. Hatte er sich nicht soeben zu einem der vielen erniedrigt, die aus Geldmangel an die Tore der reichen Gemeinde klopften? Sofort war sein Ansehen gesunken. Da und dort lachte einer auf, man flüsterte, scherzte. Und Jakob Mantino, der bisher abseits gesessen war und kein Wort gesprochen hatte, benützte den Augenblick.

Nicht gleichgültig und bloß ungern aufgestört wie die andern, sondern vom ersten Moment an feindselig, hatte er

stillbrütend an der bisher unentschiedenen Beratung teilgenommen. Er hatte nicht eingegriffen; war er doch selbst aus Spanien eingewandert und wich daher Erörterungen, die fremde Juden betrafen, am liebsten aus, um an seine Herkunft nicht zu erinnern. Doch alles, was der Gast sagte, mehr noch dessen ganzes, hoheitsvoll wortkarges, auch in seiner Stummheit beunruhigendes, ja aufrührendes Wesen schien ihm dem Ziele zu widerstreben, das er sich mit höchster Leidenschaft vorgesetzt hatte und bei jeder Gelegenheit auch öffentlich erörterte — dem Ziel, Venezianer und nichts als Venezianer zu sein. Jetzt spürte er mit dem Feingefühl des Hasses, daß sich die allgemeine Stimmung vom Sar abzuwenden begann, und in einer Schärfe, die die andern durch Zeichen mißbilligten, griff er ihn höhnisch als den „Befreier" an, der nur eine einzige Befreiungstat zu vollführen brauche, nämlich die Gemeinde von seiner lästigen Gegenwart zu befreien.

Sofort ließ ihn der Sar unterbrechen und ihm sagen, daß er von dem großen Übersetzer des Averroës und Avicenna Unterstützung erwartet habe. Er sei bereit, ihm als dem Gelehrtesten der Gemeinde und nur ihm allein einen Besuch abzustatten und ihm dabei Eröffnungen von größter Wichtigkeit zu machen.

„Mein Haus steht Euch nicht offen," fuhr Mantino unbeirrt fort, „allen, nur einem Schmeichler nicht. Allen, nur einem Abenteuerer nicht. Allen, nur einem Lügner nicht." Er sprach ein reineres Italienisch als die anderen Ratsherren und war sichtlich bemüht, nach Art der humanistischen Rhetoren die Schönheit antiken Satzbaues nachzuahmen. „Zwar haben wir in den letzten Jahrzehnten so viel Seltsames von fernen

Ländern erfahren, so viel kaum glaubliche Seefahrergeschichten über uns ergehen lassen müssen, daß es an sich nichts dem Laufe der Dinge Widersprechendes wäre, nun auch einmal zwei schlichte Juden, wie es deine Diener sind, Wunderlegenden vorbringen zu hören, wie sie nur der Kopf eines, der Nießwurz gegessen hat, ausbecken kann. Will man doch sogar das Heilige Reich des Erzpriesters Johannes mit seinen frommen Christen, die nach dem Evangelium leben, inmitten tatarischer Provinzen aufgefunden haben! Warum also nicht auch das Jüdische Reich des Stammes Rëuben, der zu den verlorenen Stämmen gehört! Und von siebzig Ältesten nach Art des Großen Synhedrion regiert! Bene, benissime. Wir müssen ja alles glauben, was von Gegenden berichtet wird, die eines Venezianers Fuß noch nie betreten hat. Und in Medien (so sagt man) tanzt ein Kamel auf dem Wäscheschaff."

Rëubeni ließ nochmals unterbrechen, und man konnte sehen, wie er, dem Diener ruhige Worte zuflüsternd, in äußerster Selbstbeherrschung alles vermeiden wollte, was ein maßvolles Verhandeln gefährdet hätte. „Mein Herr läßt bitten," sagte der Diener, „ihn nicht zu beleidigen. Im übrigen verzeiht er die schon geschehenen Beleidigungen, um der Leiden Israels willen, die gelindert werden müssen."

Man zeigte sich erfreut, man billigte diese Zurückhaltung. Doch niemand wagte gegen Mantino aufzutreten, der infolge der Gunstbezeugungen, die er von mehreren Päpsten wie auch vom Bischof Giberti von Verona erfahren hatte, der Stolz der Gemeinde war. Den Mantino aber schien gerade die besonnene Antwort des Fremden so zu reizen, daß er sogar die schönen runden Gesten, die breittönende

Stimme vergaß und plötzlich ganz eckig mit Fuchteln und Kreischen dreinfuhr:

„Nichts muß und nichts wird gelindert werden. Unsere Leiden sind die Leiden aller Menschen und bedürfen keiner besonderen Linderung. Das glorreiche Zeitalter der Erleuchtung, in dem wir leben, heilt alle Wunden durch die Kraft der Weisheit, die vom Altertum ausgeht und die insbesondere der gnädigen Regierung unserer Stadt", er verbeugte sich bei diesen Worten, „in höchstem Maße zuteil geworden ist. Es ist unwahr, daß wir mehr leiden als andere Bürger, und es ist gefährlich, das zu sagen. Durch solche Worte sondern wir uns ab, statt unter den andern zu verschwinden. Und absondern dürfen wir uns nicht. Dazu sind wir zu schwach. Wir dürfen nicht auffallen. Wir sind ja die Schwächsten von allen. Mitbürger, erinnert euch doch, daß durch aufrührerische Reden ebensolcher Art vor vierundzwanzig Jahren ein gefährlicher Wirrkopf wie dieser hier gerade auf venezianischem Gebiet, in Istrien, zur Erhebung aufgerufen hat. Sein Name, der verflucht sei, war Ascher Lämmlein..."

Rëubeni war näher an den Sprecher herangetreten. Ein Aufschrei, den er schnell unterdrückte, — alle sahen ihn an, wie eine Säule stand er regungslos.

Selbstvergessen schaukelte Mantino hin und her, wie man beim Gebet schaukelt. Und sein Schreien ging unwillkürlich in ein Singen über, das gleichfalls dem Gebetsang nahekam. „Wir unterscheiden uns in nichts von unsern christlichen Mitbürgern. Wir leiden nicht. Wir sind glücklich. Glücklicher als alle, weil wir stärker als alle sind. Unsere Stärke ist unser Geist. Und jetzt, da das Zeitalter des Geistes anbricht, sollten wir zurückweichen, uns abseits

schlagen? Durch unsere Klugheit werden wir ja in kurzer Zeit alle besiegen. Begreift das doch. Nicht durch Fahnen! Wozu brauchen wir Fahnen! Fahnen sind gut — für jene! Für die Dummen! Für die Christen! Wir brauchen Fahnen?! Wir?! Ich trage darauf an, daß wir uns um die dumme Fahnengeschichte überhaupt nicht mehr kümmern. Wir haben einen wichtigeren Gegenstand; Rabbi Chalfons Gutachten und meine Gegenschrift in der Sache des englischen Königs —"

Weiter kam er nicht. Mit dem Ruf „Wichtiger als deine eigene Sache?" hatte Rëubeni den Zeternden am Hals gepackt und schleifte ihn ans Fenster. Niemand hatte geahnt, daß in dem kleinen, wenn auch breitschultrigen Manne solche Kräfte steckten. Und ohne Dolmetsch hatte er Mantinos italienische Rede verstanden? Wozu hatte er also bisher einen Dolmetsch gebraucht? Man kam nicht zur Besinnung, — denn schon hatte Rëubeni das Fenster geöffnet, Mantino emporgehoben und hätte ihn ins Wasser hinuntergeworfen, wären ihm nicht im letzten Augenblick einige Ratsmitglieder in den Arm gefallen.

Kein Wort mehr sprach der Fremde. Er verließ den Saal, begab sich in seine Wohnung.

In völliger Bestürzung ging der Rat auseinander. Man stimmte mit Mantino nicht überein, Rëubeni aber wurde geradezu mit Entrüstung getadelt. Welch ein gewalttätiger Mensch! Bei aller Schicklichkeit, die er zuerst an den Tag gelegt, zum Schluß dieser wüste Ausbruch! Einige hielten ihn für einen Hungerleider, andere fürchteten ihn dennoch.

Als es dunkel wurde, sandten zwei der reichen Ratsmitglieder Diener mit geringfügigen Geldspenden zu ihm. Um gleichsam ihre Pflicht zu erfüllen. Nur der Diener des

stets allervorsichtigsten Rabbi Schimon ben Ascher brachte kein Geld, sondern nur einen versiegelten Brief, den er eigenhändig geschrieben hatte. Die Nachricht lautete: „Wenn andere geben, werde auch ich geben." Offenbar glaubte er, auch damit schon seine Pflicht erfüllt zu haben.

Die Geldsummen wie auch der Brief gingen sofort an die Absender zurück.

Der Fremde ließ sich nicht mehr blicken. Aber im Hause des Kapitäns war noch an demselben Tag ein reges Treiben merkbar geworden. Die Diener liefen geschäftig ein und aus. Auch noch andere Juden kamen, wurden zu Besorgungen ausgeschickt und kehrten wieder. — Man erfuhr, daß die Abreise des Herrn für den Nachmittag des zweitnächsten Tages festgesetzt sei.

An diesem Tag legte eine prachtvolle Gondel, die kostbarste von allen, die zur Miete standen, vor dem Hause an. Der Schnabel am Vordersteven mit Silber beschlagen, das Dach über dem Sitz von seidenem Baldachin überhöht! Außer den beiden Dienern, die man schon kannte, erschienen zehn neu aufgenommene, und alle in neuen goldgeschmückten Kleidern. Sie breiteten Teppiche vom Haustor über die Straße, die Kaitreppe hinab, bis zum Schifflein. Dann warteten sie lange in stummer Aufstellung. In Haufen drängte sich das Volk, das schon den ganzen Tag über herbeigeströmt war. Spottreden gegen die Ratsältesten gingen um: Der Fremde hatte sie nur prüfen wollen. Nun merkte man ja, daß er reicher war als alle zusammen, daß er ihr Geld nicht brauchte. Nur ihren guten Willen habe er verlangt, da aber hätten sie versagt. — Auch einige der Ratsherren hatten sich zum Abschied eingefunden. Der Sar erschien in der Tür, nun traten sie

vor. Er sah sie nicht, schritt vorbei. Schon wollte er die Treppen niedersteigen, da blickte er sich nochmals um. Sein wilder Blick überflog die ehrfürchtig schweigende Menge. Sie schwieg, doch drängte sie in stummer Kraft gegen die Kette der Diener, die niemanden mehr vorließen. Man preßte, keuchte, rang, riß einander vor und zurück. Jedermann wollte wenigstens noch das Kleid des Gottgesandten anrühren. Es wurde nicht gestattet. Rëubeni schien in der anstürmenden Masse zu suchen, endlich fand er das von allen Seiten eingeklemmte, sich duckende, fast schon erliegende Greisenantlitz. Er streckte seine Hand aus, der Hand des Greises entgegen: „Tritt her, Elchanan!"

Die Diener ließen den Armlichen im halbzerrissenen Kleid durch. Nur ihn, die Nachrückenden nicht.

„Dein Begehr, Elchanan?"

Der Alte mußte tief hinab in die Tasche seines langen, schwarzen Rockes greifen, ehe er einen Laib Brot und eine strohumflochtene Flasche Rotwein hervorzog. Demütig, ohne zu sprechen, bot er die Gabe dar. Rëubeni nahm sie entgegen.

„Ich danke dir für die Wegzehrung, Elchanan."

Begeistert warf der Greis sein leuchtendes Antlitz in die Höhe, als sähe er in den offenen Himmel. Rëubeni nahm seine Hand. So ging er still mit ihm die Treppen hinunter. Dort verabschiedete er sich vor aller Augen durch Segensspruch und Handschlag von dem verachteten Flüchtling.

Die Ruder zogen an. Die weiße Fahne mit den Goldbuchstaben flatterte von Bord. Bald war die Gondel längseits eines Seglers angelangt, der die Ankömmlinge empfing und dann seinen Kurs auf Pesaro nahm.

Gegenwinde verzögerten die Fahrt. Als der Sar in Pesaro einlangte, war ihm auf dem Landweg das Gerücht schon vorausgeeilt. Namentlich von der wunderbaren Ausfahrt aus Venedig und der trefflichen Lehre, die er den geizigen Judenältesten erteilt, sprach man schon in allen Gemeinden Italiens.

Am Hafen Pesaros empfing ihn die ganze Stadt, Juden wie Christen. Die vielen Flüchtlinge aus Spanien, die mit päpstlicher Erlaubnis in den Marken siedelten, waren aus allen Städten der Umgebung, aus Fano, Urbino, Rimini, Ancona herbeigeeilt. Ein sephardisches Mädchen geriet in Verzückung und tanzte, den Gast als Menschensohn und Bethlehemiten, als gerechten Sproß und Schilo begrüßend. „Sein Name wurde genannt, noch ehe die Welt geschaffen war. Und er weilte bei dem Alten der Tage." — Mit barschen Worten fuhr Rëubeni das Mädchen an und verbot ihr solche Rede. „Der Gerechte ist bescheiden", rief sie und verstummte in brünstiger Andacht, die Hände krampfhaft ineinander verspreizt.

Der Angesehenste der Gemeinde, Rabbi Mose Foligno, bat ihn, in seinem Hause zu übernachten. Er wies ihn ab. „Zum Fest der Lose will ich in Rom sein." Mehr sprach er nicht. Weitere Anreden und Fragen schienen nicht einmal sein Ohr zu erreichen. Die Diener wehrten schließlich auf sein Geheiß alle Leute ab, die Vornehmen wie die Geringen. Als ihm aber Pferde und Maultiere dargebracht wurden, suchte er mit großer Sorgfalt die besten für sich und sein Gefolge aus. Dieser Besichtigung und Wahl widmete er mehrere Stunden und zeigte eine nicht geringe

Sachkenntnis. All die andern reichen Geschenke, die man heranschleppte, würdigte er keines Blickes. Ein Diener übernahm sie. — Nur weiter, weiter, nach Rom!

Von Pesaro ging der Ritt über Fossombrone, Cagli, Fabriano ins Gebirge. Es gab nur die notwendigsten Rasten. Festliche Aufzüge, Huldigungen wurden nicht beachtet, den Nachrichten aber, die der Siziliano und andere Diener über die wachsende Begeisterung der jüdischen Volksmassen brachten, volle Aufmerksamkeit zugewendet. In jeder Ortschaft, in der Juden lebten, wollten sich einzelne Begeisterte dem Zug nach Rom anschließen, unter ihnen auch viele Marranen, Halbjuden, die man in Spanien durch Zwangstaufe einem geheuchelten Christentum zugetrieben hatte. Sie küßten die Fahne, sagten Segenssprüche. Viele hatten schon im voraus alle ihre Habseligkeiten gepackt und warteten nur, bis Reubeni auf seinem Weg ihr Städtchen berührte, um mitzukommen. Man versprach sich Wunder von der Ankunft des Herrn in Rom. Reubeni wies alle zurück, die sich näherten. „Ich habe keine Botschaft an euch, ich habe nichts mit euch zu schaffen", wiederholte er. Doch je schroffer er sich zeigte, desto glühender entbrannten die Herzen. Die Haufen, die seinem Trupp folgten, ließen sich auch durch Stockschläge der Diener nicht vertreiben. Tagsüber zersprengt, zogen sie sich abends doch immer wieder um sein Lager zusammen. Man sah ihre Feuer auf den Nachbarbergen, hörte sie die ganze Nacht lang Psalmen singen. Einer der Hartnäckigsten, Führer dieser Nachzüglerscharen, den Reubeni eingefangen und vor sich bringen ließ, hatte als Antwort nur den Hinweis auf das seltsame Talmudwort: Fragt man dich, wo ist dein Gott, so sage: in der großen Stadt Rom. — Endlich stieg, nach

vieltägiger Reise, der Zug den Tiberfluß entlang ins umbrische Hügelland hinab. Felder und Gärten übergrünte schon der Vorfrühling, es duftete und sang überall. Der Herr schien weder die Lockrufe der seidenweichen Lüfte noch die frohen Menschen zu bemerken, die von den mißtrauischen Bergspitzen ihrer ummauerten Dörfer und Burgflecken in die Ebenen herunterkamen, um das Land neu zu bestellen. Verkohlt wie sein dunkles Gesicht mochte seine Seele sein, inmitten süßer Himmelsbläue regten sich beide nicht.

Am Vorabend des Losfestes war er schon in der Nähe Roms angelangt. In Castelnuovo, im Hause eines Rabbi Samuel, hielt er das Fasten Esther. Am 15. Adar, dem zweiten Purimtage, sah er von Monte Mario aus Rom. Zu seinen Füßen die Leostadt mit der Engelsburg und dem Riesengerüst, in dem man an der neuen Petersbasilika baute, jenseits des Flusses die Häuserhügel, Stadtmauern, Kirchtürme und Kuppeln, grauglitzernd im warm atmenden Sonnenlicht des Vormittags, das Ganze selbst gleichsam ein großes, lebendiges, atmendes Wesen, dessen ferner Lärm leise durch den duftenden Gartenwind heraufzog. Und das Ganze umschlossen von der meilenweiten, grüngrauen Ebene der Campagna, die sich in den nebligen Umrissen der Albanerberge verlor.

Lange stand der Sar. Dann kniete er nieder, und sein starrer Blick löste sich langsam. Er weinte. Im Anblick der großen Stadt Rom — „die uns zum Fallstrick geworden ist, unserer Sünden wegen". Denn alle Tore, durch die das Gebet in den Himmel emporsteigt, sind an dem Tage, da der Tempel verbrannte, geschlossen worden. Einzig die Pforte der Tränen ist offen geblieben. So kniete

Rëubeni weinend auf der Berglehne vor Rom und rang die Hände. „Wie lange noch, o Herr, wie lange noch!" — Seine Leute, die solche Bewegung an ihm noch nie, nicht einmal in Jerusalem, gesehen hatten, standen ratlos um ihn.

Die Juden Roms hatten sein Kommen längst erwartet, Tag um Tag sich für diesen Augenblick gerüstet. Nun ging ihm eine Abordnung der Gemeinde entgegen. Die drei obersten Vorsteher oder Fattori, an ihrer Spitze Obadja de Sforno, begrüßten ihn. Dann nahm der gelehrte Arzt Josef Zarfathi das Wort, endlich sprach Rabbi Daniel aus Pisa, den man eben als Schiedsrichter zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den elf jüdischen Gemeinden Roms berufen hatte. Aus allen Reden klang große Angst vor dem, was kommen sollte, Angst auch vor den niederen Ständen der Gemeinde, die dem Gaste entgegenzitterten und seine geringschätzige Behandlung nicht mehr geduldet hätten. Die Frage, was der Fremde nun tun würde, lag unausgesprochen, aber deutlich lesbar auf den Lippen der Sprecher. Wie um zunächst seine Gunst zu gewinnen, brachte man Geschenke; ein weißes Pferd edelster Berberrasse, prächtig gesattelt und mit goldenen Zäumen, war darunter.

Sowie die Abgesandten herangenaht waren, hatte sich der Sar von den Knien erhoben. Er sprach nichts mehr. Die Augen waren nur halb offen. Man konnte nicht erkennen, ob ein Übermaß von Rührung oder kalte Verachtung alles dessen, was sich darbot, ihn zu so steinerner Verschlossenheit brachte.

Gern hätten die Fattori mit ihm geredet. Gewisse Fragen, die mit dem Herannahen Rëubenis aufgetaucht waren und die Judenschaft wild erregten, sollten geklärt werden. Brachte der Sar wirklich Botschaft von den verlorenen

zehn Stämmen? Nicht nur unter den Juden, auch in der gebildeten Welt Roms hatten die venezianischen Gerüchte Sturm geläutet. Namentlich der gelehrte Kardinal Egidio von Viterbo, der ein Liebhaber und Kenner des Hebräischen war und in einer von ihm protegierten Druckerei auf Piazza Montenara sogar den Talmud neu drucken ließ, war durch seinen jüdischen Lehrer bereits eifrig jeder Botschaft über den geheimnisvollen Fremden nachgegangen. Daß also auch einer der angesehensten Prälaten auf Rëubeni zu warten schien, hatte sein Ansehen und zumindest die Neugierde bei den Juden Roms ins Maßlose gesteigert. Viele wollten in ihm den Propheten Elia, einige gar den Messias selbst sehen. Die jüdische Gemeinde der Weltstadt lebte zwar unter dem neuen Papste, dem großdenkenden Mediciſproß Clemens VII., in Sicherheit und Freiheit; doch strömten gerade in Rom die Trümmer der unglücklichen zerstörten Judenschaften aus allen jenen Ländern zusammen, die der wachsende Schatten der grausamen kalten Militärmacht Spanien, des unerbittlichen Carl da und dort ereilte. Nicht nur die Vertriebenen und die Marranen Kastiliens und Arragoniens, auch die Landesverwiesenen Kalabriens und Siziliens, der Provence und Neapels füllten zu Tausenden die römischen Straßen mit ihrer Verzweiflung, ihrer Armut, ihrem schmachvollen Verkommen; die Glaubensgenossen halfen, doch alle Hilfe war zu schwach, da immer neues Unglück einbrach, je weiter Spaniens Machtbezirk griff. So erhofften selbst die Besonnenen unter den Flüchtlingen Rettung nur noch durch ein göttliches Wunder. — Die ganz klugen und politischen Köpfe freilich sahen Rëubenis Auftreten etwas kühler an; sie brachten seine Romreise mit den seltsamen Nachrichten in

Zusammenhang, die aus Deutschland kamen, — ein Mönch hatte die Bibel ins Deutsche übersetzt, also aus den Klauen der Kirche gerissen, gegen die er sich auch sonst in drohender Weise erhob. Viele Juden erblickten darin eine Ankündigung besserer Tage. Und Rëubeni, der eine Botschaft an den Papst haben sollte, hatte vielleicht mit dem Mönch gemeinsame Sache gemacht, mochte wichtige, für die Juden, die alten „Gefangenen der römischen Kirche" günstige Vorschläge überbringen.

Ausforschend wandte sich Obadja de Sforno, der Vorsteher, an den Sar. Ob er mit dem Frater Martinus, den man die Wittenberger Nachtigall nenne, zusammengetroffen sei und sein Hoffnungslied gehört habe.

Da brach es ganz grob aus dem Sar hervor. Sie sollten doch allesamt von Dingen schweigen, die sie nicht verstünden.

De Sforno, unfehlbar wie alle Vorsteher jüdischer Gemeinden, begann eine ausführliche Begründung seiner Ansicht. -- Rëubeni antwortete nichts. Sein Gesicht drückte nur Widerwillen, Zorn aus. Dann bat er die Fattori, in erster Reihe für das eine zu sorgen: daß die Horden von Schwärmern und verdammten Marranen, die gegen seinen Willen ihm nachgezogen seien, nicht mit ihm zugleich in die Stadt eingelassen und daß ihnen abgesonderte Quartiere zugewiesen würden; denn er sehe in ihnen eine große Gefahr für das, was er vorhabe.

Die Gesichter der Vornehmen heiterten sich auf. Ein kluger Mensch also! Kein Aufwiegler! — Sie erwiderten schnell und freudig, daß sie seinem Wunsche aufs gründliche Geltung schaffen wollten und daß sie ihm für seine

Vorsicht sehr dankbar seien. — Da zuckte er höhnisch die Achseln und ließ sie stehen.

Nur dem Arzt Josef Zarfathi winkte er und sagte kurz: „Du bist der Leibarzt des Egidius von Viterbo, Kardinals zu San Matheo." Es war richtig. Zarfathi hatte nur zu nicken. Rëubeni fuhr fort: „Melde mich für morgen bei dem Kardinal. Bis morgen werde ich bei dir wohnen."

Der Gast wußte also schon, welcher der vielen römischen Kirchenfürsten der den Juden geneigteste war? — Das Staunen der Fattori wuchs. Vielleicht stand der Fremde schon seit langem in Verbindung mit dem Kardinal, der so oft und angelegentlich nach ihm gefragt hatte? — Nun war man auf Außerordentliches gefaßt. Und doch erwartete niemand die schrecklichen Worte, die der Sar mit ganz ruhiger Stimme sprach, nachdem er das weiße Pferd bestiegen hatte, und die in die Ohren der Abgesandten das Entsetzen einer ungeheuren Überraschung donnerten. Rëubeni sagte:

„Im Namen des Königs Josef, meines Bruders, und der siebzig Ältesten des Königreiches Chabor verbiete ich euch jeden aufrührerischen Gedanken gegen euren Herrn, den Papst, dessen Ruhm erhoben werden möge."

Damit sprengte er dem Borgo zu, von den Dienern gefolgt, und war schnell hinter den Gartenmauern verschwunden.

6.

Nach der Unterredung am andern Tage, die ihm sofort bewilligt wurde, behielt ihn der Kardinal Egidio bei sich, bat ihn, bis zum Freitag abend bei ihm zu wohnen.

Es machte gewaltigen Eindruck auf das Volk, daß der Fromme (so nannte man ihn allgemein) auch diesen Umstand vorausgewußt hatte. „Bis morgen werde ich bei dir wohnen", hatte er gleich nach der Ankunft dem Arzte Josef Zarfathi gesagt. Bis morgen — und länger nicht.

Im Hause des Kardinals war Rëubeni nun wieder nicht zu sprechen, nicht zu sehen. Man wußte nur, daß er fastete — wie immer vor wichtigen Ereignissen — und daß er täglich einige Stunden lang mit dem Kardinal sprach. Der Gegenstand dieser Unterredungen blieb unbekannt, da bei dem gelehrten Kardinal kein Dolmetscher zugezogen wurde. Als aber am Freitag abend die Fattori im Palast Egidios erschienen, um den Sar für den Sabbat zu sich zu bitten, da zeigte es sich, daß die beiden, der Kardinal und sein Gast, bereits in geradezu freundschaftlichem Einvernehmen standen und daß der Kardinal den „jüdischen Ambassadeur", wie er ihn nannte, nur ungern von sich ließ. Dieser Titel rief von neuem die Worte ins Gedächtnis, mit denen sich Rëubeni auf Monte Mario von den Gesandten der Gemeinde verabschiedet hatte. Mochte man ursprünglich noch so wenig geneigt gewesen sein, sie in ihrer vollen Bedeutung anzuerkennen, so war doch der Empfang, den der Fremde bei dem Kardinal gefunden, dazu angetan, auch den Kaltblütigsten zu erschüttern.

Das Volk zweifelte längst nicht mehr. Ein großer Teil der Gemeinde war diesmal den Fattori gefolgt, umlagerte den Palast. Als Rëubeni mit den Vorstehern, von Dienern des Kardinals geleitet, im Tor erschien, verstummte alles in ehrfürchtiger Erwartung. Rëubeni stieg auf sein Pferd, die Fattori und einige Leute aus dem Palast bildeten das Gefolge. Es wurde nichts geredet. Die schweigende Menge

zog an der Engelsburg vorbei, über die Tiberbrücke, durch die enge Straße de' Banchi und die Julische Straße, wo der ganze Verkehr ins Stocken kam, bis an den Porticus der Octavia zum Hause des Rafael Hasaken, in dem der Sar Wohnung nahm. Ohne sich von der Volksmasse zu verabschieden, ja vielleicht ohne sie bemerkt zu haben, trat er ein.

Es blieb weiterhin Geheimnis, was ihn nach Rom geführt hatte. Er nahm das Mahl des Sabbatvorabends im Hause des Hasaken, doch sprach er nichts als die üblichen Gebete und Segenssprüche. Nach dem Mahle ging er sofort in sein Zimmer.

Die ganze Nacht blieb das Volk vor dem Haus.

Das Aufsehen wuchs am andern Tage; es lief ein Zucken durch alle Mienen, als der Herr in der Synagoge laut den Segensspruch über die Errettung aus Lebensgefahr sagte. Die ganze Gemeinde fiel ein und mehr als einer unter den Andächtigen glaubte zu verstehen, daß der Fürst Rëubeni in diesem feierlichen Augenblick Gott nicht für seine eigene Errettung aus den Gefahren der Reise, sondern für die Errettung des ganzen Volkes gedankt habe, deren Stunde mit seiner Ankunft in Rom angebrochen sei. — Im übrigen verhielt er sich kalt, würdigte keinen einer Anrede. Nur von seinem Gastgeber verlangte er ein besseres Zimmer und mehr Dienerschaft, da seine eigenen Diener im Palast des Kardinals geblieben waren. Rafael Hasaken, dem man um seiner Gelehrsamkeit willen die Ehre des hohen Gastes zugeschanzt hatte, der aber im übrigen nicht zu den Begüterten der Gemeinde gehörte, entschuldigte sich damit, daß er über mehr Diener und über ein besseres Zimmer nicht verfüge. Sofort ließ Rëubeni den Vor-

steher holen, forderte schroff und ohne jede Beigabe eines freundlichen Lächelns, daß man ihn aus dieser Wohnung befreie und ihm eine gesunde, bequeme Wohnstätte ohne Nachbarn zur Verfügung stelle. Nun brachte man ihn nach Trastevere, in die schöne Villa des Arztes zurück. Die Ehrengarde von zehn Jünglingen, die ihn einholte, musterte er mit heiterem Blick: es war die erste Freundlichkeit, die man an ihm bemerkte. Doch die Worte, die er dabei sprach, klangen wieder rätselhaft und Schrecken einflößend: „Die Juden Roms sind stark, ihre Herzen wie Herzen von Löwen und bereit zum Krieg!"

Die Erregung aller wurde zum Fieber, als noch am Ausgang desselben Sabbats ein Bote des Kardinals Egidio mit der Nachricht erschien: Seine Heiligkeit, der Papst, wolle am Sonntag um elf Uhr den Ambassadeur empfangen.

Auf seinem weißen Pferde, von den zwölf Angesehensten der Gemeinde geleitet, ritt der Sar Rëubeni zum Vatikan.

Männer, Frauen, Kinder hatten alle Wege besetzt. Scheu wich man zur Seite, wenn der Zug herannahte; denn furchterregend blickte unter dem großen, weißen Turban das ernste Gesicht des Frommen, mit Feueraugen und sonnverbrannten, ausgemergelten Zügen, aus denen nichts als Qual und Mühe sprach. Rëubeni trug die lange weiße Ferredscha, das breitärmlige seidene Staatskleid des Ostens, dazu ein Krummschwert in edelsteinbesetzter Scheide. — An der Porta San Spirito, dem Eingang ins Borgo, die päpstliche Stadt, empfingen ihn Würdenträger der Kurie, von Schweizerwachen in ihren vielfarbig gestreiften Uniformen begleitet. Unübersehbar war der Zulauf des Volkes. Römischer Adel schloß sich an, man sah auch einige der

schönsten und vornehmsten Kurtisanen mit ihrem Hofstaat. Denn die ganze Stadt war des Redens über den geheimnisvollen jüdischen Botschafter voll, und kein Gesellschaftsmensch, kein Neugieriger mochte der denkwürdigen Szene fernbleiben. Ältere Bürger verglichen den Einzug Rëubenis mit dem des Prinzen Dschem. Der Bruder des Sultans Bajazet, der Sohn des Byzanzstürmers, war nicht feierlicher empfangen worden. Den Vergleich wollte man allerdings nicht weiterführen; denn später hatte der Borgiapapst den mohammedanischen Prinzen jahrelang in Haft behalten und, als er ihn ausliefern sollte, schließlich vergiften lassen.

Indes bestand tatsächlich eine Ähnlichkeit zwischen jenem Empfang vor mehr als dreißig Jahren und dem diesmaligen; in beiden Fällen hatte man auf das übliche Zeremoniell verzichtet, das der Religion des Gastes, den man als souverän ansah, widersprochen hätte. So hatte denn abends zuvor der Bote des Kardinals Egidio von Viterbo folgende Ordnung der Audienz überbracht: zuerst sollte Rëubeni im Palaste des Kardinals mit diesem die förmlichen Staatsreden wechseln, zu welchem Akt Vertreter der jüdischen Gemeinde zugezogen werden konnten; dann sollte er zu einer vertraulichen Begegnung mit dem Papste in das Belvedereschloß geführt werden, an der nur noch der Kardinal selbst als Dolmetsch teilzunehmen hatte. —

Der Kardinal erhob sich von seinem Sessel, als der Sar eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Der freundliche Greis mit zartem, halbverwittertem, in kluge Fältchen gezogenem Gesicht grüßte weltmännisch leicht: alles, was er sagte und tat, war von solch festlicher und dabei doch heiterer Sicherheit, daß man die Ungewöhnlichkeit dieses

öffentlichen Zusammentreffens zwischen einem der höchsten Kirchenfürsten, dem Ordensgeneral der Augustiner-Eremiten, und einem Juden sofort vergaß, ohne indes das Gefühl für die Bedeutsamkeit des Augenblicks einzubüßen. Die Verhandlung vor dem Judenrat Venedigs war viel peinlicher in Zwang und Befangenheit vor sich gegangen.

Das Gefolge beider Herren blieb an der Saalwand. Rëubeni trat vor und überreichte einige Dokumente, die der Kardinal offenbar schon vorher gelesen hatte, denn er sah sie jetzt nicht mehr durch. Nickte nur zustimmend und ließ den Sar auf dem Sessel neben seinem eigenen Sitz Platz nehmen, die beide unter einem Thronbaldachin auf mehrstufiger Erhöhung standen.

Dann sprach Rëubeni (und die Ratsleute, die mit ihm gekommen waren, hörten diese Eröffnung zum erstenmal): „Ich bin Dawid, der Sohn des Königs Salomo Rëubeni, das Andenken des Gerechten sei zum Segen, und mein Bruder Josef, der älter ist als ich, sitzt auf dem Throne des Königreiches Chabor und er ist König über dreißigmal Zehntausend der Kinder Gad und Rëuben und des halben Stammes Manasse. Und ich bin vom Könige, meinem Bruder, sowie von seinen Räten, den siebzig Ältesten, beauftragt, nach Rom und zum Papste zu gehen, dessen Ruhm erhoben werden möge. Es ist an unser Ohr der Ruf von eurer Bedrängnis gelangt, mit der unser gemeinsamer Feind, der Türke Soliman, euch bedrängt, nachdem ihm eure Bollwerke Belgrad und Rhodos in die Hände gefallen sind. Und man sagt, daß er noch in diesem Jahre seine Landtruppen gegen das Königreich Ungarn und seine Flotten gegen euer Apulien werfen will. Gegen diesen grausamen Fürsten steht der König Josef, mein Bruder und

Herr, euch als Bundesgenosse zur Seite. Ein Heer von fünfzigtausend Mann, alle kraftvoll und kriegserfahren, wird er gegen den Sultan vorrücken lassen, und seine Stärke wird sich mit der euren vereinigen, um Konstantinopel und ganz Griechenland und die Inseln zurückzugewinnen. Jerusalem aber und das Heilige Land soll, wenn wir es mit gemeinsamer Heeresmacht erobert haben, der Anteil des Messias und Jakobs Erbgut sein." — Um die Türken erfolgreich bekämpfen zu können, bedürfe sein Bruder (so fuhr der Ambassadeur fort) einer Anzahl von Schiffen und Geschützen, ferner von Geschützgießern und Ingenieuren, die er vom Papste erbitte. Denn noch gebe es in jenem Königreiche keine Artillerie und nur in diesem einen Punkte, der allerdings den Ausschlag gebe, sei das Heer der Stämme dem Osmanenheer nicht gewachsen. Ferner bitte er den Papst um Erlaubnis, unter den Juden, die in den Ländern der Christenheit wohnten, zum Kriegsdienst werben und die Tüchtigsten militärisch ausbilden zu dürfen, damit auch diese Hilfstruppe auf Schiffen des Papstes zum Kampf gegen die Ismaeliten verwendet werden könne. Diesen gemeinsamen Kriegszug der Christen und der Juden werde niemand mit größerer Berechtigung unterstützen als der große Philosoph von Viterbo, der in seinen gelehrten Werken einige Schriften der Kabbala übersetzt und erläutert, ihre tiefere Übereinstimmung mit manchen Lehren des Christentums nachgewiesen und somit eigentlich schon den gemeinsamen christlich-jüdischen Kriegszug gegen den Unglauben in eigener Person eröffnet habe. Rëubeni erinnerte dann den Kardinal an dessen berühmte Rede, mit der er bei Eröffnung des Laterankonzils zum Kreuzzug gegen die Türken aufgefordert, ferner an die an-

dere große Rede in der Ordenskirche San Agostino, bei Eintreffen der Nachricht von der Eroberung Ägyptens und des Heiligen Landes durch die Türken, in welcher er schmerzerfüllt die Einigkeit Frankreichs, Englands, Spaniens und ihr Bündnis mit dem Papst zur Vertreibung des furchtbaren Feindes verlangt habe. Der Augenblick dieses Bündnisses sei jetzt gekommen, die Gefahr drohender als je. „Es ist uns auch nicht unbekannt, daß auf Rat und Betreiben Eurer Eminenz jener große Maler, die Zierde des Menschengeschlechtes, Raffael Sanzio, dessen frühen Tod alle beklagen, eines der Wohnzimmer des Papstes mit einem Fresko geziert hat, das den Seesieg bei Ostia über die Sarazenen darstellt und damit Seiner Heiligkeit sowohl die nahe Gefahr als auch die Kreuzzugsverpflichtung ständig vor Augen halten soll. Und um dies alles noch dringender und gegenwärtiger auszudrücken, hast du, Reverendissime, die Gesichtszüge des Papstes Leo IV., der diesen Sieg in der Vorzeit errungen hat, durch die des Papstes Leo X. ersetzen lassen, der zur Zeit jener Ausmalung regierte. Und als einer seiner Begleiter ist der damalige Kardinal Giulio de' Medici, jetzt als Clemens VII. glücklich auf dem Petersstuhl sitzend, aufs schönste abgebildet und sieht im Bildnis jener ruhmvollen Tat zu, deren baldige Ausführung durch meinen Vorschlag gefördert werden soll. So wünschen wir denn, daß Gott sowohl dich als uns die Erfüllung unserer gemeinsamen Wünsche, die wir so lange gehegt haben, erblicken lassen möge, bald, in unsern Tagen!"

Ihm erwiderte der Kardinal, indem er zunächst an die Worte anknüpfte, die jeder Papst spreche, wenn ihm bei seinem Triumphzug die Judenältesten an der Engels-

brücke die Schriftrolle darreichen: Confirmamus, sed non consentimus. So habe auch er durch seine Beschäftigung mit kabbalistischen Werken ihren geheimen, auf die Erlösung durch Christus hindeutenden, von den Juden immer noch geleugneten Sinne bekräftigen, nicht aber die irrigen jüdischen Auslegungen der Schrift ermutigen wollen. — Was jedoch alle andern Worte des Botschafters betreffe, die weise und eines erleuchteten Geistes würdig seien, so stimme er mit ihnen überein und es könne ihm nichts willkommener sein als die Hilfe eines tapferen Königs, dessen Handschreiben er Seiner Heiligkeit übergeben werde, unter Hinzufügung der Berichte portugiesischer Kapitäne, die der Botschafter mitüberreicht habe und die über Einrichtung und Streitkräfte jenes neu entdeckten jüdischen Königreiches Chabor erwünschte Auskunft gäben. Es sei dies überdies offenkundig dasselbe Reich der verlorenen Stämme, dessen auch Methodius in seinem Buche „De fine mundi" und in jener Geschichte Alexanders des Großen, die mit den Worten beginne: „Sapientissimi namque Egyptii", ferner der Bischof von Akkon in seiner „Geschichte Jerusalems" Erwähnung tue. Alle Berichte der Kirche meldeten übereinstimmend, daß diese Stämme zuerst Salmanassar in die Gefangenschaft Mediens geführt, sodann Alexander der Große in einer Landschaft eingeschlossen habe, die mit den Worten „intra Montes Caspios" bezeichnet werde. Der Heilige Vater selbst habe nun mit wahrhaftiger Freude die unerwartete und frohe Kunde von dem Erscheinen des Botschafters vernommen, dessen Pläne mit seinen eigenen wohl erwogenen Absichten so sehr übereinstimmten, sowohl was den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, als auch was den Frieden und das Bündnis zwischen dem

Könige von Frankreich und dem Kaiser anlange, die jetzt zum unaussprechlichen Schmerze Seiner Heiligkeit auf italienischem Boden in erbittertem Kampf miteinander lägen. Über diese Absichten Näheres aus dem Munde des Großen Pontifex selbst zu hören, sei der Gesandte nunmehr in den vatikanischen Palast geladen. —

Weder die hebräische Rede Rëubenis noch die des Kardinals, die in reinstem ciceronianischen Latein abgefaßt war, wurde übersetzt, — offenbar war der Wortlaut beider in den vorangegangenen Gesprächen zwischen dem Kardinal und dem Ambassadeur genau vorausbestimmt worden.

Das beiderseitige Gefolge hatte stillschweigend, doch an mehr als einer Stelle durch Blick und Gebärde größte Bewegung kundgebend, dem Austausch der Ansprachen zugehört.

7.

Im stillen, kleinen Belvederegarten, unter blühenden Orangenbäumen, deren Licht in der Frühlingssonne die da und dort aufgestellten Marmorstatuen überstrahlte, wartete Rëubeni in Begleitung des Kardinals Egidio auf den Papst. Den ganzen weiten Weg vom Damasushof des Vatikans an waren sie an halbfertigen Bauten, Bramantes Riesenhallen, an einem Turnierplatz und einem Park vorbeigegangen. Alles noch in Anlage begriffen. Wünschte der Papst seinem Besucher die ungeheuren Entwürfe, mit denen er nach dem Vorbild seiner Amtsvorgänger sich beschäftigte, wie Zeichen seiner weltumspannenden Größe vorzuführen? Rëubeni hatte kaum aufgeschaut, nachdenklich war er dem Kardinal gefolgt. Erst hier, in der Ruhe des

Lustschlosses, blickte er um sich. In einer Nische, am Ende eines schattigen Baumganges, stand das Wunder der Welt, die vor etwa zwei Jahrzehnten aus dem Schutt gehobene Laokoongruppe. Die in tötlichem Schmerz verzerrten Züge des Mannes schienen den Sar anzuziehen, er ging auf die Statue zu und betrachtete sie lange.

„Er hat es gewagt," wandte sich Rëubeni an den Kardinal — „gegen seinen Gott!"

„Und dabei war er im Recht, als er die Lanze schleuderte", lächelte Egidio. „Und dennoch kamen die Schlangen."

Der Sar blieb ernst, ja es schien, als breite sich auf seinem peinvoll mageren, schwarzen Antlitz der bleiche Abglanz des Laokoonschmerzes aus. „Das ist die Gefahr, die man auf sich nimmt. Diese Gruppe sollte für das Zimmer jedes Politikers abgegossen werden."

Der Kardinal legte einen Finger an den Mund.

Eine Geheimtür hatte sich bewegt, — die einzige Tür, die der unmittelbare Vorgänger des Papstes, der Nordländer und Heidenfeind Hadrian, rings um diesen Hof von „Götzenbildern" unvermauert gelassen hatte. Es gab wohl nichts, was dem Sinn des jetzt herrschenden Papstes weniger entsprochen hätte als diese ängstliche Vermauerung. Aber in seiner durch schwerste Sorgen belasteten kurzen Regierungszeit hatte er noch nicht alle die düsteren Maßnahmen aufheben können, mit denen Hadrian sich dem heiteren Volke Roms unverständlich und unbeliebt gemacht hatte.

Der Papst trug ein schlichtes weißes Mantelkleid. Ein schöner und stattlicher Mann: nicht mehr der klug und etwas neugierig blickende bartlose Jüngling, den Raffael

gemalt hatte; vielmehr erinnerte die würdige Haltung, das volle, doch lebhaft modellierte Antlitz und der große Vollbart an das durch antike Philosophenstandbilder festgehaltene Ideal kraftvoller und weiser Männlichkeit. Nichts Greisenhaftes. Der weiße Vollbart, in den der gleichfalls weiße Schnurrbart herabhing, war gegen die Wangen hin noch tiefbraun; jugendlich träumerisch blickten die Augen. Als Clemens sich näherte, beugten der Gesandte und der Kardinal das Knie. Doch mit bezaubernder Anmut ließ der Papst die Huldigung nicht zu. „Meine lieben Söhne" — er nahm beide an der Hand und führte sie lebhaft auf einen nahen Gartenweg, der sich zu einem schönen schattigen Plätzchen erweiterte. Einem sprudelnden Brunnen gegenüber im Halbkreis einige Marmorsessel. Der Papst lud zum Sitzen ein. — War schon das Benehmen des Kardinals von höfischer Leichtigkeit gewesen, so fühlte man vollends von jeder Bewegung dieses Clemens eine Vornehmheit und Freiheit der Gesinnung ausgehen, die entzückte. Keine andern als die menschlichen Maßstäbe und die natürlichen Werte sollen hier gelten, — das las man förmlich auf seiner lichten, durch schöne Buckel über den Augenbrauen gegliederten Stirn. Vor der erhaben-liebenswürdigen Gestalt verstand man den noch in den Ohren klingenden Jubelruf „Palle, Palle!", mit dem kürzlich das Volk unmittelbar nach der Wahl dieses Papstes das Wappenschild der reichen und weltfrohen Medici am Portal von San Pietro angebracht hatte.

„Ein kriegerischer Jude", begann der Papst ungezwungen. „Der erste, den ich sehe. Und über mein Gefühl dabei bin ich noch nicht ganz im Klaren. Habe ich es doch bisher immer als einen eurer Vorzüge angesehen, daß ihr ganz

friedlich und ohne Waffen lebt und nach dem Tag des Propheten trachtet, an dem Rind und Löwe nebeneinander weiden werden. Und ein Kind wird sie hüten. Und der Löwe wird Gras fressen wie das Rind." — Clemens lächelte, als könne er sich mit der Vorstellung des grasfressenden Löwen doch nicht ganz befreunden. Einem griechischen oder römischen Autor wäre solch eine Geschmacklosigkeit nicht unterlaufen! Sichtlich belustigt und ohne daß seine gewichtigen Worte in vollem Einklang mit seiner heiteren Miene standen, fuhr er fort: „Nach dem Friedensreich trachten, das verheißen ward, der ganzen Welt den Frieden geben, — nichts anderes ist mein Wunsch. Nun haben seit Jahrzehnten Frankreich und Spanien unser Land zum blutigen Schlachtfeld und zum Trümmerhaufen gemacht. Sollen wir dem einen oder dem andern Sieg wünschen? Wer auch siegt: der Sieger wird Riemen aus unserer Haut schneiden. Nicht für uns, nur gegen uns wird er gesiegt haben. Siegt aber keiner von beiden, so bedeutet das, daß auf unserem Rücken der Kampf unentschieden weitergeht, jahrelang, vielleicht jahrzehntelang, bis man unsere Städte nicht mehr von unsern Feldern und beide von der Wüste nicht wird unterscheiden können. So gebietet uns nicht nur die Menschenliebe, sondern auch die Klugheit, dafür zu sorgen, daß ein Frieden ohne Sieg, ein wahrhaftiger Ausgleich zustande komme. Nach Frieden, Frieden dürstet die Welt. Aber indessen scheint es, daß der Schoß der Erde, nicht zufrieden mit der Fülle der bisherigen Bluttaten, neue kriegerische Volksstämme heraufsenden will. Nun also auch eine Armee von Juden aus dem unbekannten Osten, aus dem einst die Tataren, die Seldschuken und andere Heldenvölker hervorgebrochen sind!"

Rëubeni ließ durch den Kardinal seine Ansicht vermitteln, die gleichfalls als letztes Ziel der Politik nichts als den Weltfrieden und die allgemeine Liebe, treu dem Prophetenwort, begreife. „Aber diese Liebe kann nicht in die Herzen ziehen, solange ein Volk, unter die andern verstreut wie das jüdische Volk, der Fremdherrschaft und damit dem Hasse aller ausgesetzt ist. Mit Italien steht es ja nicht anders. Es ist nahezu wehrlos übermächtigen waffenstarrenden Riesen ausgeliefert. Wehrlosigkeit aber bedeutet: Gehaßtwerden und Wiederhassen, somit das Maß des Zornes in der Welt vermehren und das Kommen des Friedensreiches immer weiter hinausschieben."

Lebhaft fiel der Papst ein: „Jedenfalls wäre nichts geeigneter, die kämpfenden Riesen zu versöhnen, als Eure Nachricht, mein Fürst. Ein Heer von fünfzigtausend Mann, das dem alten Plan der Päpste, dem Kreuzzug ins Heilige Land, zur Verfügung stünde und ihm Erfolg verspräche, würde mit einem Schlage die Augen gegen den großen Feind der Christenheit und Europas wenden, gegen den wir bisher nur gute Predigten und einige weniger gute venezianische Schiffe senden konnten. Mein Vorschlag an Kaiser Carl wie an König Franz, Frieden miteinander zu schließen und ihre Macht gegen Soliman zu vereinen, wäre plötzlich kein bloßer Vorschlag, sondern ein Heer. Und nur Heere gelten." Der Papst war aufgestanden und machte einige Schritte. Dann wandte er sich gegen Rëubeni um, immer noch freundlich, aber mit einem Ausdruck von vorurteilsloser Klugheit, ja Verschlagenheit im Gesicht, der es begreiflich machte, daß ein Gesandter aus Rom an den Kaiser berichten konnte, dieser höchste Priester sei „der geheimnisvollste Mensch der Welt und voll Chiffern wie

sonst niemand". „Einerlei, ob Eure Angaben übertrieben sind oder nicht" — sagte der Papst, hielt aber sofort wieder ein, gleichsam um die Sache vom andern Ende her anzugreifen — „ich war selbst lange genug Legat, um zu wissen, daß es ein erlaubtes Mittel ist, nicht nur über die Stärke des Gegners ungünstige Nachrichten in Umlauf zu bringen, sondern auch die Kraft des eigenen Landes in möglichst gutem Lichte zu zeigen. Und selbst, wenn ich den äußersten Fall setzte, daß Euer Königreich Chabor gar nicht existiert" — er trat näher und faßte den Sar scharf ins Auge —, „so wäre auch schon das bloße Gerücht heilsam für uns und könnte eine gewisse Ablenkung der kriegerischen Angriffsabsichten bewirken, die jetzt alle gegen das Herz von Rom zielen." Die Erinnerung an die eigene Gefahr schien dem Papst eine gewisse Weichheit des Blicks wiederzugeben. „Und dabei setze ich natürlich diesen uns ungünstigsten Fall gar nicht. Und selbst für ihn würde ja der zweite Teil Eures Vorschlages als durchaus redliches Angebot bestehen bleiben: die Juden Europas zu bewaffnen und zum Kampf gegen die Küsten des Heiligen Landes zu senden, sei es nun in Verbindung mit einem Hilfsheer des Ostens, das die Türken gleichzeitig von Arabien her angreift, oder ohne solch ein Hilfsheer. Wie dem auch sei, — wir sind entschlossen, Eure Anerbietungen an jenen Hof zu leiten und zu empfehlen, der in die europäischen Händel am wenigsten verstrickt ist und in dessen Macht es daher liegt, eine solche überseeische Unternehmung mit den besten Aussichten auf Erfolg durchzuführen. Wir meinen den Hof von Portugal, dessen Gesandter Dom Miguel de Silva ohnehin kürzlich vor uns erschienen ist, um uns die herzliche und gehorsame Begrüßung des Königs zu überbringen."

Während der verfänglichen Rede des Papstes, die ihm durch Kardinal Egidio Punkt für Punkt verdolmetscht wurde, war Rëubeni eiskalt und unbeweglich dagesessen. Nachher ließ er sich die letzten Worte der Übersetzung wiederholen. Es blieb unentschieden, ob er sie zuerst nicht genau verstanden oder ob er sie sehr richtig aufgefaßt hatte und nur gerade um ihrer Wichtigkeit willen den genauen Wortlaut festzustellen wünschte. Jedenfalls erwiderte er nur auf diese Schlußworte; die Zweifel des Papstes an der Wahrhaftigkeit seiner Sendung ließ er, als seien sie seiner unwürdig und gar nicht ausgesprochen worden, vollständig beiseite. Die Empfehlung an König Johann von Portugal hieß er willkommen, sie entspreche vollkommen den Absichten seines Bruders, des Königs Josef, wie auch seinen eigenen Wünschen. Sein Dank war kurzgefaßt und abschließend, er konnte den Übergang zu einem höflichen Ende der Unterredung ergeben.

Doch solch ein Ende schien dem Papst durchaus nicht genehm. Er winkte dem Sar, der sich erheben wollte, er faßte ihn am Arm. „Es ist noch eine andere Angelegenheit, die mich veranlaßt, gerade den portugiesischen König auf Euren Bundesvorschlag hinzuweisen. Dom Miguel hat mir aus Lissabon nicht nur die Obödienz, sondern auch Bitten und Beschwerden seines Herrn überbracht. Beschwerden gegen euch Juden, — vielmehr gegen die Neuchristen, die unter König Manuel die Taufe genommen haben."

Rëubeni verlor zum erstenmal seine Ruhe und bat den Kardinal um ein unterbrechendes Wort der Widerrede. „Sie haben die Taufe nicht freiwillig genommen, man hat sie gezwungen, mit Gewalt in die Kirchen geschleppt,

— wir nennen sie daher auch: Anußim, die Gezwungenen."

Clemens schien über diesen Punkt schnell hinwegkommen zu wollen, seine abwehrende Gebärde war groß und stellte wie mit einem Schlag das Bild des Philosophen, des freimütigen, edlen Menschen wieder her. „Ich weiß, was von derlei Taufen zu halten ist. Auf meine Weisung hat Bischof Coutinho in Lissabon Marranen, die man der Einhaltung eurer Sabbat- und Passahriten und manch andern Judaisierens überwiesen hatte, von der Schuld der Ketzerei und des Rückfalls freigesprochen und schlechtweg für Juden erklärt. Auch wohnen solche und ärgere Marranen unbehelligt in meiner Mark Ancona wie in der Hauptstadt selbst. Wir wünschen die Bekehrung der Seelen, nicht die Vergewaltigung der Leiber. Andere Denkweise stünde uns nicht an, die wir die Akademie Platons im Lichte des Glaubens wiederaufgebaut sehen. Doch nicht dies ist es, was in Frage steht. Unzweifelhaft sind mit großen Gaben des Geistes und der Willenskraft ausgestattete Männer in der Umgebung des Königs Johann anderer Meinung als wir. Und in Dingen der Politik entscheidet ja letzten Endes nicht die richtige, sondern die bewaffnete Meinung. Höre also, — der Gesandte Dom Miguel beklagte das Überwuchern der scheinchristlichen Lebensführung in seinem Lande und, um diese Pest, so nannte er sie, nach spanischen Muster von Grund aus auszurotten, wünscht er und wünscht König Johann durch seinen Mund, daß wir den Tätigkeitsbereich des heiligen Offizium von Spanien auch über Portugal ausdehnen. Drei Inquisitionstribunale, Lissabon, Evora und Coimbra, — ich brauche nicht zu sagen, daß dies mehr als dreitausend, vielleicht dreißigtausend

Scheiterhaufen für die Marranen bedeutet. — Möchtest du nun deine Reise nach Portugal nicht beschleunigen, um deinen Brüdern Hilfe zu bringen? Denn wenn König Johann eine jüdische Streitmacht als Bundesgenossen annimmt, wird er nicht gleichzeitig nach der Inquisition rufen können."

„Um dieser Sache willen werde ich meine Reise nach Portugal nicht um einen einzigen Tag beschleunigen", erklärte Rëubeni, und die frostige, beinahe beleidigende Gleichgültigkeit, mit der er jetzt sprach, stach seltsam von der Leidenschaft ab, mit der er dem Papst bei Wendung des Gesprächs auf die Zwangschristen hin sofort ins Wort gefallen war. „Zwar finde ich die Pläne des portugiesischen Königs nicht gerecht. Doch nicht, um einzelnen Juden oder einem Teil der Judenschaft Recht zu schaffen, bin ich aus dem Reiche Chabor aufgebrochen. Und nicht, um die Gebote der Milde und Wohltätigkeit zu erfüllen, hat mein König und der Rat der Siebzig mich entsendet. Sondern ich bin ein Krieger. Was ich bringe, sind Waffen. Und was ich verlange, sind gleichfalls Waffen, um die Kriegsrüstung meines Volkes zu ergänzen. Ich sehe aber ein, daß weder Frankreich noch der Kaiser eine Kanone oder auch nur einen Mann entbehren können, da die letzte Entscheidung zwischen ihnen nahe bevorsteht. Aus diesem Grunde und aus keinem andern folge ich dem Rate Eurer Heiligkeit, der mich an den Hof von Lissabon empfiehlt."

Dem Papst schien diese Antwort von Stolz und Zurückhaltung besser als alles bisher Gesprochene zu gefallen. „Es ist wahr! Es ist neu und ungewohnt, aber es ist richtig!" rief er nach jedem Satz, den ihm der Kardinal übertrug. „Ihr wollt Größeres als man sonst den Juden

zutraut", nahm er dann das Wort. „Um Gnade pflegen sie zu schreien oder um Gerechtigkeit, was ja bei der Hinfälligkeit der menschlichen Urteilskraft meist auf dasselbe herauskommt. Derlei wollt Ihr nicht. Ich verstehe Euch. Ihr wollt militärischen und politischen Einfluß. Ihr wollt die Wirklichkeit, wie sie die Staaten seit jeher regiert hat; wenn auch erst die jüngste Zeit diesen wirklichen Gesetzen der Herrschaft einen Erforscher und sehr wahrheitsliebenden Aufzeichner beschert, ich meine unsern Diener Niccolo Machiavelli." Der Papst war sehr eifrig geworden. Einem Lakaien, der Erfrischungsgetränke brachte, befahl er durch ein Zeichen, nicht zu stören. Da er bei der Lebendigkeit seines Redens unwillkürlich in Bewegung geriet, mußten die beiden andern ihm folgen und die drei Gestalten, zwei in leuchtendem Weiß und eine in Purpurrot, wandelten die Terrassen der vatikanischen Gärten hinab. Doch hinter der liebenswürdigen Konversation des Papstes pochte leidenschaftlich sein Wunsch, zu überzeugen, sowie den aufmerksamen Beobachter das runzellos glatte Gesicht über manche verborgene Sorge und List nicht hinwegtäuschen konnte. War Rëubeni solch ein aufmerksamer Beobachter? Man konnte es ihm nicht anmerken; seine abgezehrten Züge waren regungslos, seine dunklen Augen stumpf, wie nach innen blickend, die ganze Haltung gleichsam ohne Impuls, fast abgestorben ruhig. Man konnte augenblicksweise auf den Gedanken kommen, daß die Seele dieses Mannes gar nicht da war, daß sie irgendwo in der Ferne ganz unzugänglichen Bußübungen nachging.

„Nun seht, von diesen Gesetzen der Herrschaft", sagte Clemens, „ist die portugiesische Inquisition nicht so weit entfernt, wie es scheint. Ihr selbst bezeichnet Portugal als

die einzige Großmacht, die in diesem Kriege noch neutral geblieben ist. Die Inquisition aber bedeutet: Spanien. Es ist die spanische Partei am Hofe von Lissabon, die Scheiterhaufen brennen sehen will. Wie sehr aber das Übergewicht Spaniens durch einen zunächst geistigen, dann auch diplomatischen Anschluß des portugiesischen Hauses steigen könnte, wäre Euch wohl unzweifelbar, wenn Ihr die letzten Nachrichten kenntet, die man mir aus der Lombardei gebracht hat."

Rëubeni kannte sie, obwohl sie erst am Tage zuvor mit päpstlicher Eilpost eingelangt waren. Stets war er mit größter Sorgfalt über die Verhältnisse der Menschen, mit denen er zu verhandeln hatte, unterrichtet, hatte stets seine Erkundigungen durch neueste Berichte ergänzt. Er konnte daher unbefangen das Zurückweichen der Franzosen aus der Lombardei mit dem Papste besprechen. Der Papst merkte bald, daß er Rëubeni weder durch die Nachricht vom Tode Bayards, des französischen Helden, noch vom bevorstehenden Einfall der Kaiserlichen in die Provence überraschte. Der Stern Spaniens stieg, kein Zweifel. „Und der Sieger wird Riemen aus unserer Haut schneiden", dieses Wort des Papstes fiel dem Gesandten zur rechten Zeit ein.

Über all dies im Augenblick klar werdend, verbeugte er sich: „Eurer Heiligkeit zu dienen werde ich meine Reise nach Lissabon so sehr beschleunigen, als nur möglich ist. Ich verstehe, daß viel verloren wäre, wenn Portugal das siegreiche Spanien unterstützte. Eure Heiligkeit wünscht nicht, daß Spanien noch mehr von italienischem Boden, als es ohnedies besitzt, an sich bringe; selbst nicht um den Preis der Befestigung und Vergrößerung, die der Kaiser dem

Patrimonium Petri anbietet. Denn glorreich verfolgt die Kurie die Politik des großen Lorenzo Magnifico, des Oheims Eurer Heiligkeit: ein freies Italien aus eigener Kraft auf Grundlage des Bundes der vier Hauptstaaten: Patrimonium, Venedig, Mailand und Florenz. So hat ja auch der Magnifico einem Fremden, der Hilfe anbot, die großartige Antwort erteilt: ‚Noch vermag ich nicht, meinen Nutzen der Gefahr ganz Italiens vorzuziehen.'"

Durch die Erwähnung des ruhmvollen Medici schien der Sar das Herz des Papstes vollends gewonnen zu haben. Freudig drückte ihm der Papst die Hand. Ein Breve an Johann von Portugal würde sofort ausgestellt, vom portugiesischen Gesandten sollten Pässe für Rëubeni und seine Begleiter verlangt werden. Eine neue Hoffnung schien dem Papste aufgegangen, während Rëubeni, wiewohl am Ziel seiner Wünsche angelangt, keinerlei Bewegung zeigte. Clemens aber wies auf die schimmernden Türme Roms hinüber, wie aufgelöst in Rührung: „Das schöne Italien! Es wird noch großer Mühe bedürfen, ehe wir es vom Joch der Barbaren befreien. In der Tat, es scheint mir manche Ähnlichkeit zwischen dem Schicksal der beiden, von Fremden beherrschten Völkern zu bestehen, zwischen dem italienischen und dem jüdischen Stamm. Als du zuerst davon sprachst, mein Sohn, — verzeih mir, da hielt ich es für etwas anmaßend! Doch der Mensch ist verblendet, der sein Elend nicht erkennt und nicht eingesteht. Wir Italiener pochen auf unsere höhere Bildung, in der wir tatsächlich die Lehrmeister der Welt geworden sind, wir zeigen stolz die Schätze des Altertums vor, die unserm Erdboden und unsern alten Bibliotheken von Tag zu Tag in immer reicherer Fülle entrissen werden und denen unsere Meister des

Verses und der alten Sprachen, unsere Bildhauer und Maler nur um ein weniges geringere Wunder der Neuzeit anreihen. Doch was hilft uns unsere Wissenschaft, unser fein gebildeter Geschmack, unsere alte Erziehung! (Und dasselbe kann man von euch Juden sagen.) Beherrscht wird unser Italien heute schon von den gröberen Köpfen, aber stärkeren Fäusten der Franzosen und Deutschen, von der genialen Militärorganisation der mürrischen Spanier und vor allem von ihrem Gold, das unerschöpflich aus dem neuen Ozeanien in ihr Land einströmt. Solches sind die wirklichen Mächte, gegen die es keinerlei zarte Kultur und Kunst, gegen die es nur harten Krieg auf Leben und Tod gibt." Der Papst, der bisher sicher und sprechfreudig seinen Gedanken entwickelt hatte, stockte plötzlich. „Das schöne Rom, — und wenn der Feind bis hierher dränge — mit Brand und Rauch dort von meiner Villa am Monte Mario bis gegen die Engelsburg und Torre di Nona, mit Plünderung durch all die Gassen, in jedem Palast..."

Auf all dies, was mehr den Künstler und Denker als den Politiker anging, hatte Rëubeni nichts zu erwidern.

Der Papst aber sah Rom in blutigen Flammen auffliegen. Als wolle er diesen schrecklichen Traum nicht austräumen, schlug er den Rückweg über die Terrassenstiege ein. Die leisen Pfiffe der Vögel, die über die besonnten Bäume und Gewächshäuser hintönten, klangen traurig, — eine Klage des Frühlings. „Seltsam, wir beide wollen also nichts als den Frieden der Welt", sagte der Papst. „Wie kommt es nur, daß wir eigentlich die ganze Zeit über von nichts anderem als von Kriegen gesprochen haben, von solchen, die schon geführt werden, und von neuen, die wir führen wollen!"

Rëubeni zwang sich das Folgende nur ab, offenbar betrachtete er derlei Überlegungen nicht als zu seiner Aufgabe gehörig. „Es wird noch lange dauern, ehe die Menschen reif dazu werden, den Krieg zu vermeiden."

„Und bis dahin muß der feingliedrige Mensch vom Tier, das keine Umstände macht, zerrissen — oder selbst zum Tier werden —?"

Weich, widerstandslos blickte Clemens in die Ferne, nochmals gegen Rom hin, ehe er durch das Portal in den Belvederegarten trat. Es war, als suche er in den festen Mauern, den prächtigen Kuppeln Beruhigung, irgendeine Gewähr für die Zukunft. Er schüttelte den Kopf, Gedanken abwehrend. Endlich drehte er dem großen Bilde, das ihm nichts zu sagen hatte, den Rücken.

Ein lautes Lachen im Garten.

Vor der Laokoongruppe krümmte sich ein Höfling, die Hände an den Bauch gelegt, das Gesicht zur Grimasse verzogen, aus der das schallende Gelächter ungehemmt hervorquoll. Vor ihm unbeweglich ein großer Mann in pelzverbrämtem Rittermantel, bärtig, hochstirnig und doch ohne jeden Adel im Gesicht, das durch eine Kartoffelnase und einen großen Mund mit breiten, aufgeworfenen Lippen entstellt wurde. — Der Lachende hielt sofort ein, als er den Papst erblickte. Der andere, der das Wort geführt hatte, verstummte gleichfalls. Beide knieten.

Des Papstes Gesicht heiterte sich auf, als er den ritterlich Gekleideten erblickte. „Aretino! Ist der Witz neu, der eben einen meiner gravitätischesten Gardekapitäne aus der Haltung geworfen hat?"

„Eure Heiligkeit gestatten, — es war Ernst, kein Witz. Dieser marmorne Jammergreis," er zeigte auf den

Laokoon, „dessen Gesicht Ohnmacht und Schmerz ausdrückt, erinnerte mich so lebhaft an einen alten, dicken Prälaten, den ich gestern durch eine Ritze in der Zimmerwand bei meiner Nanna beobachten konnte. Das gute Mädchen ist doch wahrlich eine Meisterin ihres Faches. Mit dem alten Bock aber —"

„Pietro! Wollt Ihr Euch um Eure eben erst erlangte Begnadigung reden?"

„Für sie zu danken bin ich erschienen. Ich eilte, die Sonne, die mir wieder aufgegangen ist, noch in der glühenden Morgenröte ihres Erscheinens zu begrüßen."

„Ihr habt sie nicht verdient. Die Sonette Eurer ‚Positionen' sind nicht nur schmutzig, sondern auch langweilig und sprachlich schlecht." Wiewohl Worte und Mienen Abscheu ausdrückten, hatte der Papst seine bisherigen Begleiter verlassen und ging nun eilig, gleichsam flüchtend, neben dem kräftig ausschreitenden Aretiner einher.

„Eure Heiligkeit weiß, daß ich kein Grammatiker bin. Ich liebe die Sprache, die das Volk auf der Gasse spricht, und ich verachte den Gelehrtenkram, den man aus alten, halb zerschlagenen Inschriften zusammenliest und ohne dessen Kenntnis man sich heutzutage bald nicht mehr trauen wird ‚Guten Morgen' und ‚Was kostet ein Pfund Artischocken?' zu sagen."

„Du pochst auf deine Unbildung. Das habe ich nie gebilligt. Aus solcher Gesinnung entstehen dann auch die unzüchtigen und gemeinen Verse, die dir die Feindschaft aller vornehmen Seelen eintragen —"

„Die aber", unterbrach Aretino ganz ungeniert, „als ich sie dem Pasquino anheftete, zur Verspottung der andern

Papabili und zur Wahl Eurer Heiligkeit ein Erkleckliches beigetragen haben."

Der Papst lachte. „Das ist wahr, — Aretino il veritiero bist und bleibst du, wenn ich dich auch den Göttlichen nicht nennen will."

„Wenn mich die Heiligkeit den Wahrheitssprecher nennt, heißt das nicht auch, daß sie mir dieses Kleid nicht Lügen strafen wird, das ich bisher unberechtigt trug und heute nur aus Freude über meine Begnadigung angelegt habe?"

„Dich zum Ritter schlagen —" Der Papst schien die schamlose Bettelei nicht übelzunehmen, nur nachdenklich wurde er. „Mein Vetter Leo hat eine Ritterschaft von Narren und Halbwahnsinnigen um sich gehabt! — Die Ritterschaft Roms! Die den Feind und die Flammen abwehren wird! — Aber die beiden Kanzonen, die du mir gestern gesandt hast, verdienen vielleicht wirklich mehr als bloße Verzeihung. Deine Begabung ist unheimlich, Aretino. Sage mir nur, wie kann derselbe Kopf diese erhabenen heiligen Strophen erfinden, der zuvor die verwerflichen und dummen Sonette..."

„Zu dummen Bildern des Giulio Romano, eines Springinsbett, wie ich selbst einer bin."

Der Papst konnte nicht umhin, über das soeben neugebildete Wort laut herauszulachen.

„Die Kanzonen dagegen sind von dem größten und fürstlichsten Bilde angeregt, das meine Augen je gesehen haben. Von Euch selbst, allerheiligster Vater, den ich in ihnen verehrungsvoll auffordere, als Vertreter Christi auf Erden die kämpfenden Könige und Reiche zu versöhnen, um an ihrer Spitze gegen die Türken zu ziehen..."

Ach wirklich, auch diese Kanzonen hatten von einem

Türkenzug gehandelt! Das erinnerte Clemens an Rëubeni und den Kardinal, die an der Laokoonstatue zurückgeblieben waren. Er mochte jetzt nicht mehr mit ihnen weitersprechen. Durch ein Zeichen entließ er sie. — Dagegen stimmten ihn die aus Frechheit und unmäßiger Schmeichelei gemengten Reden Aretinos heiter, man brauchte nur halb hinzuhören und fing immer wieder eine treffende und lustige Bemerkung auf. Überdies unterhielt weniger der Inhalt des Geschwätzes als seine Frische und Unversieglichkeit, die auf wunderbare Lebenskräfte im Innern dieses Mannes schließen ließ. Etwas von seiner Fülle und Sicherheit teilte sich mit, das dem sonst durchaus enthaltsamen, ja nüchternen Clemens fast unentbehrlich und das rechte Gegengewicht gegen die Traurigkeit war, in die ihn politische Verhandlungen zu stürzen pflegten. Wie wunderlich verschieden konnte man doch dieselbe Sache darstellen: — diesen Zug gegen die Türken, die Einigung der Monarchen, — eine ernste und grausame, fast aussichtslose Sache, wenn der jüdische Ambassadeur von ihr sprach — eine glatte, spielerische, anständige und in jeder Hinsicht lobenswürdige Kanzone, wenn Aretino den Stoff formte.

Der Papst verzog leise die Lippen. Lehrten nicht die Philosophen: an allem zweifeln? Er lächelte weise, resigniert. Ein Lächeln, das gleichsam in die Bäume über den Kopf des Spaßmachers wegging, das er mißverstehen, als Beifall für seine tollkühnen Bemerkungen und als Ansporn zu neuen Bosheiten deuten mußte.

8.

Dunkle Luft über Rom. In einige Stadtteile wie Trevi, Cavallo, Piscina, rings um den Esquilin, ins Quartier der Porta del Popolo, ist die Pest eingefallen. Ganze Straßenzüge werden durch schwere Ketten abgesperrt. Niemand darf aus und ein. Nur Wachen und Totengräber mit Masken vor dem Gesicht, Pechfackeln in Händen.

Dunkle Angst. Erfolge der kaiserlichen Armee in Oberitalien wühlen das alte Empörerblut der Colonna auf. Die römischen Barone, von den Borgia und dem starken Papst Julius niedergeworfen, feiern jetzt wieder Siegesfeste, schmecken Rache. „Spagna! Spagna! Imperio! Colonna!" schallt es nachts durch die Straßen. Und die „Palleschi", die dem Kugelwappen der Medici Getreuen, schließen ängstlich die Fenster.

Ängstlich ist auch der Papst. Er hört Herrn von Marsault an, der ihm von den neuen Kriegsvorbereitungen Frankreichs und dem großen Heer, das Franz bei Avignon sammelt, stundenlang vorerzählt. Er empfängt den Herzog von Sessa, Gesandten des Kaisers, — ein elegant gekleideter Rüpel ist das, der immer unverhülltere Drohungen ausstößt. Den liebenswürdigen Schwätzer wie den Rüpel, beide möchte der Papst am liebsten überhaupt nicht mehr sehen. Aber das Kardinalskollegium, in dem neben streng kaiserlich Gesinnten zahlreiche Franzosenfreunde sitzen, zwingt ihn, im Gegensatz zu seinen Wünschen, von Tag zu Tag häufiger und ernsthafter mit beiden Parteien zu verhandeln. Als ob mit solchen Verhandlungen etwas gefördert würde! Clemens weiß sehr gut, daß alles von dem einen Punkt und Zufall abhängt, ob er sich im rechten Moment

dem endgültigen Sieger anschließen wird, — daß er aber so gut wie nichts dazu tun kann, dem einen oder dem andern den Sieg zu verschaffen. Das Bewußtsein, machtlos zu sein und dabei doch im höchsten Grade Verantwortung zu tragen, macht ihn traurig. Oh, weder Mitwelt noch Nachwelt wird ihn schonen, wenn er das Unglück haben sollte, auf das falsche Pferd zu setzen! Und jetzt schon rennt der Unheilsprophet Brandano durch die Gassen, nur mit einem Schurzfell bekleidet, das rote Haar flatternd, ein Kruzifix in der einen Hand, einen Totenkopf in der andern. „Rom, tue Buße, man wird mit dir verfahren wie mit Sodom und Gomorra!" — Als der Papst dem auf dem Petersplatz versammelten Volke den apostolischen Segen erteilte, war Brandano halbnackt auf die Bildsäule des Paulus geklettert, hatte ihn mit gellender Wahnsinnsstimme als „Bastard" beschimpft und: „Um deiner Sünden willen wird Rom zerstört werden!" — Sündigt er denn? Er ist vernünftiger und gütiger als seine Vorgänger. Aber das Kriegsunheil kann er nicht abwenden. Ebensowenig die Ausbreitung der Ketzerei in Deutschland, das Vordringen der Türken in Ungarn. Es ist eine Zeit der Verzweiflung, in der Menschenwille erlahmt. Die Pest tötet täglich zweihundert. Jedermann fürchtet, am Morgen mit blauen Beulen in den Achselhöhlen, dem furchtbaren Pestzeichen, aufzuwachen. Kein Wunder, daß sich die Geißelbrüder wieder zeigen. Barfuß durchziehen sie die Stadt, besuchen die sieben Wallfahrtskirchen, schwingen die dreischwänzigen Peitschen wütend gegen ihre nackten Rükken. Das Sakrament wird auf geschmückter Bahre getragen, die auf den Schultern von vier linnengekleideten Priestern ruht. Diese neue Art soll an den Zug Israels

mit der Bundeslade rings um die Mauern von Jericho erinnern. Das geängstigte Volk mahnt Gott, des alten Bundes zu gedenken. „Misericordia! Misericordia!" hallt der tausendfältige Ruf. Aber wird er erhört? Der Blitz schlägt in die Kirche Santa Maria Maggiore. Nachts weckt ungeheures Getöse die Römer. Man sieht ein Heer von Bewaffneten in der Luft, alle ohne Kopf, Hakenbüchsen und Hellebarden schwingend gegen die unglückselige Stadt...

Indessen erliegen nicht alle den Schrecknissen der unfrohen Zeit. Mit Benvenuto Cellini ziehen sie in die Campagna, studieren die Ruinen des Altertums und schießen die wilden Tauben, die im verfallenen Gemäuer nisten. Es bildet sich eine Gesellschaft der Maler, Bildhauer und Goldschmiede, in der Giulio Romano, der Zeichner jener Aretinschen „Positionen", das große Wort führt. Sonntags bringt jeder seine „Krähe" mit (so nennen sie ihre Mädchen), und es gibt die lustigsten Feste. Gebildetere Geister, Dichter und Gelehrte, treffen einander in der „Römischen Akademie", die bald in der Villa Colocci, bald beim Kardinal Egidio, am liebsten aber in dem schönen großen Garten zusammentritt, den sich der biedere Goritz von Luxemburg, Supplikenrezipient und Freund aller Humanisten, einer der wenigen Deutschen an der Kurie, nahe dem Trajansforum, angelegt hat. Hier gibt es ein einfaches Mahl und die geistvollsten Gespräche. Man heftet Sonette an die Bäume, die den Alten, seine festliche Urbanität, seinen „süßen Zorn" besingen. Was unschön ist, haßt Goritz wütend. Was in edlen Maßen, nach dem Muster der Alten, auftritt, wird willkommen geheißen, ob es nun Sannazaros Epos „Von der Geburt der heiligen Jungfrau"

oder Fracastaros, der Form vergilscher Lehrgedichte nacheifernde Darstellung der neuen rätselhaften Krankheit „Syphilis sive de morbo gallico — libri tres" ist. Dies und vieles andere tritt, bei Goritz vorgelesen, zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Man ist unter sich, Lob und Tadel äußern sich freimütig, bei bescheidener Bewirtung geht die beste Laune um. Verschwenderischer freilich tobt man sich bei den Gastereien der großen Bankiers aus. Die Chigi, Spanocchi, Altoviti wetteifern in blendenden Festlichkeiten mit den Kardinälen, von denen Hippolyt Medici allein dreihundert Künstler und Skribenten in seinem Hause aushält. Die einen singen seinen Ruhm, die andern entwerfen Tänze, Dekorationen und Aufführungen für seine Galaabende.

Und am Morgen darauf eine neue wilde Nachricht aus der Lombardei. Waffenlärm, ferne...

Und am Abend wieder ein Gelage bei der schönen Tullia, die eine meretrix honesta, eine vornehme Kurtisane ist und die Geliebte des Filippo Strozzi, eines päpstlichen Vertrauten. Auch hier liest man Sonette und Epigramme vor, rezitiert auch ältere Werke wie den „Hermaphrodit" des Antonio degli Beccadelli, dessen These, daß Hetären der Welt nützlicher seien als die frömmsten Nonnen, belacht und bejubelt wird. Dann wird es plötzlich still. Denn man hört die ersten zitternden Töne einer Gambe, die jemand stimmt. Der berühmte Jacopo Sansecondo wird spielen, der größte Musiker Roms und so anmutsvoll, daß Raffael ihn auf seinem Bilde „Der Parnaß" in der Camera della Segnatura als Apollon porträtiert hat, wiewohl er ein Jude ist. Die Gastgeberin selbst hebt nun mit vollendet ausgebildeter Stimme das Lied an, — Lorenzo Magni-

fico, der Herrscher von Florenz, hat es einst für sein Singspiel „Bacchus und Ariadne" gedichtet:

O wie schön das Jugendtreiben,
Das doch Tag um Tag verstiebt.
Drum sei froh, wer Frohsinn liebt!
Denn nicht immer muß es bleiben.

* * *

Abseits davon die Judengemeinde. Nicht zwischen Angst und Spuk und klingend betäubenden Gastmählern umhergeworfen. Sondern rings um die Platea Judaeorum, an der Brücke Quattro Capi, in Trastevere, überall wo Juden wohnten, ein einziges Ereignis: Rëubeni.

Seit seinem Empfang beim Papste gab es keine jüdische Seele, die sich nicht im Guten oder im Bösen, mit Hoffnung oder mit Abscheu an ihn gefesselt fühlte. Und schon überwog die Zahl entschiedener Anhänger bei weitem die der Zweifler. Die ungeheuerlichsten Erwartungen flogen jedem seiner Schritte voraus. Ein Jude, der von den Gewaltigen der Welt nicht als Bittsteller, sondern auf gleich und gleich behandelt wird, — der als unabhängiger Regent vor sie hintritt! Seit den Zeiten des großen Herodes war das nicht gesehen worden! Und mußte es nicht die Lage des ausgetriebenen, verfolgten, allüberall straflos gequälten Volkes von Grund auf ändern! Durch ganz Italien, in allen Ländern der Zerstreuung Kunde von Mund zu Mund: Gott wendet sein Antlitz nicht länger ab, Söhne von Königen sind wir und das Königtum kehrt zu uns zurück.

Es war bekannt, daß die beiden ehernen Säulen in der

vatikanischen Basilika aus dem Tempel Salomos stammten und daß sich an jedem Sabbatausgang Tropfen auf ihnen zeigten, als weinten sie über die Schmach des Exils. Die Basilika war bereits halb abgerissen, um dem neuen Petersdom Platz zu machen; aber der Teil mit den ehernen Säulen stand noch. Juden gingen hin, um am Sabbatausgang nachzusehen. Und siehe! Die Säulen weinten nicht mehr.

Gott hat sich Jerusalems erbarmt, und nahe ist das Ende!

Das Gerücht lief um, daß nachts in der Wölbung des Titusbogens eine klagende Stimme gehört würde, die den Fall Roms verkündete: Rom hat den Tempel zerstört, nun wird der Tempel Rom zerstören. — Abergläubisch vermieden es die Juden seit je, diesen Triumphbogen, das Denkmal ihrer Niederlage, zu passieren. Nur beim jedesmaligen Papsteinzug wurde ihnen zu ihrer Demütigung aufgetragen, gerade den Titusbogen mit Teppichen auszuschmücken. Jetzt aber konnte man allabendlich Juden, meist junge Leute, in den Forumsruinen nahe dem Bogen und im Bogen selbst hocken sehen. Eine schwarze Lämmerherde zwischen den Steinen im Gestrüpp. Die ganze Nacht harrten sie aus, wollten die prophetische Stimme vernehmen. In jedem Lufthauch, der über die Schutthaufen strich, sangen geheimnisvoll ferne Harfen. Und endlich auch die Stimme: Erwachen, Erwachen...

Man fand, daß alle Zeitumstände auf das Nahen der Messiaszeit deuteten. Krieg, Gottesleugnung, Verwirrung, Pest, Hungersnot sollten ja der „Fülle der Zeiten" vorangehen. „Israel wird abnehmen, freche Stirn sich erheben, der Würdige verkommt und das Bethaus wird zum Tummelplatz der Dirnen" — all das hatte man unter dem Borgiapapst erlebt. Und die Austreibung aus Spanien

bedeutete ja das Übermaß der Leiden. War nicht auch der Widersacher des Messias schon erschienen, der Antichrist der jüdischen Legende, den die Apokryphen und die kabbalistischen Bücher „Armilus" nannten? Manche glaubten freilich, er müsse der Beschreibung, die die Alten gaben, Punkt für Punkt entsprechen; müsse also ein Sohn des Satan sein und geboren von der Marmorstatue einer römischen Jungfrau, ungeheuer groß, kahlköpfig, auf einem Ohr taub und mit einem großen und einem kleinen Auge, die beide tiefliegend und rot seien. Die Eiferer aber erklärten, daß dies alles weniger in Betracht komme und daß Kaiser Karl der Fünfte, der Sohn der tollen Johanna von Spanien, dieser Armilus sei, der sich als Messias, nämlich als Kämpfer für die Religion Gottes ausgebe, und dabei doch nichts anderes im Sinne habe, als den wahren Messias auszutilgen. Andere hielten den Kaiser für den mächtigen Fürsten Gog aus dem Lande Magog, dem Nordlande, also Deutschland, der die Welt mit Krieg überziehen müsse, ehe der Tag des Messias kommt. Man sagte neue Kämpfe voraus, blutigere als man je gesehen. „Und sieben Monate lang wird man die Toten begraben. Dann aber spricht der Herr: Nun wende ich das Geschick Jakobs und erbarme mich des Hauses Israels und werde für meinen heiligen Namen eifern." Für solche Kämpfe sei Reubeni der wahre von Gott gesandte Führer. Heldentaten, wie sie seit den Tagen der Vorzeit kein Jude vollbracht, hatte er ausgeführt. Ein Krieger war er. Fürst eines selbständigen jüdischen Staates, ein Bruder der Macht und dennoch auch ein Bruder des Volkes, des geschlagenen, wehrlosen Volkes. Eine Armee von Brüdern brachte er, Hilfe und Kraft! Wie es der „Torgum Jonathan" vorhergesagt: „Der

Messias, Sohn Josefs, umgürtet seine Lenden, befehligt Schlachtordnungen." Und von all den Worten, die er in der öffentlichen Audienz vor dem Kardinal Egidio von Viterbo geredet hatte, wurde keines so leidenschaftlich besprochen wie die Bemerkung, daß er auch unter den Juden in der Zerstreuung zum Kriegsdienst werben und die Tüchtigsten militärisch ausbilden wolle.

Es gab nun allerdings ängstliche Seelen, denen die Leiden, die schriftgemäß der Messiaszeit vorausgehen sollten, solchen Schrecken einjagten, daß sie gern darauf verzichtet hätten, die Erlösung zu erleben. Sie konnten sich dabei auf ein Wort des Talmud berufen: „Wer fromm ist, bleibt von drei Strafen verschont — von den Leiden der Messiaszeit, vom Krieg gegen Gog Magog und von der Hölle." Hatte doch auch der große Lehrer der Vorzeit, Rabbi Jochanan, in bezug auf den Messias die seltsamen Worte geäußert: „Mag er kommen, ich will ihn nicht sehen." Man verabscheute den Krieg, hielt ihn für eine menschenunwürdige Sünde, und auch Männer von großer Kühnheit, die zur Verherrlichung des göttlichen Namens ohne weiters in den Scheiterhaufen geschritten wären, fanden es bedenklich, daß Reubeni die Juden neuerdings im Waffengebrauch unterweisen wollte, dessen sie mit Gottes Hilfe und um des Jochs seiner Lehre willen seit mehr als tausend Jahren entwöhnt waren. „Wenn Israel Buße tut, kommt die Erlösung", hieß es in den Kreisen dieser Frommen. Und man verlangte andere Beweise für Reubenis göttliche Sendung, indem man an die Worte erinnerte: „Der Messias belebt die Toten, er steigt in die Hölle nieder, wo er das Kaddischgebet verrichtet, die Sünder rufen: Amen, und werden von den Höllenstrafen

befreit." Wunder wollte man sehen und brachte Kranke, Gelähmte, Gichtbrüchige in die Villa des Josef Zarfathi, in der Rëubeni wohnte. Doch gerade das war das Seltsame und ließ den Ruhm des Helden über die letzten Schanzen steigen, mit denen einzelne Herzen sich noch ummauert hielten: — sobald nur die Kranken auf ihren Tragbahren in die Vorhalle des Hauses gebracht wurden, fühlten sie eine merkliche Besserung. Sie warfen die Krückstöcke weg und schritten leicht dahin. Ein Knabe, der von Geburt an keinen Laut hervorgebracht, begann zuerst wild zu schreien, dann beruhigte er sich und pries den Gesalbten des Herrn mit den Worten der Schrift, die die Eltern den Lippen ihres Kindes abzulauschen kaum mehr erhofft hatten... Und erschien gar der Herr selbst unter den Scharen, die beständig das Haus umlagerten, so schlossen sich eiternde Wunden, die seit Jahren aller ärztlichen Kunst getrotzt hatten, und aus Narren, Nachtwandlern, Epileptikern, die er berührte, entflohen mit Geheul Tausende von bösen Geistern.

Freilich ließ sich der Sar nur selten und widerwillig, nur bei dringlichsten Bitten, zu solchen Heilungen bewegen.

Das Volk aber zitterte in Furcht und Liebe, wenn es ihn zu sehen bekam. Man flüsterte, daß der Sar den unverstümmelten zweiundsiebzigbuchstabigen Gottesnamen kenne. Selbst im Buche „Rasiël", dem Buch der großen Geheimnisse, ist dieser wahrhaftige Name Gottes nur angedeutet. Spricht man ihn aus, so füllt sich der Himmel mit Feuerflammen. Ungeduldig erwartete man den Augenblick, da der Herr im Bettlerkleid unter den Bettlern auf der Tiberbrücke nahe der Engelsburg Platz nehmen und

tags darauf sich als Messias zu erkennen geben würde. Denn so ward es verheißen und so wird das Wort erfüllt werden, ohne einen Buchstaben mehr oder minder.

Ein einziges Ereignis: Rëubeni. Die ganze Gemeinde beschäftigte sich mit nichts anderm. Freilich waren die Auffassungen verschieden und das Gezänk, das unter den Anhängern der elf Synagogen seit langem herrschte, bekam neuen Stoff. War Rëubeni der Messias? War er sein Vorläufer? War er nur ein Fürst, der weltliche Hilfe brachte statt der erwarteten Gotteshilfe? Konnte diese weltliche Hilfe nicht etwa zum Unheil der Judenheit ausschlagen? Oder war er gar ein Zauberer und falscher Prophet? An solchen Warnern fehlte es nicht. Doch die meisten, die von seiner Göttlichkeit nichts wissen wollten, legten um so größeren Wert darauf, daß die Nachricht von den verlorenen Stämmen, die er nach Europa gebracht habe, das Ansehen der Judenschaft heben und als neuen Faktor ins Kalkül der politischen Kräfte einsetzen werde. Dies mußte sogar Obadja de Sforno, der Vorsteher, zugeben. Obwohl es seiner Lieblingsidee, daß die Rettung der Juden vom Frater Martin Luther ausgehen werde, einigermaßen in die Quere kam. Schließlich konnte er, von der überhandnehmenden Begeisterung gedrängt, doch nicht umhin, zu gestehen, daß Rëubeni vor dem Kardinal seine Sache mit großer Geschicklichkeit geführt habe. Insbesondere — so hob er hervor — sei der Hinweis auf die kabbalistischen Spielereien des Kardinals sehr fein gewesen, diplomatisch auch das dem Maler Raffael gespendete Lob, mit dem der Ambassadeur habe beweisen wollen, daß sich die Juden von der weltlichen Bildung der Zeit nicht ausschlössen.

Um all dies Treiben, das ihn zum Mittelpunkte hatte, schien sich der Sar wenig zu kümmern. Man sah ihn selten. Meist blieb er in seinen Zimmern. Freund wie Feind hielt er sich gleichmäßig vom Leibe, sprach mit niemandem außer mit den Kurialen, die ihm Botschaft vom Papsthof zu übermitteln hatten. Mehrmals der Woche besuchte er den Kardinal Egidio, mit dem er sich zu langen Unterredungen einschloß. Einigemal kam auch der wilde, lustige Aretino in die Villa, ja einmal abends führte er die Kapelle der päpstlichen Pfeifer mit sich und brachte dem Sar ein Ständchen. Seltsam war es, daß die beiden so entgegengesetzten Geister, der übel berüchtigte Spötter und der ernste schweigsame Ambassadeur, aneinander Gefallen zu finden schienen. Die Zusammenkünfte wiederholten sich. Vielleicht hatte zuerst der Papst selbst Aretino auf Rëubeni hingewiesen und ihn als Vertrauten mit einem Auftrag zu ihm geschickt; später aber kam Aretino aus eigenem Antrieb, ihn zog es nicht immer in fröhliche Gesellschaft, er liebte es vielmehr, schwermütige Geister, wie Clemens selbst und wie auch der jüdische Gesandte einer war, mit seinen Späßen zu umflattern und gleichsam an der Ergründung des Rätsels zu arbeiten, wie man denn überhaupt auf dieser schönen, saftigen, wollüstigen Erde traurig sein könne. —

Aretino brachte den Sar zu Johann von Goritz. Die Literaten Roms, Dichter und Gelehrte, interessierten sich für ihn, erwarteten farbige Nachricht über das ferne jüdische Wunderreich. Freundlich begrüßt von Goritz selbst, dem senex Corycius — so nannten ihn die Humanisten mit Anspielung auf die corycische Grotte am Parnaß —, nahm

Rëubeni an dem Gartenfest teil. Man las Verse vor. Sie priesen den guten deutschen Hausvater aller Künstler, den Freund der Antike, gedachten der gastlichen Abende in seiner Villa, der begeisternden und anmutigen Gespräche, die nach dem Wahlspruche, den man auf einer schönen Zisterne mitten im Garten las: „Bibe, lava, tace", niemals niedrigen Klatsch enthalten durften. — Wie ein dunkler Wolkenstrich bewegte sich Rëubeni über den klaren Himmel dieser gebildeten, fröhlichen, geistvollen Männer. Hier und dort sprach er ein paar Worte. Bald aber saß er, auf dessen Eintritt man mit größter Spannung gewartet hatte, allein abseits auf einer Marmorbank unter dunklem Lorbeer. Trümmer rings, die Ruinen des kapitolinischen Abhangs und des Trajanforums, die man bei Anlage des Gartens sorgfältig geschont hatte, — Steine, so schweigsam und so wetterzermürbt wie er. Nur Aretino kam zuweilen, erkundigte sich nach seinem Befinden und war im Augenblick wieder davon. Andere standen von fern, betrachteten den kummervoll Sinnenden. Etwas Unheimliches ging von ihm aus, verbot jede Annäherung. Er saß da, als könnte er jeden Augenblick aufspringen, in wütenden Worten seiner Verzweiflung freien Lauf geben. Doch kämpfte in Gesicht und Haltung Würde und Kraftbewußtsein mit der Lust zu solch einem Ausbruch, der — so fühlte man — alle Fesseln zerschlagen, ja das tiefste Wesen dieses Mannes aufgelockert und auseinandergesprengt hätte. Der Kopf hob sich, als lauschte er diesem inneren Kampfe, — die Hand griff, einen Halt suchend, in den Bart.

Niemand wagte, den Einsamen anzusprechen. —

Immerhin war er Juden gegenüber noch zurückhaltender

als in christlicher Gesellschaft. Während er bei den Festen der Römer erschien, sei es auch als wenig zugänglicher Teilnehmer, wich er Unterhaltungen mit Juden fast gänzlich aus. Was Juden sprachen, machte ihn leicht ungeduldig. Es war nicht das Richtige. Was er zu sagen hatte, schien nicht für sie, — was sie sagten, nicht für ihn bestimmt. Dann knisterten gelbe Lichter in seinen nächtlichen Augen auf, ein Funkenregen, der in den Mundwinkeln als Zornfalte kurz niederzuckte. Sogar dem guten, dicken, blonden Rabbi Daniel aus Pisa hörte er nicht ohne Überwindung zu, obwohl dieser fromme und uneigennützige Mann ein offenbar gottgefälliges Werk betrieb, indem er die Streitigkeiten zwischen den elf Gemeinden der römischen Juden zu beseitigen suchte. Er arbeitete an einem Gemeindestatut, das alle Juden Roms vereinigen sollte. Dieses Statut, „capitoli" genannt, war sein Stolz, seine Seele und Hoffnung. Würde es erst von allen Synagogen Roms angenommen und vom Papst genehmigt werden, wofür begründete Aussicht bestand, so war Entscheidendes zur Stärkung Israels in der ältesten Gemeinde des Abendlandes getan und überdies ein großes Beispiel gegeben, wie auch in andern Städten die Juden der unseligen Zwietracht absagen sollten. Mußte der Ambassadeur solche Bestrebung nicht verstehen und billigen? — Rabbi Daniel verlor die Fassung, als Rëubeni, dem er seine Pläne entwickelte, gar kein Interesse zeigte. Wie konnte man an einer so wichtigen, schönen Sache achtlos vorbeigehen? Der Sar empfing ihn auf seine Bitten zwar noch ein zweites Mal, aber nur um ihn zu fragen, ob er den portugiesischen Gesandten Dom Miguel de Silva kenne. Daniel verneinte, und die Unterredung war zu Ende.

In all diesem ablehnenden Verhalten gegen die Juden war indes nicht etwa Feindseligkeit; nur Schmerz und äußerste Spannung, Wachheit, etwas wie das Bewußtsein einer großen Gefahr. Einmal hatte man ihn am Schluß einer Woche, in der er sich wieder auf eine einzige karge Mahlzeit täglich eingeschränkt hatte, einen Becher mit einem Stärkungstrunk gereicht. Er bat um Zuckerwasser, — so sei er es bei jedem Fastenende gewohnt. Man drängte ihm den Wein auf. Danach erkrankte er. Groß war nun seine Sorge, die Öffentlichkeit könnte annehmen, daß er seinen eigenen Stammesbrüdern unbequem geworden sei und daß sie ihn vergiftet hätten. Die Angst vor diesem Mordverdacht, der auf die Gemeinde fallen könnte, war größer als die Angst um sein eigenes Leben. Selbst im ersten Fieberanfall, der die Zähne aufeinanderschlagen läßt, behielt er seine besonnene Energie. Befahl, vor allem andern einen christlichen Arzt zu holen und von diesem den Rest des Weins, von dem er getrunken hatte, untersuchen zu lassen. Es wurde festgestellt, daß der Wein vollständig ungefährlich gewesen sei. Ein Notar mußte kommen, den Sachverhalt protokollarisch aufnehmen, zum Schluß schrieb Rëubeni eigenhändig mit hebräischen Lettern hinzu: „Sie hatten es zu meinem Besten beabsichtigt, denn sie kannten meine Natur nicht. Mögen sie darum gesegnet sein, der Hausherr und die Vorsteher!" — Dann erst dachte er an sich, verordnete ein heißes Bad und ließ sich in der Nacht mehrmals zur Ader. Am nächsten Tag zog er sich das Blut mit Schröpfgläsern ab. Er schien nur die schärfsten, wildesten Kuren anwenden zu wollen. Zarte Erleichterungsmittel wies er zurück. In ihm war nichts als Haß und Erbitterung gegen die Krankheit, sein

ganzer Zustand glich dem eines Kämpfers in der Schlacht. Man hörte ihn Schimpfworte murmeln wie gegen einen unsichtbaren Feind, seine aufgeworfenen Lippen drückten Ekel und Verachtung aus, — der Gegner war da, aber nicht als ebenbürtig anerkannt, vielmehr in die Ecke gewiesen, verspottet, bespien. Es sah manchen Moment wie Wahnsinn aus. Bestürzt umstanden die Hausgenossen das Bett, in dem der Kranke, ganz anders krank als man es sonst zu sehen gewohnt war, sich wütend hin und her warf. Er sah auf, tröstete sie. „Ich weiß es, daß ich nicht sterben werde, bevor ich nicht die Vertriebenen nach Jerusalem versammelt habe." Seine Schmerzen nahmen zu, die Zähne entblößten sich. Das Bewußtsein setzte aus. Als er erwachte, waren seine ersten Worte, die er mit einer an ihm ungewohnten Milde aussprach: „Fürchtet nichts, denn ich weiß sicher, daß ich an dieser Krankheit nicht sterben werde." Es war Abend geworden, das Fieber heizte. Josef Zarfathi, der Hausherr und Arzt, untersuchte, fand den Zustand höchst bedenklich und hielt es für seine Pflicht, dem Sterbenden das Beten des Widduj, des Sündenbekenntnisses, zu empfehlen. Er tat es mit der üblichen Begründung, daß dies „den Tod weder nähere noch entferne". Da richtete sich der Sar erbost auf und rief mit heiserer Stimme, die kaum mehr klang und doch einen geheimen Posaunenschall in sich trug: „Nein, ich werde das Bekenntnis nicht sagen, denn Gott ist mit mir und braucht mich für seine Arbeit. Ihr aber — geht jetzt!" Damit wies er die Besorgten drohend hinaus.

Am nächsten Morgen war er nach starkem Schweißausbruch über die Gefahr hinweg.

Vor allem verlangte er ein anderes Zimmer. Denn

dieses, in dem ihn die Krankheit ereilt habe, sei seiner Seele zuwider geworden.

Man brachte ihn in eines der Zimmer, die sonst Dinah, Zarfathis junge Schwester, bewohnte. Die Flucht ging auf den schönen Garten der Villa. Durch offene Fenster zog frühsommerlich Blumenduft, Palmenschatten, durchblitzt von warmen, grüngoldenen Sonnenstrahlen.

Dinah pflegte den Kranken. Die Krise war vorbei. Doch in nachzuckenden Krämpfen lag das Übel noch viele Tage, ja Wochen lang um Haupt und Körper des Ungeduldigen. — Abends, wenn das Fieber stieg, klagte er, sah die Schlangen des Laokoon an seine Lenden herankriechen.

Sie suchte zu trösten, indem sie über sein Werk sprach, das sie „Frohe Botschaft" nannte. Zuerst ganz zart. Dann, da er nicht ungern auf ihre Reden einzugehen schien, mit stürmischem Bekenntnis ihres Glaubens. Von Anfang an hatte sie an ihn geglaubt, in ihm den Retter des Volkes gesehen. Ihr schönes Gesicht wurde dunkelrot, da sie die Worte des geheimnisvollen Buches Daniel an ihn richtete: „Und ihm ist gegeben die Herrlichkeit und das Reich."

Er lächelte: „Also nicht dem Doktor Martinus Luther?"

Er wußte, daß der Vorsteher de Sforno viel im Hause verkehrte und auf Josef Zarfathi großen Einfluß hatte.

„Dieser wird vielleicht für sein Volk Großes ausführen," erwiderte sie klug und ernst, „Ihr aber für das Eure."

„Gut gesagt!" Ihre klare und natürliche Auffassung tat ihm wohl, so wie der Blick auf ihr einfaches, ruhiges, unschuldiges Antlitz. Tiefbraunes Haar, seiner Fülle wegen hoch aufgetürmt, zog nahe an den großen Augen vorbei, deren goldbrauner Glanz durch lange dichte Wimpern ab-

gedämpft war. Die runden Wangen, rosig und mit Grübchen geschmückt, schlossen sich fest um blaßzarte, eng geschlossene, nur im Wort sich öffnende Lippen.

Durch sein Lob ermutigt, fuhr sie fort: „Die letzten Päpste alle waren uns wohlgesinnt. Ich kann also nicht einsehen, warum wir eine Bedrohung ihrer Herrschaft wünschen sollen."

Er sah sie spöttisch und doch auch mit Zartheit an, wie ein gescheites Kind, das einen durch sein Wissen und altkluges Wesen in Erstaunen setzt. Sie aber bettelte: „Sprecht noch mehr, mein Lehrer! Ich höre Euch so gerne reden."

„Es ist unser Fehler," sann er, von Wort zu Wort tiefer in sich selbst sinkend, „daß wir immer wieder von außen, von andern her unsere Befreiung erhoffen. Als ich jüngst in Venedig war, sprach man nur von Heinrich, dem englischen König, — einige faselten, er würde der Messias der Juden werden, wenn wir ihm durch unsere Gutachten zur Lösung seiner Ehe und zur Heirat mit Anna Boleyn verhülfen. Hier in Rom fand ich alle Blicke auf den deutschen Mönch gerichtet. Es sind immer die Sorgen der andern, die wir uns machen. Immer dasselbe Schmarotzieren — wenn nicht an fremden Freuden, so doch zumindest an fremdem Leid. Und wir lernen gar nichts."

„Und was sollen wir tun?"

Er seufzte tief auf. — Nun hörte er ihre Fragen und Reden nicht mehr, war allein mit seiner Kümmernis. Sie merkte, daß er sie nicht sah, und ging still hinaus.

Um ihn aufzuheitern, brachte sie andern Tags drei Freundinnen mit. Die Mädchen sangen ein vierstimmiges Madrigal, dann tanzten sie. Lauteniſten und Geiger machten Musik.

Dinah verbeugte sich vor dem Bette Rëubenis: „Es geschieht, um Euch zu ehren, Herr, und damit die Betrübnis von Euch weiche.“

Und nochmals flogen die schlanken Mädchenarme, bogen sich die zarten Glieder im Reigen, zum Takte der zarten Melodie. Blaue Luft, Grasgeruch, das Wippen der Palmenblätter vor dem offenen Fenster — wie Augenzwinkern in wohliger Schläfrigkeit. Der Hauch froher Genesung zitterte durch das duftende Gemach, spielte froh die Tanzenden entlang.

„Findet Ihr Vergnügen an unserm Tanz?“ fragte Dinah.

Rëubeni nickte schwach. „Ihr meint es gut mit mir. Aber Gott weiß meine Gedanken und daß mein Herz tags und nachts nur Seiner Arbeit gehört.“

Die Mädchen zogen sich zurück.

„Dinah!“

Von der Tür her kam sie heran.

Scherzend hob er den Finger. „Für welches Fest habt ihr diesen Gesang und diese Tänze einstudiert? Ist es deine Hochzeit, die man vorbereitet?“

Heftig schüttelte sie den Kopf.

„Nun, was denn?“

„Der Papst hat die capitoli des Rabbi Daniel bestätigt. Alle freuen sich. Es gibt von jetzt an nur eine einzige und

einige Gemeinde in Rom. Mein Bruder wird in der nächsten Woche den Rabbi durch ein großes Festmahl ehren."

Der Sar rümpfte die Lippen.

Nähertretend hob Dinah die gefalteten Hände. „Darf ich um etwas bitten?"

Erstaunt sah er ihre Erregung. „Was ist's denn, mein Kind?"

„Man wird auch Euch einladen. Ihr habt bisher immer abgelehnt. Diesmal aber — wenn Ihr könnt — wenn Eure Gesundheit, wie wir hoffen, bis dahin zurückgekehrt ist — diesmal dürft Ihr Euch nicht weigern. Tut es nicht, ich bitte Euch."

„Was quält dich denn so, — sage alles, Dinah!"

„Mich quält..." Sie stockte und schlug die Augen nieder. „Ich verstehe eines nicht. Ganz und gar nicht. Und es gibt keine Stunde, in der ich nicht darüber nachdächte... Ihr wart bei den Festen der römischen Akademie, bei Herrn von Goritz, wart bei vielen Kardinälen zu Gast. Bei uns nie. Bei keinem Juden. Ihr verachtet uns." Sie weinte fast. „Für uns wollt Ihr streiten, aber nicht an unserer Seite. Ich martere mich ab und kann das nicht verstehen. Sind wir so verworfen? Sind wir so schlecht?"

Ihr edles Gesicht glühte vor Stolz, der ihr gut stand. Ihm gefiel der Zorn ihres Selbstbewußtseins, in dem auch noch etwas von der süßen Musik, den ebenmäßigen Tanzbewegungen nachschwang, — Gleichgewicht einer gesunden Seele, den Gleichgewichtsspielen der Töne und des gelösten Körpers verwandt. War es die „Schönheit Israels", die sich ihm in diesem Augenblick eröffnete und der er, vertrauensvoller als sonst, sein Herz erschloß? — Ruhig begann er. Daß sie ihn ja noch gar nicht gefragt habe, was

er bei den Lustbarkeiten der Christen suche. Dann erzählte er ihr, was noch niemand aus seinem Mund erfahren hatte: das Breve des Papstes, das ihn dem portugiesischen König empfahl, war wohl schon in seiner Hand, — doch der portugiesische Gesandte Dom Miguel machte Schwierigkeiten, wollte die Pässe für ihn und seine Begleiter nicht ausstellen, — mit der Begründung, daß das Erscheinen eines jüdischen Fürsten in Lissabon die Marranen ermutigen und vielleicht sogar ihren offenen Aufruhr veranlassen würde. Dem Gesandten nun sei nur durch einen Druck von seiten der päpstlichen Beamten beizukommen, die mit dieser Angelegenheit betraut seien. Aber gerade hier liege die Wunde der ganzen Sache. Denn die Kanzleien seien in ihren Verhandlungen mit Dom Miguel lässig, wo nicht hinterhältig und mit Absicht gewissen Gegenströmungen willfährig, die sich an der Kurie geltend machten, um Reubenis Weiterreise zu verhindern. So sitze er schon wochenlang fest und die so hoffnungsvoll begonnene Unternehmung stocke. „Dies ist es, was mich zu jenen Festen treibt. Denn nicht um an Gastmählern und Komödienaufführungen teilzunehmen, bin ich nach Rom gekommen. Nun aber muß ich dorthin gehen, wo die einflußreichen Männer zusammenströmen. Muß Freunde suchen, wo sie vielleicht noch am ehesten zu finden sind. Dir aber sage ich, Mädchen," er erhob sich halb, und das wilde Feuer seiner Augen wurde ihr so unerträglich, daß sie zur Seite sehen mußte, „dir aber sage ich, daß diese Arbeit nicht minder schwer und blutsaugend ist als alles, was ich sonst noch auf mich genommen habe."

„Oh, ich weiß es, ich weiß es", seufzte sie zerknirscht.

„Du weißt es, Dinah," fuhr er sanfter fort und legte

zart die Hand an ihr reiches Haar, „und doch — so vieles weißt du nicht. Wirst es nie auch nur ahnen können. Du würdest zur Salzsäule, wenn du alles wüßtest. Aber wenn ich dir nur eins von all dem sage — du bist ja klug, du mißbrauchst es nicht! Etwa dies: wie grauenvoll es ist, die unglücklichsten, zerschundensten unserer Brüder, die Marranen von mir wegweisen zu müssen, statt sie aus dem Staube zu holen, wenn sie vor mir knien, — und ihnen um den Hals zu fallen, — wie ich es so gern täte. Denn sie sind treu, — treuer als alle, — von dem wilden Tier, der Inquisition, überwacht, halten sie unter tausend Gefahren am alten Bunde fest. Und nun hast du ja selbst gesehen, Dinah, wie ich auf die unmenschlichste Art: Nein zu ihnen sage und: Für euch habe ich keine Botschaft. Schlössen sie sich an, so würden die christlichen Mächte zum Widerstand gereizt. Und das darf nicht sein. Die ganze ungeheuerliche Sache, die Erlösung aus fünfzehn Jahrhunderten der Erniedrigung, wäre in Gefahr, wenn ich meinem Gefühl für diese Treuen nachgäbe — meinem guten Gefühl! Und so ist es in allem. Das Gute, Nahe, das ich tun will, darf ich nicht tun. Vor den Augen das ferne Ziel — und an allem andern wie im Sturmwind vorbei."

Noch nie hatte er so gesprochen. In Klagen keuchend eröffnete er sich dem Mädchen, das atemlos lauschte. Neben dem Bett kniete sie, den Kopf gesenkt, das Gesicht in die Handflächen gepreßt. Nur von Zeit zu Zeit, wenn Rëubeni innehielt, sah sie auf — Tränen standen in ihren leuchtenden Augen — und neue Klage entströmte seinem Mund: „Das Ärgste geschah in Venedig. Einen alten ehrlichen Menschen, den einzigen, der dort noch auf die Er-

lösung hoffte, mußte ich zurückstoßen. Er war Flüchtling, einflußlos, wie eben die fremden Juden Venedigs sind. Und ich brauchte Zugang zu den Ältesten, brauchte die Ältesten selbst und ihre Hilfe. Mit diesen Pfefferſäcken mußte ich mich abgeben. Und erst als meine Bemühung um sie ergebnislos war, — da erst, spät genug, durfte ich meinem guten Gefühl nachgeben und jenem alten Elchanan danken für sein jugendliches Herz. Als es nicht mehr schaden konnte, nicht mehr aufhielt. So auch in Rom hier. Es ist nicht mein gutes Gefühl, es ist hartes Geschäft. Ich sitze unter den Monsignori, mit apostolischen Astrologen und Sekretären, mit Literaten aller Art, laure auf ein Wort, das mir den günstigsten Weg zeigte, und bekomme indessen endlose Perorationen und die langweiligen Gedichte eingestopft, doppeltgebackenen Livius und aufgewärmten Horaz. Manchmal aber gibt es eine vollendet gute Musik — oder es erscheint auch oft genug die ganze Festlichkeit mit ihren schönen, frohen Menschen, die sich gesittet und zartsinnig benehmen, deren Reden in aller Heiterkeit die Welt umspannen, als ein Meisterwerk des Lebens, über alle Schönheit der Kunst hinaus. Doch das schmerzt dann doppelt. Denn es ist eine Schönheit, an der Israel nicht teilhat. O wie weit noch der Weg bis dahin — und wie weitab all dies von den Dingen, die eigentlich meinem Herzen gemäß..." Er unterbrach sich, drängte hastig neue Einfälle hervor. Ein lang zurückgehaltener Ungestüm, den man dem wortkargen, stets finster in sich verschlossenen Manne niemals zugetraut hätte, brach alle Schleusen. „Nein, es geschah doch einmal etwas nach meinem Herzen. Beim Kardinal Hippolyt de' Medici. Einer, der immer allein saß wie ich, — den niemand recht beachtete, — es

stellte sich dann nachher heraus, daß er kein Literat war, sondern nur Bildhauer — und deren Werke sind zwar in hohem Ansehen, sie selbst aber werden, da sie kein Latein sprechen, über die Achsel angeschaut — dieser eine also hatte mich schon den ganzen Abend über scharf beobachtet. Nachher lud er mich ein, mit ihm zu kommen. Ich fragte nach seinen Wünschen. Mürrisch bat er, ich solle ihm gestatten, in meiner Gegenwart ein paar Meißelhiebe an einer schon fast vollendeten Statue zu führen, die sich in seinem Atelier befinde und in deren Haltung und Gesichtsausdruck seltsamerweise einiges an mein Aussehen an diesem Abend gemahne. Seltsam deshalb, weil er an dieser Bildsäule, die für ein Grabmal bestimmt sei, schon seit vielen Jahren arbeite. Und doch sei ihm, so sagte er, erst heute durch den Blick auf mich eine bestimmte Beseelung seines Werks klar geworden. Wir kamen bald wärmer ins Gespräch. Dieses Grabdenkmal, erzählte er, sei das Unglück seines Lebens. Er habe es so großartig entworfen, daß es nun zwar vielleicht nicht seine Kraft, wohl aber die Kraft des Zeitalters übersteige, das trotz aller Anrufungen alter Römer- und Christentugend über das Durchschnittsmaß nicht hinauskomme. Vielleicht überdies — und er zog die ohnehin schon von vielen tiefen Falten gefurchte Stirn noch krauser zusammen — vielleicht übersteige das Werk doch auch seine eigene Kraft, die er wohl überschätzt habe, in jungen Jahren. Jetzt aber, als Fünfzigjähriger, sehe er, daß er doch nur ein Zeitkind und kein Halbgott der Antike sei. Wäre es anders, so hätte er eben mit den Kräften eines Halbgottes die niedrigen Widerstände, die sich der Vollendung seines Werkes entgegenstemmten, doch noch überwinden können. ‚Nur dieses Denk-

mal, wie ich es geplant habe, in zwei Stockwerken, mit vierzig Figuren, alle Künste und Tugenden, die unterworfenen Provinzen, Himmel und Erde darstellend, wäre der Antike würdig gewesen, hätte in diesem elenden Lande vielleicht doch ein neues Geschlecht heroischer Römer gezeugt. Nichts davon geschieht. Ich hasse meinen Ruhm, der ein Mißverständnis ist; ohne Maler zu sein, bin ich durch Bilder berühmt. Nur Trümmer meines Werkes sehe ich um mich. Ich will Euch nicht kränken,' fuhr er fort, ‚aber es will mir scheinen, als seid Ihr in einem ähnlichen Fall. Ihr genießt viel Ehre, aber das neue Geschlecht heroischer Juden will ebensowenig aufstehen, wie das geträumter Römerhelden. Die alten Zeiten kehren nicht wieder. Da können wir uns anstellen, wie wir wollen; sie kommen nicht, niemals.' Unter solchen Reden hatte er mich in seine Arbeitsstätte geleitet. Er steckte einige Wachslichter an. Da stand das Marmorbild eines fürstlichen Mannes. ‚Bisher habe ich geglaubt, er zürne nur seinem Volk,' sagte der Bildhauer, ‚aber nun weiß ich, — und das muß man seinen Augen absehen können, — auch sich selbst zürnt er, da er bei aller Kraft nicht stark genug ist, — wie Ihr, wie ich selbst —.'"

Dinah hatte gespannt zugehört. „Wo liegt dieses Atelier?" rief sie jetzt.

„Auf dem Petersplatz, nahe am Korridor, der zur Engelsburg führt."

„Dann war der Bildhauer — Michelagniolo Buonarroti."

Rëubeni stutzte, da er den großen Namen hörte. „Ich habe ihn nicht gefragt — und überhaupt zu Anfang unserer Unterredung nur mit halbem Ohr hingehört, denn ge-

rade an jenem Abend hatte mich ein großes Mißgeschick getroffen — einer der Prälaten, auf den ich die festeste Hoffnung gesetzt, war von mir abgefallen — und ich, des Kleinkriegs müde, fühlte mich dem Tode näher als dem Leben. Ich war nicht ganz bei Sinnen, als ich mit dem Alten ging. Dann aber hat er mir immer besser gefallen, mich schließlich ganz hingenommen. Wiewohl er nach Art der alten Leute zwischendurch auch immer wieder von seinem Nierenleiden sprach, — von Krankheiten mag ich nichts hören. Aber das ging ja vorbei. Und dann glühte er wieder. Auch die etwas komische Tracht schadete ihm nicht, mit der er an die Arbeit ging. Er blieb erhaben — trotz der Papierkappe, die er auf dem Kopf trug, und auf deren Scheitel wie ein Helmzierat eine brennende Kerze befestigt war. Seine eigene Erfindung, erklärte er. Das Licht fällt immer dahin, wo er es braucht, und die Hände sind für Hammer und Flacheisen frei. Mit dieser Kerze auf dem Kopf sprang er an seiner Statue umher, daß die Lichter und Schatten über den Marmor liefen und ihn zu schmelzen schienen, dann wieder huschte er an mich heran, um etwas ganz aus der Nähe zu sehen, und schnell wieder zurück. Die Hiebe klirrten in den Stein, ich glaubte, das Ganze müsse in Stücke gehen. Als er endlich nach zwei Stunden erschöpft abließ, konnte ich eigentlich keine wesentliche Veränderung an der Bildsäule bemerken. Er aber erklärte sich zufrieden. Von den vierzig Statuen, die das Grabmal schmücken sollten, ist es freilich die einzige, die er fertig machen will. Trostlos sprach er davon, — aber während man sonst wohl niedergeschlagen wird, wenn man jemanden so sprechen hört, war es bei ihm anders. Was er auch sagte, und wenn es das Trübste war, — es lag

eine Helligkeit darauf wie von einem inneren Feuer, das unerstickbar in ihm lohte und jede Niederlage gleichsam ohne sein Zutun, ja gegen seinen Willen, in einen Sieg verwandelte. Selbst in seiner Ermattung, in seiner Verzweiflung — das spürte man deutlich — verließ ihn Gott nicht, ja es schien, als sei dieser Zusammenhang mit dem Höchsten ganz und gar nicht aufzulösen, durch keine Macht, nicht einmal durch des Meisters Willen. Seine Worte, daß er müde sei, klangen zwar wahrhaftig, und doch wie Trotz und kindliche Übertreibung, ja, angesichts der herrlichen Statue fast ein wenig zum Lachen. Wird er auch das Große, das er will, nicht ausführen: so wird doch jedenfalls, was er ausführt, groß sein. Welch eine Freude, dieser Mann, ein Held! Es war mir wie ein großes Aufatmen. Und am nächsten Tag hatte ich dann wieder Mut zu meinen kleinen Besuchen, zu vorsichtigem Vorwärtstasten nach kalten Herzen hin." — Die Erinnerung an Michelagniolos unverletzlichen Seelengrund ließ auch in Rëubeni etwas von jener geheimnisvollen Heiterkeit, die allen großen Seelen gemein ist, hervorkommen. Bei manchen äußert sich diese Heiterkeit höchst selten, doch niemals fehlt sie ganz. Rëubeni nun deklamierte mit einigem Übermut die Verse des Abraham ibn Esra:

„Geh' ich früh ins Haus des Mächt'gen,
Sagt man: er ist ausgeritten.
Komm ich abends zagend wieder,
Sagt man: er ist schon zu Bett."

Fröhlich fiel Dinah, die kleine Gelehrte, ein:

„Immer ist er ausgeritten,
Oder eben schon zu Bett.

Nie was andres hört der Arme,
Und wer ohne Stern geboren..."

Sie erschrak: „Aber so ist es gar nicht — verzeiht — was rede ich! — Ohne Stern? — Euch ist doch die Herrlichkeit gegeben und das Reich."

Rëubeni wandte sich ab.

Dinah gab nur ihrer Ungeschicklichkeit die Schuld. Wie hatte sie nur die wenig passenden Zeilen zitieren können! Daß Rëubeni etwa verstimmt war, weil er sich im Wirbel der Geständnisse schon zu weit gerissen fühlte, — das kam ihr gar nicht in den Sinn. Er war ja der Messias. Zwar mußte er noch dulden, nach der Verheißung des Propheten Jesaja, „wie ein Wurzelschoß aus dürrem Land", „ein Mann der Schmerzen und vertraut mit Krankheit" — aber der Tag kam, da würde er „viele Völker vor Staunen und Ehrfurcht aufspringen machen". Und „seinethalben werden Könige ihren Mund zusammenpressen". — Dinah zweifelte keinen Augenblick daran. Daß Rëubeni sichtbar litt, körperlich wie seelisch, bekräftigte nur ihre Zuversicht.

Er aber zeigte, als er sich ihr wieder zukehrte, ein verändertes Gesicht, — das gewohnte, regungslos kalte, zusammengeraffte. Es war, als streife er alles von sich ab: die Versuchung durch die Schönheit Israels, durch Tanz und leichtes Vertrauen. „Rufe mir deinen Bruder und einen zweiten Arzt", sagte er hart. „Denn ich will nun endlich gesund werden."

Das Mädchen fuhr ängstlich zusammen. War es auch sein gewohntes Gesicht, so setzte es sie doch in Furcht. Der Unterschied von dem menschlich zarten, begeisterten Ausdruck, den sie eben an ihm gesehen, war zu groß.

„Verzeiht mir", bat sie schüchtern.

Hörte er sie? — Er nickte, wie geistesabwesend.

Sie wandte sich zum Gehen, mit Tränen kämpfend. Noch eines mußte sie sagen. Immer lag es ihr im Sinn, — gab allem, was geschah, einen besonderen Glanz — ihr keusch behütetes Mädchengeheimnis war es. Jetzt es hervorreißen, sich ausliefern — wie zur Sühne dafür, daß sie den Sar beleidigt hatte!...

Doch schwer stiegen die Worte aus ihrer Kehle, als verlege ihnen die Zunge, die sie aussprechen sollte, den Weg. „Ihr fragtet, Herr, — ob dieser Tanz ein Hochzeitstanz sei. Wisset denn: Ich werde nie heiraten — außer in Jerusalem."

Und sie lief so schnell weg, daß der seidene Türvorhang noch lange nachher stürmische Wellen schlug. —

In den nächsten Tagen vermied der Sar jedes Gespräch mit ihr. Langsam genas er, konnte schon im Lehnstuhl sitzen. Er ließ sich jetzt von seinen Dienern warten. Dinah wollte er nicht mehr sehen.

Doch sprach sie ihn noch einmal an, zitternd, kam mit wohlüberlegter Rede und einem fertigen Plan.

Sie berichtete, daß in Venedig der ganze Judenrat auf Beschluß der empörten Gemeinde gestürzt worden sei. Ein Aufruhr, gleich nach der Abreise des Sar. Alle abgesetzt, auch Mantino, der vordem Allmächtige. So stark habe sich schon die gesamte Volksstimmung dem Fürsten aus dem Reiche Chabor zugewandt. Und das sei auch den römischen Fattori, de Sforno voran, gewaltig in die Knochen gefahren. Sie wären jetzt glücklich, wenn sie Rëubeni einen Dienst erweisen, sich im Vertrauen zu seiner Partei schlagen könnten, ohne dies öffentlich allzusehr merken

zu lassen, doch so, daß sie im Falle des Gelingens sagen könnten: Seht, wir waren mit dabei. Das wisse sie aus vielerlei Reden und Andeutungen. Und ein solcher Dienst sei nun in der Tat sehr nötig. „Denn bei Euren Bemühungen um Eile und Eifer der Kurialschreiber habt Ihr vielleicht eines nicht bedacht — verzeiht die Anmaßung, aber ich kenne, als ein Kind dieser Stadt, ihre Sitten und kenne auch das neue Sprichwort: daß man in Rom statt der zehn Gebote heute nur noch zehn Buchstaben befolgt, nämlich: ‚Da pecuniam!' oder ‚Gib Geld her.' Eine Geldsumme nun, von Messer Sforno bewilligt..."

Bös unterbrach er sie: „Genug. Ich danke. Niemals."

„Der einzige Weg..."

„Seit Jahrhunderten gehen wir ihn. Ich weiß es. Was ich will, ist, daß wir endlich einen andern Weg gehen können."

Dinah starrte ihn fassungslos an.

„Du kannst mich nicht verstehen, mein Kind", sagte er milder, doch lag etwas in seinen Worten, was sie weit in die Ferne wies — und vielleicht für immer. „Gewiß darf die Schuld von Jahrhunderten dir, einem schwachen Mädchen, nicht zugerechnet werden. Es ist nicht deine Schuld, Kind, daß du mich nicht verstehst."

Seine Kälte tat ihr weh.

Weinend stürzte sie vor ihn hin, faßte seine Hand und küßte sie leidenschaftlich, indes ihre Tränen über seine knochigen, mageren Finger hinliefen.

Ihn durchzuckte es. Schmerz und Verlangen führte ihm die Linke, mit der er ihr schönes Haar berührte. Sie wagte nicht aufzuschauen.

Ein Augenblick. Nur leicht und kurz war seine Hand auf ihrem Scheitel gelegen. Schon zog er sie zurück.

Es war keine Liebkosung, eher wie ein Winken von fern, vom andern Ufer eines breiten Stroms...

Zu Aretino aber, der ihn an demselben Tage besuchte, sagte er mit Entschiedenheit: „Alles, was Ihr von Frauen und ihrem Treiben erzählt, mag wahr sein. Ich habe es nie erlebt, weiß nichts. Ein einzigesmal in sehr ferner Zeit, — dreizehn Jahre sind vergangen —, Böses genug habe ich da erlebt. Aber es war doch ganz anders, von weit höherer Art als das, was Ihr berichtet. Nicht dieses Gemisch von wüster Genußsucht und noch schwärzerer Gewinnsucht, das Eure Geschichten ausfüllt. Dennoch: sie mögen wahr sein. Zu dem Bilde, das die elende Welt im übrigen darbietet, würde das sogar ausgezeichnet passen."

„Unsinn," sprang Aretino dazwischen, „der Ton ist falsch. Nur Grillenfängern, wie Ihr einer seid, erscheint die Welt elend. Weil Ihr Euch nicht an mein Wahrwort haltet, daß alles, alles restlos erklärt, das weiser ist als sämtliche Sprüche der sieben Weisen Griechenlands und der siebzig oder siebenundsiebzig Rabbiner dazu. Das Wort: Es wird zu wenig geschlafen. Nämlich: mit schönen Frauen. Oder mit schönen Knaben. Das ist einerlei. Wie Ihr's nehmt: es sagt jedenfalls alles. Denn alle Melancholien und alle falschen Dogmen, Ausgeburten kranker Gehirne, alle Kriege und politischen und religiösen Gezänke kommen nur daher, daß sich die Menschheit von dieser einzig angenehmen Beschäftigung ablenken läßt und aus Schmerz und Wut über den entgangenen Genuß in Narrheit und gegenseitige Gehässigkeit verfällt..."

„Ich kenne Eure Ansicht, Ihr habt mir sie oft genug

gepredigt. — Laßt mich sie heute wenigstens teilweise richtigstellen. — In der schönen Frau liebt man: nicht die Frau. Sondern die Blüte des Volkes. In ihren edlen, meisterhaft geformten Gesichtszügen lese ich die Tüchtigkeit der Ahnen, die einen guten Platz, gutes Land erkämpft haben, auf dem man gedeihen kann, — ja in ihren lachenden Augen, im lieblichen Schnitt des Mundes sehe ich sehr ernste Dinge: die erste mutige Besitzergreifung und das Festhalten des Bodens, mühsame Arbeit von Geschlechtern, Unverdrossenheit, bittere Zucht, adelige Schlichtheit der Gesinnung, die ganze harte Geschichte eines Volkes, ja seinen Aufstieg zu Gott. Das alles sieht in Gestalt der Frau sehr leicht und spielend aus, ist aber nichtsdestoweniger sichtbare Formung der furchtbarsten und verborgensten Kräfte, die es gibt..."

Aretino lachte auf. „Ich sage ja: Es wird zu wenig geschlafen. Sonst kämt Ihr gar nicht auf solche Gedanken."

„Nein, hört mich einmal zu Ende! Wenn man nun fühlt, daß die Geschichte eines Volkes sich dem Niedergang entgegenneigt — die Frau aber, die man vor sich sieht, ist immer noch schön, weil in ihr noch alte Heldentaten zu Ende wirken, — die schöne Frau also lebt gleichsam noch von Gnaden längst versunkener Geschlechter, an deren Tugend und Kraft sie selbst keinen Anteil mehr hat, ja deren Andenken ihr guter, aber aufs Kleinliche gerichteter Verstand unwissentlich verhöhnt — sagt selbst, ist solch eine schöne Frau nicht grauenhaftester Trug der Unwirklichkeit? — Und wenn man nun sieht, wie sie sich abmüht und wieder groß sein möchte und heimkehren nach Jerusalem, die Tochter meines Volkes, und wenn man sie deshalb an sich ziehen möchte — deshalb, und weil sie sehr schön

ist, schön und gut — und wenn man dies nun täte, statt das Einzig-Richtige zu tun, nämlich: bei der Wurzel zu beginnen, und nicht bei der Blüte — die gespenstische blasse Figur der schönen Frau mit neuem gereinigten Blut zu durchröten — diesem ihren Auferbautwerden alle Kraft zu geben, nicht aber der Umarmung einer luftigen Scheingestalt —, sagt, wäre das nicht so, als sage man in einem einzigen Atem: Gott ist groß, und lästerte ihn zugleich?"

Rëubeni war aus dem Lehnsessel aufgesprungen, seine Hand, noch schwach, klammerte sich an den Fensterrahmen. Der ganze Körper bebte. — Aretino hielt ihn fest, sonst wäre er umgesunken; Teilnahme für den wild Erregten, Kraftlosen, sprach aus seinen Augen, doch spöttisch zuckte der Mund: „Was Ihr nur immer mit Eurem Gott habt! Und gerade bei mir fragt Ihr wegen Gotteslästerung an? Ich habe zwar von jedermann übel geredet. Aber von Gott nicht. — Denn den kenne ich nicht."

II.

Der Sar war zu Kräften gelangt und betrieb wieder, wie vordem, seine Sache bei den Kardinälen und in den Kanzleien.

Doch gelang es ihm nicht recht, vorwärtszukommen. In seinen beiden Angelegenheiten rückte die Entscheidung immer weiter hinaus: weder war ein Ende der langwierigen Korrespondenz abzusehen, die der Gesandte Dom Miguel seinetwegen mit dem portugiesischen Hofe führte, noch konnte Rëubeni die unzweideutige Erlaubnis zur Anwerbung einer Truppe aus den kriegstüchtigen Juden Roms

erreichen. Wohl ließ er Listen anlegen, prüfte die Jünglinge, die sich meldeten, begann sie in der Führung der Waffen zu unterweisen. Doch bei solchen bloßen Vorbereitungen mußte es sein Bewenden haben. Übrigens waren es gerade diese Vorbereitungen, die von seinen Gegenern gegen ihn ausgenützt wurden. Tollheit nannten sie es, daß man den Juden, den gefährlichsten Feinden der Kirche Christi, nun auch Bewaffnung gestatten wolle. Nicht als Bundesgenossen der Christen, wie Rëubeni verheiße, sondern als Gegner würden sie diese Waffen gebrauchen.

Der Kardinal Egidio blieb allerdings fest. Desgleichen begünstigte der greise Großpönitentiar Lorenzo Pucci, ein erklärter Feind der Inquisition und der Dominikaner, die Sendung Rëubenis, wie er in früheren Jahren den Kampf des edlen Reuchlin gegen die Talmudverbrenner in Köln unterstützt hatte, — dieser Lorenzo Pucci, streng kirchlich gesinnt, liebte dennoch die erwachende junge Welt jener Tage, die so ernstlich nach Schönheit und einer würdigen Verbrüderung aller kraftvollen Menschen ohne Unterschied des Standes und der Abstammung rang. Und wie den Tod haßte er Spanien und die aus diesem finsteren Machtbereich heraufsteigende Verdunkelung aller freien Atemzüge. — Auch vom Papste wurde Rëubeni nochmals empfangen. Väterlich, wohlwollend, — und unentschieden. Langen Erörterungen, die auch diesmal vom Gegenwärtig-Politischen in allgemeine Klagen des Papstes über die leidige Kriegswirrnis jetzt und immer abschweiften, folgte sein beliebtes Abschlußwort: Videbimus — wir werden sehen.

Zur Unentschiedenheit hatte er freilich jetzt mehr Grund denn je. Denn das Kriegsglück war durchaus ins Wanken

geraten und schien sich überhaupt gar nicht mehr im Lager der einen oder andern Partei dauernd festsetzen zu wollen.

Winter. Bald ein Jahr war seit dem Eintreffen Rëubenis in Italien vergangen.

Und nichts erzielt. — Rëubeni, als Werkzeug der Kurie gegen Inquisition und kaiserliche Vorherrschaft in Portugal gedacht, wurde in Bereitschaft gehalten, aber noch nicht gezückt, solange unklar blieb, ob kaiserliche oder französische Übermacht mehr zu fürchten war. An diesem nüchternen Tatbestand, das wußte der Ambassadeur, konnten Intrigen weder im günstigen noch im ungünstigen Sinne Wesentliches ändern.

„Auf alles verstehen wir uns", pflegte er zu sagen, wenn ein Wohlmeinender wie Rabbi Daniel aus Pisa ihn drängte. „Auf alles — nur auf eines nicht. Abzuwarten! Es ist das Wichtigste. Aber auch das Schwerste. Zusehen, wie die Dinge langsam wie Pflanzen aus der dunklen feuchten Erde hervorkommen. Vor dieser dunklen Fruchterde scheuen wir uns. Wir haben kein Vertrauen zu ihr, — wir, das vorschnelle Volk."

Doch kämpfte er wohl selbst mit Zweifeln, die wie gefährliche Dünste den Melancholien der Untätigkeit entstiegen. Unruhe trieb ihn aus seinen Zimmern, — weite Spaziergänge in der kühlen Winterluft beruhigten ein wenig. Warten, nur warten! Alle erdenklichen Mittel, soweit sie ihm ehrenhaft schienen, hatte er angewendet, alles schien günstig und doch versagte sich der Enderfolg. — Gern suchte er nun die Einsamkeit des Kolosseums auf. Allein im ungeheuren Trümmerrund zog es ihn immer wieder, Verfall und Erhaltung des Baus gegeneinander abzuwägen. Oberstock und Außenwandung wie mit schrä-

gem Messer halb abgefetzt. Kellerräume, Galerien, Logen in unförmige Ziegelschlünde verwandelt. Und das Ganze dennoch wie mit einem einzigen glücklichen Blick wiederherstellbar, — so schien es ihm manchmal. War ein magisches Wort in das Riesenwerk miteingebaut? Tausende von jüdischen Kriegsgefangenen hatten es errichtet, — für die Eroberer Jerusalems. Ein Denkmal unserer Niederlage also und erbaut von unsern eigenen Sklavenhänden! Aber doch zumindest noch ein sichtbares Werk, der letzte gemeinsame Klageruf eines Volkes, zusammengehalten zum letztenmal, sei's auch nur durch den Despotenwillen des Siegers, — aber dies bedenke: zum letztenmal zusammengehalten, ehe es nach allen vier Windrichtungen ins Unsichtbare, in die Dämmerung langsamen Untergangs zerstiebt... Und immer noch scheint es, als sei dieses Volk mit einem einzigen Glücksblick wiederherstellbar — wie sein letzter großer Bau — wenn man ihn nur richtig und in der rechten Stunde sieht...

Aus Venedig war Mantino eingetroffen. Wollte er Absetzung und Sturz rächen? In Venedig, wo er jedes Ansehen eingebüßt, hielt es ihn nicht mehr. In Rom aber hatte Mantino seinen hohen Gönner, den Bischof Giberti, jetzt Kanzleipräsidenten im Vatikan. Kein Wunder, daß Rëubeni von der Ankunft Mantinos an all die vielen geheimen Hemmungen an der Kurie merklich zunehmen fühlte. Und war es bloßer Zufall, daß derselbe Bischof Giberti auch gegen Aretino, den er immer verfolgt hatte, jetzt mit verstärkter Heftigkeit auftrat? Böse Verse waren die Antwort, die Aretino dem Pasquino anheftete, dem Statuentorso, von dem die Römer die Spöttereien des Tages abzulesen gewohnt waren.

Kurz darauf ein Dolchstoß. Aretino stürzte verwundet vom Pferde. Jedermann wußte, wer den Bravo gedungen hatte. Doch Clemens, jetzt ganz unter dem Einfluß Giberti's, empfing seinen früheren Günstling gar nicht mehr, und Aretino hatte nicht einmal die Möglichkeit, Beschwerde und Verdacht vor ihn zu bringen.

„Ich habe diesen gallsüchtigen Bischof nie leiden können", sagte er zu Rëubeni, der ihm einen Krankenbesuch macht. „Auch einer von denen, die zu wenig schlafen." —

Und sobald er geheilt war, ging er ins Feldlager zum Hauptmann Giovanni Medici „delle bande nere". „Das ist ein Teufel, der wenigstens nicht vorgibt, was anderes zu sein." Den „Heuchlern von Rom" aber widmete er in seinen „Ragionamenti" ein bellendes Kapitelchen, „diesen Neunmalklugen, die den Mund nicht auftun, damit die Falten sich nicht verschieben, in die sie ihre Lippen vor dem Spiegel gelegt haben; wenn sie aber wirklich mal den Mund öffnen, so tun sie's mit der größten Vorsicht, damit die Lippen sich gleich wieder in die richtigen Falten legen. Und zu den Huren gehen sie leise, leise mit Katerschritten. Und im Augenblicke, in dem sie einer die Ehre erweisen, sagen sie noch: Wir sind Sünder wie die andern. Ist aber der Hosenlatz wieder zugenestelt, so setzen sie ihre Lippen in Bewegung und brummeln unaufhörlich das Miserere, das Domine ne in furore und das Exaudi orationem. Und dann gehen sie spornstreichs ins Spital, um den Unheilbaren die Füße zu reiben. — Mögen sie mit glühenden Zangen gezwickt werden!"

Ungern nahm Rëubeni Abschied von dem Gefährten. Zwar hatte ihn die Fülle der Laster, in der Aretino sich wohlig zurechtfand, mehr als einmal zurückschaudern

lassen, — und doch: welch tröstliche Lebendigkeit und im Grunde sehr gütige, menschenfreundliche Kraft ging von dem immer fröhlichen Manne aus. —

Einige Tage nach Aretinos Abreise wurde der Sar bei einem seiner einsamen Spaziergänge abends im Kolosseum von zwei maskierten Männern überfallen.

Die Angreifer waren mit Dolchen bewaffnet, doch auch Rëubeni trug immer einen Damaszener im Gürtel. In seinem kleinen, aber breitschultrig festen Körper steckten Kräfte genug. Und sein Mut drängte die beiden Banditen sofort in die Verteidigung. Einen verwundete er, und schnell wandten sich beide zur Flucht.

Es lag nahe, diesen Mordanfall mit dem auf Aretino in Verbindung zu bringen. Doch welchen Grund konnte Bischof Giberti haben? Oder waren es andere Persönlichkeiten der Kurie, die in Rëubeni einen so gefährlichen Feind sahen, daß sie ihn auf solche Art unschädlich zu machen wünschten?

Das Rätsel wurde auch in der Folge nicht aufgehellt. Es fügte sich zu dem vielen Geheimnisvollen, das Rëubenis Gestalt dunkel umgab. Wohl hatte Rëubeni das ganze Geschehnis verschweigen wollen. Doch von ferne war der Hergang beobachtet worden, — schnell verbreitete sich das Gerücht und machte aus dem Sar einen Helden, der fünf und zehn Angreifer in die Flucht geschlagen habe.

Liebe und abergläubische Furcht des Volkes, das ihn ohnehin schon vergötterte, überstieg nun alle Grenzen. Man hatte dem Frommen eine Schlinge gelegt, doch Gott selbst hatte für ihn seine Engel ausgesandt.

Seltsam genug, daß all die kleinen Fehlschläge und Hindernisse, die Rëubeni nun bereits ein volles Jahr lang

unverrichteter Dinge in Rom festhielten, seinem Ansehen in den breiten Massen nicht den geringsten Abbruch taten. Das Volk sah ihn in märchenhaftem Glanz aufsteigen, den Prinzen aus dem Osten, der über ungezählte Heerscharen verfügte und im Bewußtsein seiner Kraft vor dem höchsten Thron der Christenheit Israels Recht vertrat. — Der ruchlose Mordanschlag hatte niemanden eingeschüchtert, nur neue Begeisterung geweckt.

Eine freiwillige Leibgarde junger Juden bildete sich, bewachte das Haus des Ambassadeurs.

Und es schien, als wolle die Reihe von Zufällen, die seinen Ruhm erhöhten, gar nicht abbrechen.

Denn kaum war in den jüdischen Gassen das Gerede über den unaufgeklärten Mordversuch verstummt, als ein weiteres Ereignis selbst auf die Zweifler Eindruck machte. In der Kirche San Pietro in Vincoli hatte Michelagniolo seine „Moses"-Statue aufgestellt. Das Aufsehen war ungeheuer. Man glaubt — so hieß es —, wenn man das Angesicht des heiligen und gewaltigen Mannes betrachtet, er werde den Schleier fordern, damit er es uns verhülle; so strahlend und leuchtend erscheint es; so treu ist Gottes Herrlichkeit darin dargestellt. — Andere wiederum wollten mehr als den Ausdruck göttlichen Lichtes den des Zornes im Gesichte des „terribilissimo capitano" wahrnehmen; etwa so, als stiege er vom Berge Sinai, die Gesetzestafeln in der Rechten und, ein wenig rastend, höre er das Singen und Tanzen des Volkes um den Kalbsgötzen, — Josua aber, der treue Begleiter, spräche zu ihm: Es ist Kriegslärm im Lager! Dies Aufblicken, dieser Moment vor wütendem Aufspringen, vor einem Ausbruch, der unfehlbar Verderben entfesseln würde! Und im Kampfe mit solch

wilder Vernichtungslust hält ihn noch das Bewußtsein seiner einmaligen ungeheuren Sendung. Der Kopf hebt sich nur leicht, als lausche er nicht minder als dem Volke im Tal diesem inneren Kampf, — Halt suchend greift die Hand in den Bart.

Bald erinnerte man sich, den Sar Rëubeni, bei Festen abseits sitzend, in ähnlicher Haltung gesehen zu haben. Nicht das bei aller Geistigkeit undurchwühlte, ja wohlgepflegt volle Gesicht der Mosesfigur, wohl aber diese Haltung, vielleicht auch etwas im suchend ungewissen Augenausdruck gemahnte an ihn.

Mit einem Male wußte man, daß Rëubeni dem Bildhauer Modell gesessen war. Hatte Dinah etwas verraten, von freudigem Stolz überwältigt? —

Nun wallfahrteten die Juden, Männer und Frauen, soweit sie die Scheu vor der Kirche überwinden konnten, in Scharen zu San Pietro in Vincoli. „Mögen sie es tun, sie beten nicht zu einem menschlichen, sondern zu einem göttlichen Werk", trug Michelagniolos Schüler, Giorgio Vasari, sein Staunen beschwichtigend in die Notizen ein, die er über das Leben der zeitgenössischen Künstler, insbesondere über das seines Meisters führte.

Viele Juden, die Vornehmsten unter ihnen, hatten in der Tat erst jetzt den Mut, in Rëubeni etwas Besonderes zu sehen. Der berühmte Michelagniolo war ja vorangegangen. Da konnte es also nicht so ganz unschicklich sein, den merkwürdigen Fremden halb scherzhaft, halb im Ernst einen „zweiten Moses" zu nennen.

„Wenn Ihr einen kühnen Handstreich vorhabt, — jetzt oder nie ist der Augenblick."

Der Mann, der dies zu Rëubeni sagte, hatte sich ihm schon öfters beim Warten in den päpstlichen Kanzleien angeschlossen. Ein älterer Bürger schon — dieser Florentiner, der sich noch von einer längst abgetanen Amtstätigkeit her den Titel „Staatssekretär", bisweilen sogar den eines „Kanzlers" beilegte, in Wahrheit aber nichts als ein müßiger, übrigens wenig beliebter Schriftsteller (Historiker und gelehrter Komödiendichter) war, der jetzt im Auftrage des Papstes eine „Geschichte von Florenz" vollendet hatte. Um das Manuskript dieser Geschichte zu übergeben, war er vor einiger Zeit in Rom erschienen, zugleich in der Hoffnung, eine gelegentliche Mission oder auch ein geringeres Plätzchen politischer Tätigkeit zu ergattern, in die ihn alle seine Gedanken und Nerven zogen. Indes ließen ihn seine vielen offenen und geheimen Gegner ebensowenig wie den Sar zu einem Erfolg kommen. Der Papst empfing ihn huldreich; Gesuche aber blieben unerledigt. Da die beiden öfters an denselben Stellen vorzusprechen hatten, waren sie bekannt geworden, schritten, stundenlang wartend, die endlosen, marmorspiegelnden Korridore des Vatikans auf und ab. Der Sekretär hatte dem Sar auch einige seiner vorläufig nur handschriftlich vorliegenden Werke geliehen, eine öfters umgearbeitete Studie „De principatibus" und die umfangreichen „Untersuchungen über die erste Dekade des Titus Livius". Bei Rückgabe sagte Rëubeni: daß er nun begreife, warum Niccolo Machiavelli — so hieß der Sekretär — einer der

berüchtigtesten Namen der Zeit und von allen gemieden sei, obwohl er mit großer Ehrlichkeit nichts als das empfohlen habe, was so viele Fürsten und Regierungen seit je gewußt und getan hätten: das Böse. Damit aber habe er selbst gegen einen seiner Hauptgrundsätze gefehlt, den nämlich, daß der Fürst (und dasselbe gelte für jeden in der Öffentlichkeit Wirkenden, also auch für den Schriftsteller) alles daran setzen müsse, gut zu *scheinen*, einerlei, ob er gut oder böse sei. „Ihr, Messer Niccolo, seid dabei wohl ein recht guter Mensch, durch Eure Schriften aber habt Ihr Euch unklugerweise in den Geruch schlimmster Lasterhaftigkeit und Gottlosigkeit gebracht." — Von diesem Gespräch an betrachtete Machiavelli den Sar als einen „Wissenden", kam ihm mit einer gewissen Ehrerbietung entgegen, soweit diese mit seiner ironischen und verbitterten Grundstimmung vereinbar war. Auch diesmal hatte er seinen Rat, zum kühnen Streich jetzt oder nie hervorzubrechen, nur halb ernst, mit häßlichem Lächeln gegeben, das den ohnehin breiten Mund mit der hängenden Unterlippe über sein ganzes glattrasiertes Gauklergesicht hin verzog. Dieses Gesicht, grünlich blaß, melancholisch, wäre ohne die auffallend lange und vorspringende Nase vielleicht unbedeutend, von mutlosem Ausdruck gewesen; die Römernase machte es bizarr, zu einer Karikatur auf Julius Cäsars Herrscherkopf.

„Ich meine, Ihr müßt ans Werk gehen, da eben jetzt der Mordanfall und die Sache mit dem ‚Moses' alle Gemüter für Euch eingenommen hat —"

Rëubeni fuhr auf: „Aber es ist doch alles Lüge. Man übertreibt ins Sinnlose. Ein einzigesmal hat mich der Meister gesehen. Im übrigen muß allen Vernünftigen klar

sein, daß er das Bildwerk seit Jahren nach dem großen Papste, dessen Grabmal es sein soll, oder nach seiner eigenen zornmütigen Sinnesart geformt hat."

„Mag sein! Aber darauf, was Vernünftige urteilen, kommt es nicht an. Der Pöbel läßt sich stets vom Erfolg und von Gerüchten lenken. Und alle Welt ist Pöbel."

„Das glaube ich nicht. — Ihr verachtet die Menschen zu sehr. Es gibt auch gute Menschen, und es gibt Erfolge dieser Guten."

„Habe ich nie geleugnet. Ich habe nur gesagt, daß ein Mensch, der immer nur das Gute tun wollte, zugrunde gehen muß unter so vielen, die nicht gut sind, daß daher ein Fürst, der sich behaupten will, — und in dieser Lage befindet Ihr Euch wohl —, auch imstande sein muß, böse zu handeln, also das Gute zu tun oder zu lassen, je nachdem es die Umstände erfordern. Bald Mensch, bald wieder Tier zu sein. Und das meinten auch die Alten, wenn sie zum Fürstenerzieher den Zentauren Chiron machten, der halb Mensch, halb Tier war."

Rëubeni trat einen Schritt zurück: „Die Kaltblütigkeit, mit der Ihr das alles sagt, verurteilt Eure Ansicht. Mag auch Richtiges an ihr sein, so darf sie doch niemals mit diesem Leichtmut vorgebracht und angewendet werden. Einen, der unter tausend glühenden Schmerzen und halb sinnlos vor Verzweiflung und immer noch gegen seinen besseren Willen, gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen, das Böse wagt, weil es nicht anders geht, weil er sich in einer Lage befindet, in der man Gott mit beiden Trieben, dem Trieb zum Guten wie zum Bösen, dienen muß, — solch einen Mann könnte ich mir, wenn auch nur mit Mühe, vor seinem Gewissen gerechtfertigt denken.

Weil er leidet, weil das Böse, das er beginnt, ihm selbst am meisten wehetut. Vielleicht soll es so sein..."

„Ich spreche niemals von der Welt, wie sie sein soll," unterbrach ihn Machiavelli mit pedantischer Grämlichkeit, „sondern wie sie ist. Ich halte mich in Studien, die ich seit Jahrzehnten verfolge, an die Erfahrungen der Geschichte, der alten Zeit und dessen, was ich selbst erlebt habe. Niemals an Phantasiebilder. Viele haben sich Republiken und Fürstentümer ausgemalt, die nur in ihrem Kopf existieren. Ich dagegen habe beispielsweise, als ich in Lucca war, Nachrichten über den einstigen Herrscher dieser Stadt, Castruccio Castracani, gesammelt. Aus diesen als auch aus der wahren Natur der Geschehnisse habe ich gelernt, nicht aus philosophischen Systemen. Ein einziges Wort dieses Mannes sagt mir mehr als alle schönen Reden, mit denen Dante den künftigen Friedensstaat einläuten wollte. Solch ein Wort meines Castracani: Gott liebt die Starken, denn man sieht ja, daß er immer die Schwachen durch die Starken züchtigt." Der Sekretär lächelte süßlich, als gleite ein ungemein wohlschmeckendes Gericht über seine Zungenspitze. „Oder dieser andere Ausspruch: Ich habe nie versucht, durch Gewalt zu siegen, wo ich durch Betrug siegen konnte. Denn nur der Sieg, nicht die Art des Sieges ist es, was Ruhm bringt."

Bekümmert sah ihn der Sar an: „Das ist es ja — Ihr liebt im Grunde Eures Herzens diese Bösewichter, die Ihr mit Eurem Zwielichtwort virtù bekränzt. Mir sind sie ein Abscheu. Virtù — diese heroisch-verbrecherische Tüchtigkeit darf nichts als ein Notbehelf sein."

„Sie ist das Leben, das Leben!" versicherte Machiavelli eifrig, als stünde sein eigenes Leben auf dem Spiel.

„Nur ein kleiner Teil des Lebens. Und lange nicht der beste", erwiderte der Sar in tiefer Sorge und doch mit einer Bestimmtheit, die zeigte, daß er über diesen Gegenstand mit nicht geringerer Beharrlichkeit als der Sekretär nachgedacht hatte. „Man muß viel behutsamer zu Werke gehen, glaubt mir. Nehmt dieses Beispiel: Ihr sprecht von Eurem Castracani so, als ob es zwar böse sei durch Betrug, — jedoch ganz unverwerflich, durch Gewalt zu siegen. Aber ist denn nicht jede Kriegführung mit ihrer Gewalt und ihren Schlächtereien, ist nicht jeder einzelne Mord an Mensch oder Tier etwas Böses, — das Böseste, das man ersinnen konnte?"

„Meint Ihr den offenen redlichen Krieg?" fragte Machiavelli mit ungläubigem Kopfschütteln.

„Ich meine den offenen redlichen Krieg."

„Aber wo bliebe da — Heldentum, Ehre, Größe, Manneskraft, die begeisternden Taten des Themistokles, des Epaminondas, Alexanders und Scipios?"

„Alles nur Notbehelf — wie ich schon sagte. Im Grunde geht es doch — um ganz andere Dinge."

„Und das sagt Ihr, — ein Krieger, der die Juden bewaffnen will, ein Heerführer, der mit uns gegen die Türken zu ziehen wünscht!" —

Auch früher schon waren die beiden mehrmals in angelegentlicher Unterredung hart aneinander geraten. Diesmal aber führte das Gespräch unvermerkt in die Tiefe. Reubeni liebte freilich keinerlei Auseinandersetzungen, pflegte nie von etwas anderem zu reden als von Angelegenheiten, die in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem Staatsauftrag standen und von denen er sich eine Förderung dieser Arbeit versprach. Gerade an diesem Punkte

aber hatte ihn der Sekretär gepackt, indem er geschickt genug den theoretischen Streit an den geplanten Türkenkrieg festhakte. Nun konnte Rëubeni nicht mehr zurück. — Gemeinsam verließen die beiden, nachdem sie auch diesmal vergeblich gewartet, den Vatikan. In unerschöpflichem Wechsel von Rede und Gegenrede erreichten sie den Tiber, den der Winterwind zu gelblichgrünen Wellen peitschte. Sie überschritten die Engelsbrücke, durchquerten, am Pantheon vorbei, die Stadt. In die engen Gassen, von Fußgängern, Reitern und Wagen durchstürmt, fiel mit dem rasch einbrechenden Abend betäubender Glockenschwall von allen Türmen Roms. Er schien das dunkle Getümmel der Menschen, die Schreie der Straßenhändler zu noch stürmischeren und kälteren Wogen aufzuwühlen als der Wind den Tiberfluß. Nur oben an den Dachsimsen und Kuppeln lag ein wenig Ruhe, — der rosige Abendschein, unerreichbar dem Lärm, aber auch den Herzen der in diese tobende Finsternis Verstrickten.

An den Palatinsgärten vorbei. Am Stadtrand, bei den Thermen des Caracalla, mäßigten sie ihre Schritte. Hier war es still. Zwischen Trümmern und alten efeuumsponnenen Mauern glitt die Via Appia endlos in die Ebene hinaus, lockte ins Freie, — vom verhallenden Glockenton wie von der nachwinkenden Hand der großen Stadt begleitet.

Sie waren durch das Sebastianstor schon ziemlich weit vor die Stadt hinausgeschritten. Die Steinplatten der alten Römerstraße klangen unter ihren Füßen. Nun wichen rechts und links die vom Straßenstaub wie weiß getünchten Gartenmauern. Es wurde frei. Die weite Ebene, Abendnebel in zarten Streifen über sie hingelegt. In der Ferne marschierten die Pfeiler der zerstörten Wasserleitung auf,

hier ein Dutzend nebeneinander wie Säulen eines ungeheuren Tempels, dann nach einer Lücke wieder zwei und wieder fünf und die unabsehbare Reihe der Nachzügler, so weit der Blick reichte. Machiavelli wies hinüber: „Römische Soldaten! — Solch ein Volksheer brauchen wir!“

Von der nahen Osteria war ein hübscher Junge aufgesprungen, neugierig, was die große Gebärde, der laute Ruf bedeuten möge. Rëubeni rief ihn näher, strich über die volle braune Wange des Knaben. „Da seht, Messer Niccolo, Rom ist auch ohne Kohorten jung und schön geblieben. — Mein Volk aber? Die Not hat es häßlich gemacht. Klein von Gestalt, großköpfig, engbrüstig, verschrumpelt, ängstlich, ungesund, sterbend, nur noch selten etwas vom alten Lebensquell, von der Schönheit Israels. Seht nun, wenn in dieser äußersten Bedrängnis, knapp vor vollständigem Auslöschen kein Mittel, auch das sündhafteste, nicht verschmäht wird, wenn man mit dem Tode ringend zur Waffe greift...“

„Und ringt nicht auch Italien mit dem Tode? Von den Barbaren gebrandschatzt, zu Gott flehend um einen Erretter. — Euch nennen die Euren den Messias. Auch wir suchen seit Jahrhunderten einen Messias.“

„Ihr seid nicht staatenlos, nicht zerstreut. Ihr seid da“, klagte Rëubeni.

„In Can Grande glaubten wir ihn gefunden zu haben.“ Machiavelli dozierte unbeirrbar. „In Cola di Rienzo, in Ladislaus von Neapel, dann in Carl von Frankreich, ich selbst sah ihn in Cesare Borgia, später wieder in unserm Mars unter der Tiara, im Mosespapst Julius. Alles mißlungen. Fortuna wollte es nicht. Oder lag es daran, daß

diese Helden zwar stark und böse waren, aber immer noch nicht böse genug..."

Wo hat Rëubeni solche Worte schon gehört? Schattenhaft huscht es durch die Nebel der Campagna. Formt es sich, taucht es wieder auf — „das Geheimnis des großen Drachen, der in seinen Strömen lagert?" Klingt die Stimme des Turmwächters Gerson von fern?

„Und solch ein Krieg, der Krieg um die Einung Italiens, sollte nicht höchstes Gebot, sollte nicht mit allen, auch den grausamsten Mitteln zu führen sein!" schloß der Sekretär.

Es war, als wollte Rëubeni mit dem Eiferer nicht streiten, wolle dem Geflecht von Gründen und Gegengründen entrinnen, das Machiavelli ihm über den Kopf warf. Er zog wie zum Schutz den fremden Knaben an sich, heißes wirkliches Leben. „Seht doch nur — klarer als alle Widerlegungen — die alten Götter leben ja noch in eurer Mitte. Ist dies nicht Apollons Stirn und der Mund des Antinous? Und die Nase, schlank und stark, wie die eines jungen Kriegers an einer eurer alten Triumphsäulen! Auch von den jüdischen Knaben hieß es einmal nach dem Fall Jerusalems, daß sie um ihrer Schönheit willen als Sklaven sehr begehrt waren. O Schönheit aller freien Völker, Kraft der Leiber und der Herzen — uns wurde sie zertreten in Staub und Schutt..."

„Ihr weicht aus," bedrängte ihn der Sekretär, „diese Schönheit verteidigen, bewahren — dies eben will ja mein Krieg, meine starke Medizin für Italiens Siechtum —."

Schreiend entwich der Knabe, lief zum Gasthof zurück. Die beiden Männer waren ihm unheimlich. Rëubeni hätte ihn gern zurückgerufen, — allein fühlte er sich dem leidenschaftlichen und gewandten Sprecher nun völlig ausge-

liefert. Hatte er nicht dreizehn, vierzehn Jahre lang an der Lehre festgehalten, die ihm schweigend jenes Mädchen erteilt hatte: er hatte geschwiegen, war ohne Worte dem ungeheuren Gefühl, der Hoffnung aller Hoffnungen gefolgt. Plötzlich wußte er sich aus seiner sicheren Stellung hervorgelockt, von hinten angefallen. Das Letzte sagte er, was ihm noch blieb: „Ihr empfehlt das Böse — und habt ein gutes Gewissen dabei. Ich tue es — mit schlechtem Gewissen. Ich tue es, — will es aber gleichzeitig eingrenzen. Mag man das nun groß oder klein finden. Es ist wahrscheinlich doch — das einzig Mögliche." Seine Stimme sank herab, er atmete schwer, konnte kaum mehr reden.

Die Nacht war da. Finsternis rings, unerkennbar alles außer dem schwachen Sternenlicht zwischen den Wolken des Himmelsgewölbes und dem geraden Steinband unter ihren Füßen, das hallend mit jedem Schritt ins Unabsehbare weiterwuchs. Die Worte, in diese Einöde hineingeschleudert, klangen nicht mehr wie ein Meinungsstreit, waren gewichtig und drohend wie Beschwörungsformeln. Aufgerufen ward in dieser an altberühmter Zauberei reichen Ebene die Bocksgestalt des klassischen Fauns gemeinsam mit Lilith, dem Nachtgespenst, und ihren Scharen dienender Unholde. Bath-Chorin, die Tochter der Freiheit, hockte in den Trümmern eines antiken Grabmonuments. Ihre Glutaugen rollten durch die Nebelschwaden der Campagna, als breche das ewige Feuer der Naturtriebe vulkanisch hervor. Und inmitten des Spuks schritten die beiden Männer nah beisammen, Rëubeni fühlte den wild zuckenden Greisenkörper neben sich, den öfters gleichsam ein unhörbares Teufelslachen zu erschüttern schien, und der dann wieder

in starr gelehrtenhafte Kälte zurückfiel. „Ihr wißt doch wohl selbst, daß Ihr eben einen rechten Widersinn geredet habt, Messer Rëubeni. Das Böse eingrenzen? Es verlangt ja alles, alles von uns. Und will man es mit Mäßigung und mit einem immerhin recht komisch wirkenden „schlechten Gewissen" verdünnen, dann entstehen die allerschlimmsten Folgen. In meinem Buch über den Livius habe ich das ganz genau nachgewiesen." Nun die gewaltsame Starre, lehrhaft, fast verdrießlich. „Die Römer haben immer den Mittelweg gemieden. Unterworfenen Städten gaben sie das Bürgerrecht oder sie vernichteten sie vollständig. Hätten sie sie geschont, so wären sie einer nie endenden Aufeinanderfolge von Empörungen gegenübergestanden. Nichts schädlicher als Mäßigung und Mittelmaß. Und nichts zeugt deutlicher von einer unedlen nichtswürdigen Seele."

Rëubeni schien es, als sauge ihm die Straße, die ins Unendliche führte, alle Kraft aus dem Leib. Die Füße tappten nur noch im Dunkel voran, schwach, oh, so unaufhaltsam schwach! Es ist der alte Urfeind — es ist Rom, das Straßen baut und Jerusalem zerstört — seine Vorstellungen wirrten durcheinander — der lange Zug der schönen jüdischen Sklaven, sie haben das Kolosseum errichtet, unter der Zuchtrute Roms, jetzt werden sie weggeführt — und ich mitten unter ihnen — für immer, in die Kolonien Unteritaliens zerstreut. „Es kann nicht so sein", keuchte er und suchte nach irgendeiner Begebenheit — sei es ihm auch noch so streng verboten, sie einzugestehen, — wenn es nur für den Augenblick den Druck von ihm nahm. „Nehmt an, man müsse die eigene Mutter bestehlen, das mühselig in Jahrzehnten erarbeitete Geld ihr wegnehmen, — weil der Rettungsschimmer es verlangt,

den man ferne aufgehen sieht, Rettung der verkümmernden Seele und Rettung des Volkes. Und nun ist die Truhe erbrochen. Man hält Rollen und Schockbeutel in der Hand. Was darf man nehmen? Nur das Allernötigste, ja nur so viel, daß man eben fortkommen kann, oder einfach dem Bösen nachgebend und grausam: alles?"

„Alles, alles!" Und leichten Griffs bewies Machiavelli, daß auch in diesem Fall Mäßigung den Zweck verfehle, daß sie widersinnig und krämerhaft sei.

„Und wenn dieser Vorwurf der Krämerhaftigkeit die listigste Schlinge wäre, die der Teufel legt..."

Sie kehrten um, schritten gegen Rom zurück und kehrten wieder um. Wie viele Stunden lang — Rëubeni wußte es nicht mehr. Fühlte nur mit einem Male, wie ihm der Sekretär schon ganz fest auf der Brust saß, ihn ritt, wie er wollte. Hatte er sich ihm schon ganz verraten? „Es geht nicht an", lehrte Machiavelli, „weichmütig zu sein, wenn man Großes will. Weichheit ist nur ein Rest verdorbenen Blutes, den adelige Seelen so schnell wie möglich aus ihren Adern stoßen. Gebt doch endlich zu, daß Ihr mich versteht! Mehr als das: daß niemand meine Lehre von der Erwerbung neuer Fürstentümer besser bestätigen kann als Ihr. Ihr seid ja in guter Gesellschaft. Moses, Cyrus, Romulus, Theseus habe ich in meiner Schrift schon angeführt. Nun will ich auch Rëubeni unter denen nennen, die sich durch Glück oder eigenes Verdienst von Privatleuten zu Fürsten aufgeschwungen haben. Gesteht es mir, — ich weiß es ja längst, — daß Ihr Eure ganze Sendung und dieses ganze Fürstentum Chabor nur erfunden habt, um Euch unter den Juden Europas ein Fürstentum zu gründen. Denn gäbe es diesen Staat Chabor wirklich, so wäre doch in den drei oder vier

Jahren, die Ihr von dort abwesend seid, irgendein Bote oder eine neue Gesandtschaft Euch nachgereist und hier eingelangt? Läßt man denn einen Prinzen jahrelang allein? Und noch eines — vor dem Papst und den Kardinälen erscheint Ihr immer mit Dolmetschern, als ob Ihr nur die Sprache jenes fernen Landes verstündet — mit mir aber und mit andern im vertrauten Kreis redet Ihr seit je das beste Latein und ganz gewandt auch in der Volkssprache —"

Rëubeni stand. Mit einem Male fühlte er festen Boden unter den Füßen. Plötzlich waren all die Phantasien und schwächlichen Träume, die ihn mit den Nebeln der Campagna umgaben, rauschenden Flügelschlags verschwunden. Er verstand, daß er um ein Haar der dämonischen Überzeugungskraft Machiavellis erlegen wäre. Doch der unmittelbare Angriff erschütterte ihn nun nicht — im Gegenteil: hatte ihn geweckt und zu sich gebracht. Nun war der Abgrund hart vor ihm, — doch auch die Sehkraft zurückgekehrt. „Ihr seid noch nicht lange genug in Rom," sagte er mit veränderter Stimme und völlig ruhig, „um zu wissen, daß ich anfangs wirklich nur meine Heimatsprache beherrscht habe. Was Ihr sonst noch über meine Gesandtschaft gesagt habt, will ich nicht gehört haben. Sonst müßte ich Euch auf der Stelle niederstoßen. Nur das Eine wisset noch, daß ich die Sprachen Eures Landes allmählich erlernt habe — und in jüngster Zeit komme ich daher auch immer schon ohne Dolmetsch sowohl zu Seiner Heiligkeit wie zu den Kardinälen."

Erstaunt fühlte Machiavelli den andern entgleiten. „Ihr mißtraut mir?" lenkte er mit weinerlicher Frage ein; er zierte sich, tat beleidigt wie eine Frau.

Laut und hell lachte der Sar auf.

Ihm war, als sei ein Bann von ihm abgefallen. Da sie nun standen, klangen die Schritte nicht mehr. Ja, das gleichmäßige Aufschlagen der Schuhe auf die Steinplatten war's, — dieser einförmige Takt hatte sich wie magischer Schlaf um seine Sinne gelegt. In die plötzlich entstandene Stille klangen nun tröstlich die Laute der Natur, leises Rascheln in den Bäumen, ein fernes Blöken, ein Glöckchen, ein Schrei. — Rëubeni atmete auf. Ganz leicht werdend meinte er, indem er sich wieder in Bewegung setzte: „Bei Euren Grundsätzen — wie sollte man Euch da trauen!"

„Meine Armut ist der beste Beweis für meine Redlichkeit", grollte Machiavelli. Alle Schwere, die eben noch den Sar bedrückt hatte, war gleichsam auf ihn gefallen.

Der wurde nun immer unbefangener: „Dann befolgt Ihr Eure eigene Lehre nicht. Wer bürgt aber dafür, daß Ihr nicht doch noch einmal Euer bester Schüler werdet! Und da Ihr es für erlaubt und für den Lauf der Welt haltet, um jedes Nutzens willen Gewalt und List ins Spiel zu bringen, — wer bürgt dann, daß Ihr nicht das, was ich Euch anvertraue, irgendeinem päpstlichen Beamten ins Ohr wispert! Es könnte Euch vielleicht seine Gunst erringen."

Der Sekretär horchte auf. Jetzt erst schien er zu merken, daß Rëubeni nur noch scherzte. Er hüstelte ein leichtes Beifallslachen. Und dabei erwachte auch er. Denn auch er war während des Marsches über die Straße wie in einem Bann gewesen. Wie war es nur gekommen, daß er mit solcher Wut auf den andern eingesprochen, ihn zu sich herüberzureißen gewünscht hatte? Welcher fremde Geist hatte aus ihm hervor das Wort geführt? — Blinzelnd sah er ins Licht der Osteria, der sie sich nun wieder

näherten. Er wiegte den Kopf. Die Gedanken, denen man sich ein Leben lang hingab, waren doch manchmal nicht zu meistern, wogten auf wie das Wasser eines offenen Gefäßes, das man ungeschickt trägt und das, einmal in Bewegung gebracht, überschwappt, mag man sich dann noch so sehr hin- und herwenden. Dabei wußte er mit einem Male, daß es so sinnlos war, jemanden überzeugen zu wollen; hätte er nur erst in sich selbst Ordnung! Doch all das Neue, von keinem je zuvor Gedachte, das von ihm, gerade von ihm zum erstenmal ausgegoren und ausgesprochen sein wollte, beengte und quälte ihn mit allen Schmerzen geistiger Geburt. Kein Wunder, daß er sich einmal in der Zeit einige Erleichterung schaffen mußte, zumal wenn er auf jemanden stieß, dem er sich einigermaßen nahe glaubte.

Rëubeni fühlte, daß er eben dem großen, viel verkannten Manne unrecht getan hatte. „Verzeiht", er reichte ihm die Hand. „Ihr sagtet einmal, daß wir einen gemeinsamen Feind haben, Spanien, und daß wir Freunde und Bundesgenossen sein wollen. Da wollen wir nun wirklich..."

Der Sekretär gab nur zwei Fingerspitzen. „Freunde? — Höchstens Bundesgenossen! Solange es für uns beide vorteilhaft ist. Vergeßt meine Lehre nicht."

Nun lachten sie beide schallend heraus. Das große, befreiende Lachen zweier starker Seelen...

Sie waren vor der Osteria angelangt.

„Kommt herein!"

Rëubeni lehnte ab.

„Dann werdet Ihr es mir nicht übelnehmen, wenn ich Euch den Weg nach Rom allein fortsetzen lasse. — Hier war's doch, wo Ihr den Antinous ... und die Stirn des

Apollon...“ Der breite Mund verzog sich lüstern über das neubelebte Greisengesicht. „Ihr habt etwas vom Priester an Euch. Damit mag ich nichts zu tun haben. Pfui doch, weg mit diesen mißbilligenden Falten, mein Herr Priester! Seid Ihr denn nicht im Grunde auch nur ein schwacher Mensch? — Ich bin's, will nichts anders sein. Und mir hat die Liebe, zu der Ihr solch ein Gesicht macht, bisher immer noch all die Wunden geheilt, die mir die Politik geschlagen hat. Wenn ich meinen ganzen Kummer vergessen will, — Hebe ist freilich treulos geworden, aber Ganymed tut noch seinen Dienst.“ Er stand schon auf der Schwelle des Wirtshauses; ehe er eintrat, wandte er sich kühleren und belehrenden Tons nochmals zurück: „Scheltet mich nicht deshalb. Ich gehorche nur der Natur. Wer die Natur zum Vorbild nimmt, kann keinen Tadel verdienen.“ —

Rëubeni allein. Welch einer furchtbaren Gefahr entronnen! Lange noch, lange irrte er am Sebastionstor, durch die Caracallathermen hin. Seine Brust ging hoch, begeistert, ohne sich zu beruhigen, — im Glück, im Glück. Besiegt die Versuchung durch den beflügelten, mit schärfster Schneide auftreffenden Geist des Mannes — nicht minder gefährlich als die Versuchung durch die Schönheit der Frau. Machiavelli, Dinah — um Vertrauen schmeichelnd alle beide — doch beide Angriffe zurückgewiesen. O Gott — daß du mich bewahrt hast — daß nicht alles in Unvernunft und Trümmer zusammengestürzt ist! — Er fühlte seine Auserwählung und die Größe seiner Aufgabe. Mit einem Male war sie keine Last. Im Morgenwind kam ihm die Kraft, im leichten Duft des Wintergrases, im Blinken des letzten bläulichen Sterns, der zu seinen Häupten leicht

und anmutig erlosch. Huldreiches Wehen und Flüstern, Landfrische, mit dem ersten schwachen Schornsteinrauch versetzt, der von fern herüberzieht. — Doch nicht mir, nicht mir die Ehre, sondern um deines heiligen Namens willen...

Die Sonne war aufgegangen. Er wandte sich gegen Osten und begann, demütig flüsternd, das Morgengebet.

13.

So trafen ihn einige seiner getreuen Jünger.

Da er die ganze Nacht über nicht heimgekehrt war, hatte sich ihrer Besorgnis bemächtigt. Viele dachten an einen neuen Mordanfall. Nach allen Richtungen waren Scharen seiner „Leibgarde" ausgegangen, um ihn zu suchen. — Groß war nun die Freude der Bevorzugten, den Meister in die Stadt geleiten zu können. Einige, die sich stumpf schon ins Allerärgste geschickt hatten, schrien wild auf, als käme ihnen erst jetzt zum Bewußtsein, welch ein nie wieder gutzumachender Verlust sie bedroht hatte.

Eliahu ben Joab, sein Lieblingsschüler, küßte ihm weinend die Hand. — Als sie etwas ruhiger geworden waren, hatten sie viel zu berichten. Von Signora Benvenida Abrabanela, der angesehensten jüdischen Dame Neapels, waren gestern durch Boten zwölf reich mit Gold verzierte Fahnen, für jeden Stamm Israels eine, nebst vielem Geld eingetroffen. Damit erklärte sich die Frau des gelehrten und wohltätigen Abrabanel, des Finanzberaters am Hof des Vizekönigs von Neapel, offen für die Sache Rëubenis, — ein Ereignis, das nun die letzten, die noch zögerten, mitreißen mußte.

Im frischen Morgen, unter goldstrahlenden Bäumen näherte sich die Schar der Stadt. Alle glücklich rings um den geliebten Meister.

Die nachts so öde Straße war nun wieder dicht belebt. Unter hochrädrigen Ochsenkarren flatterten die Staubwolken hoch.

Der junge Eliahu hatte eine besondere Bitte. Dicht am Wege hauste in einer elenden, mit Maisstroh gedeckten Hütte eine Familie deutscher Juden. Der Mann mit drei Töchtern und mit einem alten taubstummen Diener. Alle unterwegs auf der Pilgerfahrt ins Heilige Land. Doch hier in Rom sei die älteste Tochter von hartnäckigem Fieber befallen worden, das mit einer schlafähnlichen Betäubung abwechselte. Nun könne man nicht weiterreisen. Mehrmals schon war der Vater im Hause des Sar gewesen, um seinen wundertätigen Beistand zu erflehn. Doch niemand hatte gewagt, dem Herrn diese Bitte vorzutragen, — zumal es ganz unmöglich war, das kranke Mädchen in Rëubenis Haus zu tragen; denn jede Bewegung steigerte ihren Schmerz. Rëubeni hätte also selbst den Weg zur Hütte machen müssen. Nun freilich, da der Zufall ihn vorüberführe...

„Ich will es tun", sagte der Sar. In seinem Dankgefühl wuchs ihm Kraft zu, die er nie vorher in sich verspürt hatte. War es ihm nicht immer frevelhaft erschienen, wenn er, vom Volke gedrängt, mit seinen Wunderheilungen das Schicksal versuchte? Heute zog es ihn förmlich zur heilbringenden Tat. Nichts mehr von Frevel. Ich bin stark. Mit mir ist Gott.

Er trat in die Hütte. Ein finsterer Vorraum mit Gerümpel, Zinngeschirr, das polternd von einem Brett stürzte.

Dann das Zimmer, gleichfalls schlecht erleuchtet. Durch das einzige, mit Fetzen verhangene Fenster fiel ein wenig Morgenlicht auf das Bett, in dem ein bleiches Mädchen lag.

Wildes Aufschluchzen. Der Vater hatte jetzt erst die Eintretenden bemerkt. Fiel dem Gast zu Füßen. „Herr, Herr, — sie ist gestorben — vor einer Stunde!"

Neben dem Manne weinten, auf die Erde geworfen, zwei Kinder. Ganz in der Ecke dunkel, gebückt der Diener.

Rëubeni war an das Bett getreten, betrachtete das Mädchen, faßte es an der Hand.

„Deine Tochter ist nicht tot," sagte er leise, „sondern sie schläft."

In demselben Augenblick zuckte auch schon der Körper, der weiße Mund bewegte sich, das Mädchen öffnete langsam die Augen und, wie von der Hand Rëubenis in die Höhe gezogen, richtete es sich in den Kissen auf, den Kopf leicht zur Wand kehrend, als fürchtete es sich oder empfinde eine Art von Scham.

Es herrschte tiefste Stille im Zimmer. Niemand wagte ein Wort zu reden, gleichsam aus Angst, das Wunder zu stören, das sich vor aller Augen vollzog.

„Gelobt sei, der die Toten erweckt."

Keiner sagte, alle dachten den Segensspruch.

Und Rëubeni — der Herr über Leben und Tod — auch er kehrte sich gegen die Wand. Doch seine Arme, die sich weit ausbreiteten, sprachen von tiefem Atem, von einem nicht mehr menschlichen Kraftgefühl... Höher konnte er nicht mehr steigen, deutlicher konnte es ihm selbst nicht bezeugt werden, daß er zum Retter des Volkes auserwählt war.

„Du bist der Messias", spricht feierlich Eliahu ben Joab aus.

Wie damals der alte Gerson — auf der Turmgalerie...

Hinter Rëubenis Rücken hat man das seither oft genug behauptet, auch haben es ihm Frauen, Kinder oder halbwahnsinnige Personen mehr als einmal ins Gesicht geschrien. Das war ohne Bedeutung. Doch jetzt sagt es zum erstenmal ein Besonnener, sagt es öffentlich vor dem Meister und vor den Jüngern. Was wird er erwidern? Atemloses Schweigen. Alle Blicke auf ihn gerichtet. Und in seinem Munde schwebt es schon, das große Bekenntnis: Du hast es gesagt. —

Noch zögert er einen Augenblick, es auszusprechen.

Da bricht in die Stille plötzlich ein Knurren, Poltern, Schnauben. Sind das Menschengeräusche, oder grunzt ein wildes Tier? — Der Diener ist aus der Ecke hervorgekommen, liegt vor Rëubeni, küßt den Saum seines Mantels. Welch eine Freude — und dann hält er wieder ein, schaut auf, kann seinen Augen nicht trauen — kein Wort bringt er aus dem Mund hervor, dessen dunkelrote dicke Wulstlippen in wilder Bewegung sind, als wollten sie sich selbst ausspeien, das ganze Mundinnere nach außen stülpen. Doch das Rasseln der Stimme wird stärker, sammelt sich, wächst an zum gellenden langen Schrei — wie damals, im Eisenkram der Mutter —.

Erkennen gegenseitig, fesselt die beiden aneinander — den Herrn und den Knecht. Kein Zweifel, er ist es! Über Berge und Meere und die lange Zeit von vierzehn geschehnisreichen Jahren hin — er ist da, der Bote aus nie vergessenem Jugendland.

Ist da, — Tuwja, der taubstumme Knecht aus dem Elternhaus in Prag.

Alle blicken auf ihn — wie auf einen Besessenen.

Wird Rëubeni ein zweites Wunder tun, den Dämon aus ihm treiben, wie er das Mädchen vom Tode auferweckt hat?

Doch der Sar — eben noch beherrschend — jetzt zittert er ja. Die Knie wanken ihm, er muß sich an den Tisch lehnen. — Dann hat er gerade noch Kraft genug, durch einen Wink alle hinauszuweisen. Alle! Er will mit dem Diener allein sein. Oder mit dem Teufel, der in dem Diener sitzt. — So begeben sich denn die Schüler zusammen mit der deutschen Familie eilig in den Vorraum, auch das Mädchen wird in ihrem Bett hinausgetragen. — Sie lebt und fühlt keine Schmerzen mehr.

Die beiden sind allein.

Der Diener nickt, ergreift Dawids Hand, küßt sie.

Kohlenbuchstaben tanzen an der Wand, wie damals, — nein, früher einmal, da ihm der Knecht wie das stumme Gewissen des Volks erschienen war. Das eine Wort: „Verrückt." — So war es damals gewesen. Jetzt schreibt Tuwja, was er zu erzählen hat. „Mit Kralik unterwegs nach Jerusalem. Kralik gestorben. Fremde Leute gefunden. In Wien, auch nach Jerusalem."

Dumm zutraulich schaut er ihn dabei an. Tuwja — aus der Judengasse in Prag. Dawid Lemel sieht er vor sich, keinen andern sonst. Von Rëubeni hat er nichts vernommen. Er ist ja taub. Lebt seit Wochen hier in Rom und weiß von nichts, da niemand sich die Mühe gibt, ihm etwas zu erklären. Auch die frevelhaften Worte vom Messias, die eben ausgesprochen wurden, er hat sie nicht gehört. Er hat keine Ahnung davon, daß er vor einem Propheten oder gar vor dem Messias selber steht. Trotz langem Bart und Burnus und Turban bleibt Dawid der kleine Dawid für ihn, den er noch auf den Händen getragen hat, Dawid

Lemel, nicht eines Königs Salomo von Chabor Sohn, eines Königs Josef Bruder, sondern ganz genau Dawid Lemel, der Sohn des Denkriemenschreibers Simson Lemel — aus der Judengasse in Prag.

Eine grauenvolle Angst befällt Dawid. Er reißt ihm die Kohle weg, schreibt selbst: „Der Vater."

Die Antwort, die Dawid vorausgewußt hat. Schon der erste Buchstabe sagt alles: „T—"

Eben noch Herr über Tod und Leben, Dawid Rëubeni, Erlöser des Volkes, sieht er sich vom Tode überwältigt. Welche Erniedrigung! — ein einziger Moment und der ganze Wahn ist eingestürzt.

Gelobt, der die Toten erweckt! — So wecke ihn, wecke ihn doch!

Gelobt sei der wahrhaftige Richter.

Und Dawid sieht den Vater vor sich. Den makellosen Gelehrten, den heiligen Mann, der nie etwas tat, was nicht Erfüllung seines Gebotes gewesen wäre. Nun sei uns sein Andenken — Dawid wagt nicht aufzublicken — das Andenken des Gerechten zum Segen.

Und die Mutter?

Nach der Mutter getraut sich Dawid gar nicht zu fragen. Aber es ist ja ganz klar. Aus welchem andern Grund wäre denn Tuwja in fremde Dienste, zum Juwelier Kralik gegangen? Gewiß nur, weil das Haus verödet, ausgestorben war.

O diese Bangigkeit — diese Sehnsucht nach der Mutter, plötzlich aufstürmend und so stark, daß er in diesem Moment gern alles vergessen würde, was seither geschehen ist, — wäre es nur möglich, jetzt, jetzt sofort die Mutter bei der Hand zu fassen.

Er fragt nicht weiter. Wie um auszuweichen, schreibt er vielmehr den Namen des „hungrigen Lehrers" an die Wand: „Hirschl".

Gemächlich den Kahlkopf wiegend malt Tuwja fein: „Tot". Hirschl war ja ein Ketzer, noch im Tode grollt ihm dieses dumme, stumpfe „Gewissen des Volkes" nach, genießt mit Behagen das Ende des Abtrünnigen, die gerechte Strafe.

Doch warum hält die Hand nicht ein? Es hat ja niemand mehr verlangt. Oh, ungebeten geht die Hand weiter, ruhig, gefühllos. Schon ist die Zeichnung nicht mehr aufzuhalten, nicht mehr mißzuverstehen. „Auch die Mutter tot."

Dawid schreit auf. Die Köpfe der Schüler in der Türe. — Nein, nein.

Vater und Mutter tot. Es konnte ja nicht anders sein. Die Mutter auf dem Sterbebett — wie damals, als er sie zuletzt sah, beim Abschied, in ihrer Schlafkammer. Leichter Mondschein auf den Kissen — das kleine Gesicht sorgenvoll, regungslos, blaß wie das Gesicht des fremden Mädchens, das eben noch hier im ersten Morgenstrahl gelegen war. Aber damals hatte er nicht geweckt, nicht sagen dürfen: Das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft. Nicht wecken die Sorgenvolle, die nichts als Sorge gekannt ihr Leben lang, die so selten lächelte. Das Lächeln wäre ihr gerade in diesem Augenblick für immer vergangen, hätte sie ihn so vor sich gesehen, reisefertig, fluchtbereit, in der fremdartigen Tracht — und unten im Erdgeschoß die Truhe schon erbrochen! Der Messias — und die Geldlade erbrochen! Mit einem Male fühlt sich Dawid niedersinken, vom Thron gerissen, untergehen im braunen Was-

ser eines überschwemmten Tals, zwischen Bergen, um deren Tannen Wind und Regen pfeifen. Schmach, Schmach! Wie damals — so heute. Es hat sich nichts geändert. Vater und Mutter tot, — und was hat er sonst erreicht —? Bitter fragt er sich, ob das der einzige Erfolg von vierzehn Jahren ist, die er in unmenschlichsten Bemühungen hingebracht hat.

Wie damals, vor vierzehn Jahren, steht er wieder auf einer Leiter, die er nicht hinuntersteigen kann, weil Schwindel ihn wie mit Eisenkrallen am Leib zerrt.

Der als Messias auszog, — er kehrt heim, als Abenteurer entlarvt! —

Eine Ohnmacht fühlt er leise heranrauschen, eine haushohe Welle, die ohne viel Lärm, ohne Schaum ihn in weichen grünen Fluten begraben wird. Er hält sich an der Tischkante fest. Im Augenblick, ehe die Sinne schwinden, zieht einmal noch, eiligst alles vorbei:

Der Aufbruch damals aus der verräterischen Herberge, aus dem kalten, vom Todeshauch vieler Wasser überwitterten Tal. Ans Südmeer, nach Westindien. Vierzehn Jahre tollkühn beschwerlicher Reisen, zu Schiff und zu Lande, als Diener zuerst, dann als Kaufherr, dann als Führer einer kriegslustigen Nomadenschar — Reisen und Gefahren, wie er sie als Kind in Hirschls Büchern gelesen hat. Nun aber keine Bücher mehr, — Wirklichkeit. Durch Mut und schonungslos harte Arbeit erringen, was sich nicht erschleichen, nicht auf Umwegen erschmeicheln läßt: Jafets Schönheit in den Zelten Sems, Macht und Kraft. Keine Qual, der er seinen Körper nicht unterwirft. Hunger, Schlaflosigkeit, Seesturm und Sandwind, Sonnenglut, die sein Gesicht schwarzbrennt, Überfälle, Kämpfe, blanke Waffengewalt

und täglich dem Tode getrotzt! Auf portugiesischem Schiff nach Persien, über Tigris und Euphrat weg, in die Wüsten Arabiens. Die verlorenen zehn Stämme sucht er, die freie Heimat. Und das Reich Chabor — er findet es ja, es ist kein Traum, — aber warum umringen sie ihn als Feinde, die geliebten Brüder, warum splittern die Speere, warum Kerker und Züchtigung und wochenlang dieser Marsch durch öden Steppenbezirk! Keine Anrede, keine Erklärung. Und dennoch erscheint ihm diese Zeit unter den unfreundlichen Freunden als das Wunder aller Wunder. Er sieht den König, die siebzig Ältesten, das jüdische Heer geordnet, funkelnd im Helmschmuck, und die Fahne, die stolz und unabhängig in den Himmel weht... Nein, nein, niemand hat ihn beauftragt, im Namen dieses jüdischen Königs zum Papst zu gehen, — und dennoch ist alles Wahrheit, was er bringt, es gibt diesen König Josef, es gibt den gewaltigen freien Staat — nur das ungesprochene Wort der fernen Helden ist es, das er ausspricht — was sie nicht zu denken wagen, denkt er in ihrem Namen und hat auch schon begonnen, es auszuführen, denn die Zeit ist herangekommen und nahe das Ende...

Da muß es ihn ganz zuletzt in diese Hütte an der Römerstraße ziehen, — zu heilbringender Tat, zu der es ihn sonst nie getrieben hat. Diesmal treibt es ihn — lockt ihn — ins Verderben.

Reubeni erwacht aus tiefstem Dunkel. Die Schüler stehen ringsum, heben ihn von der Erde auf.

Er sieht sie kaum, sieht nur Tuwja, der sich gleichfalls an ihm zu schaffen macht. Was will er, der Verräter? Sucht er Beweise in den Taschen des Wehrlosen? — Wird er im nächsten Augenblick alles enthüllen, in Flam-

menbuchstaben an die Wand malen den alten Spruch: Gezählt, gewogen —

Nein, nicht zu leicht befunden! Wenn es auch engen dunklen Seelen niemals, auch mit himmlischer Verkündigung nicht begreiflich zu machen sein wird, — ganz klar fühlt Dawid, daß es doch nur keinen andern Weg gibt, das Volk zu retten, als diesen halsbrecherischen, verruchten, in jedem Augenblick dem Verderben offenen, den er im vollen Bewußtsein des Bösen und der Gefahr beschritten hat. Tuwja nicht, — aber Machiavelli würde es wohl verstehen! Die starke Medizin, die allein dem Todkranken noch hilft...

Die Erinnerung an die scharfen, im Grunde doch herzerquickenden Worte der Nacht bringt ihn völlig ins Leben zurück.

Er erhebt sich, die Jünger weichen zurück.

Sein Blick sucht Tuwja. Diesem einzigen Zeugen muß der Mund gestopft werden. — Wer wird es wagen, ihm, dem Herrn über Leben und Tod, einen Vorwurf zu sagen, wenn er einen Besessenen niedermacht! Es gab eben kein anderes Mittel ihm zu helfen...

Doch Tuwja — steht ja seelenruhig und bescheiden in seiner Ecke, ist damit beschäftigt, mit einem Lappen die Kohlenspuren von der Wand zu wischen. Ob es nun aus Ordnungsliebe geschieht oder in einer Anwandlung hellseherischen Erkennens, daß die Schrift an der Wand seinem Herrn Schaden bringen könnte, — jedenfalls rettet es ihm in diesem Augenblick das Leben.

Wie betäubt wendet sich der Sar zum Gehen.

Seine Niedergeschlagenheit hält man für Demut. Er hat sich ja immer dagegen gewehrt, daß man aus seinen Wun-

dertaten allzuviel Rühmens macht. Seht nur den wahrhaften Frommen, — wie er beinahe zerknirscht die Stätte verläßt, an der seine Herrlichkeit sich geoffenbart hat. Und nun — weint er wohl gar. Und umarmt den alten zerlumpten Diener, will ihn gar nicht mehr von sich lassen.

„Gebt mir Euren Diener mit, ich kaufe ihn los", wendet er sich an den Vater des zum Leben erweckten Mädchens.

Es zeigt sich, daß Tuwja sich dem Haushalt des Deutschen unaufgefordert angeschlossen hat, daß er ohne Lohn und fast nur vom Betteln lebt. Niemand weiß, woher er stammt, niemand kann sich mit ihm verständigen. Sein Geist ist verwirrt, Geist und Sprache fehlen ihm in gleicher Weise. Nur daß Jerusalem sein Ziel ist, hat er der Pilgerfamilie klarmachen können, indem er bei bestimmten Sätzen im täglichen Gebete jämmerlich die Hände nach ihnen ausstreckte, — und so hatten sie ihn aus Erbarmen mit sich genommen. Wenn nun der Sar für den armen Narren sorgen will, so sind sie nur dankbar...

Und von dem habe ich Verrat befürchtet! Von dem geistesschwachen Greis, auf den kein Mensch hören würde!

Rëubeni duckt sich, wie unter den Flügeln einer übermächtigen Gewalt. Die gelben Funken in seinen Augen, um die Lippen der Faltenzug, der gleichsam die Mundwinkel verschließt und versiegelt. — Er geht allein, die Schüler, denen sich Tuwja angeschlossen hat, in weitem Abstand hinterher.

Wie klein der Schritt zum Verbrechen ohne Maß und ohne Sinn. Und da faselt man, daß man die Sünde eingrenzen kann! Ein Schritt nur — und wehrlos ist man ausgeliefert...

Zu Hause angelangt beruft er Eliahu, den Lieblingsjün-

ger zu sich, — befiehlt ihm, eine Geißel zu holen, wie sie die Pestbrüder verwenden.

Und dann: „Nun entblöße meinen Rücken!"

Zitternd tut es der Schüler.

Der abgezehrte Rücken, an dem das Grat wie ein Stab sich abhebt — und am ganzen Leib werden viele Narben sichtbar, Wundnarben aus den Schlachten, in denen der Sar für das Heil seines Volkes gekämpft hat.

„Jetzt schlage zu — so kräftig du kannst."

Eliahu läßt die Geißel fallen, weicht zurück.

„Soll ich andere rufen? Soll ich einen christlichen Mann kommen lassen, der bei den Folterungen der Inquisition mithilft?"

Der Schüler hebt den Stock mit den drei Ledersträngen, in die Knoten mit scharfen Metallspitzen gebunden sind. Er schlägt. Bleich vor Entsetzen hat er sein Gesicht abgewandt.

„Stärker — stärker — schneller!"

Reubeni reißt ihm die Peitsche aus der Hand, geißelt sich selbst. Blut spritzt auf, dem Schüler heiß an die Wange.

Eliahu schreit, weicht an die Tür zurück.

Wie er aber sieht, daß der Meister erbarmungslos gegen sich wütet, die rottriefenden Schnüre mit solcher Gewalt über die Achseln schwingt, daß ihre Nadeln tiefe Blutrisse in die Haut graben, — tritt er wieder hinzu, kämpft um die Geißel und übernimmt selbst wieder die Züchtigung, bei jedem Hieb laut aufklagend, während Reubeni, der auf die Erde niedergesunken ist, nur leise stöhnt.

„Stärker — mehr — schneller!“

Vor der Türe drücken sich angstvoll die Jünger aneinander, lauschen auf jeden Laut, der hervordringt.

„Er tut Buße, weil er den Schem hamforesch, den vollen Gottesnamen, ausgesprochen hat, als er das Mädchen erweckte“ — mit bebender Stimme sagt es einer dem andern.

Und während die Herzen vor Angst wanken, tröstet der älteste der Schüler: „Es geschieht, um das Wort des Propheten Jesaja zu erfüllen: Viele haben sich vor ihm entsetzt — denn entstellt, nicht mehr menschenähnlich war seine Gestalt — doch um unserer Verschuldungen willen wurde er gestraft — und Heil ward uns aus seinen Striemen!“

Endlich verstummt Schlagen und Schreien.

Doch schon ist das Gerücht von dem Furchtbaren, das im Hause geschieht, bis zu Dinah gedrungen.

Sie eilt die Treppe hinauf, auf die Türe zu, — die Jünger wagen es nicht, dem geängstigten Mädchen in den Weg zu treten.

Ermattet ruht der Sar in seinem Lehnsessel am Fenster. Schweiß steht auf der Stirn, wirr hängen die Haare in die Augen, die ihr Feuer verloren haben und wie halb erblindet vor sich hinblicken.

„Mein Herr, mein Herr!“ ruft Dinah und stürzt Rëubeni zu Füßen. „So besorgt doch laues Wasser, Salben, — ruft meine Dienerinnen — oder ich selbst —.“ Sie taumelt wieder empor, schreit den jungen Eliahu an, der selbst ebenso fassungslos ist wie sie.

„All das lasset.“ Rëubeni spricht mit kaum vernehm-

licher Stimme, doch beherrscht wie nur je. „Es ist gut, daß mein Blut fließt. Es ist gut..."

Sein Haupt sinkt zurück. Die Augen geschlossen, die Wangen wie leblos, Blässe des Todes auf ihnen.

Dinah bricht in Tränen aus.

Der Jünger Eliahu legt den Finger an seine Lippen, um ihr Ruhe zu gebieten. Es sieht ja aus, als ob der Sar eingeschlafen wäre. — Da bemerkt Dinah in des Jüngers Hand, die er an seinen Mund erhoben hat, die Geißel, die er immer noch krampfig festhält. Sie reißt sie ihm weg, das sanfte Mädchen ist plötzlich in Raserei geraten. Es fehlt nicht viel und sie erhebt das Marterinstrument gegen den Bestürzten.

Doch nun sind die andern Schüler eingetreten, wehren sie ab.

„Wie ein Lamm, das zum Schlachten geführt wird", klingt eine leise Stimme, der uralte Vers. Und ein anderer von den Schülern fällt ein: „Gemißhandelt ward er, während er sich willig beugte und seinen Mund nicht auftat."

„Um unserer Verschuldungen willen..." jammert Dinah, ohne Kraft, ohne Halt.

Aus dem schlummernden Antlitz Rëubenis ist der peinvolle, gleichsam fragende Zug nicht gewichen — doch im trüben Wintermittag wie von einer schwach leuchtenden Heiligenglorie überspielt.

14.

Am 26. Februar 1525 kam die erste Kunde von der Schlacht bei Pavia nach Rom. — Franz von Frankreich gefangen, sein Heer völlig geschlagen, Deutsche und Spanier die Herren Italiens. In wenigen Stunden hatte sich der Feldzug, der jahrelang mit wechselndem Glück gedauert, vollständig und für immer entschieden.

Die Meldung bestätigte sich. Toller als je durchhallte der Freudenruf der Ghibellinen die Straßen Roms. „Imperio! Spagna! Colonna!" — Der Papst und seine Umgebung konnte erst gar nicht glauben, daß die große Stunde, auf die man seit je gewartet hatte, jetzt da war: die Stunde des Sieges oder Untergangs. Aber nicht einmal jetzt entschied sich Clemens. Er wußte nicht mehr, worauf er noch wartete. Er wartete nur. „Der Papst ist wie tot", berichtete der venezianische Gesandte an seine Regierung.

Doch für Rëubenis Pläne war der günstige Augenblick gekommen. Das Übergewicht des Kaisers stand nun fest, man durfte ihm und seiner Inquisition nicht auch noch Portugal überlassen. Die Mächte, die an der Kurie Rëubenis Sendung begünstigten, gewannen plötzlich die Oberhand, mit größerem Nachdruck als vordem wurde der Gesandte Portugals um Pässe und Geleitbriefe gedrängt.

Rëubeni selbst war wie aus einem schweren Schlaf erwacht. Am Morgen nach der Geißelung war ihm klar geworden, daß er immer noch zu mild gegen sich gewesen. Nur reine und vornehme Mittel anwenden — woher das Recht zu solcher Einschränkung? Warum nicht auch die derben und wenig ehrenhaften Waffen mitbenützt, wo doch schlechthin alles, alles auf dem Spiele stand, wo

sein Wagnis so ungeheuerlich war — strahlend, wenn es gelang, aber nichts als ein schändlicher Betrug, wenn es sich vorzeitig verriet?

Der Boden, auf dem er ging, konnte sich jeden Augenblick auftun und ihn verschlingen.

Und er indes —

... Umgang mit den geistig anziehendsten, einflußreichsten Männern der Weltstadt — anfangs gewiß auch nur ein Mittel, um seinen Plan vorwärtszutreiben, — wie aber, wenn ihn allmählich die Süßigkeit dieses Verkehrs verlockt, von seiner Aufgabe abgelenkt hätte! Er erschrak, fand sich saumselig und verweichlicht. Es war ja nichts niedrig genug, um verschmäht zu werden. Auch Dinahs Plan nicht, schmachvolle Bestechung, der alte listenreiche Bittgang, wie ihn der Prager Vorsteher Elia Munka anzutreten pflegte, wenn die Not der Gemeinde es verlangte! — O Tuwja, Tuwja mußte kommen und die ganze Vergangenheit aufreißen — mußte Gefahr und Lüge zeigen, auf denen Dawids Werk schwankend stand wie ein Seiltänzer auf seinem schmalen Pfad — erst dieser Blick vom Seil hinab ins Leere trieb zur Eile an, die nottat. Jetzt erst war die gefährliche Schwermut Roms überwunden, die sich zwischen zerbröckelnden Trümmern ergeht und in einer Art von erhabener Verdrießlichkeit müßiggängerisch über die Schrecken der Gegenwart hinwegträumt.

Schweigsam, in die alte Verschlossenheit zurückfallend, wie er sie in Venedig und zu Anfang auch in Rom gezeigt hatte, schürte Rëubeni das innere Feuer, das nun wieder nur in Form kältester Berechnung nach außen schlug. Kein Schritt mehr ziellos. Keine Stunde ungenutzt. Und niemandem außer sich selbst Rechenschaft abgelegt. — Ein

Schiff wurde gekauft, es lag in Livorno vor Anker. Waffen wurden an Deck geschafft, die Treuesten und Rüstigsten der Jünger reisten schon nach Livorno voraus.

Gründlich war der Sar aus seiner Untätigkeit aufgerüttelt. Sie war ihm selbst nicht bewußt gewesen, erst nachträglich spürte er sie, — wie man manchmal am Morgen unwillig einem Traum nachblickt. Nun aber zeigte sich mit wachsender Tageshelligkeit auch das Glück mit seinen unbegreiflichen Fügungen. Schon hatte die Schlacht bei Pavia die Lage von Grund aus verändert. Nun wurde überdies durch Zufälle, auf die Rëubeni nicht den geringsten Einfluß nahm, der gestrenge Dom Miguel abberufen, statt seiner traf ein portugiesischer Gesandter ein, der die ganze Angelegenheit leichter nahm und weniger an eine mögliche Aufwiegelung der Marranen dachte als daran, wie er einigen Monsignori, die ihn um eine Gefälligkeit baten, entgegenkommen könne. Diese Monsignori aber hatten Geldsummen angenommen, die ihnen Obadja de Sforno, der Vorsteher, durch sichere und geheime Mittelleute hatte zukommen lassen. Und von Sforno hatte Rëubeni diese Summen durch Dinah erlangt, deren Vorschlag er noch vor kurzem verachtungsvoll zurückgewiesen hatte.

Er erklärte ihr nichts. Er sagte nur, daß er den Vorschlag jetzt annehme.

Scheu und ehrfurchtsvoll gehorchte das Mädchen.

Die Wege, die zum Ziele führten, waren in der Tat verschlungen und unrein genug.

Rëubeni erhielt nun in kürzester Frist den Paß für sich und sein Gefolge. Es war mehr als ein Paß, — war ein in herzlichen Worten gehaltenes Einladungsschreiben des portugiesischen Königs, der seine Freude ausdrückte, den

berühmten jüdischen Ambassadeur bei sich begrüßen zu können. Es zeigte sich, daß dieses Schreiben schon vor Monaten in der Gesandtschaft eingelangt war. Dom Miguel hatte es aus eigener Machtvollkommenheit dem Sar vorenthalten.

Bei der Abschiedsaudienz beschenkte ihn der Papst mit einem roten Damaszener Brokatkleid. „Sei stark und mutig", sagte ihm der schwache, angstvolle Clemens, als wolle er ihm die Tat auferlegen, der er selbst sich nicht gewachsen dünkte. „Fürchte nichts, Gott ist mit dir!" — Rëubeni sah auf den Laokoon, die Schlangen erschienen ihm nicht mehr so schrecklich wie einst.

Bald darauf ging unter Trompetenklang der Segler „König Josef" in See. Neben der weißen Fahne mit den vier Goldbuchstaben wehten die Fahnen der zwölf Stämme, von Signora Abrabanela gespendet.

Eine große Schar der vornehmsten römischen Juden hatte dem Sar, über Viterbo, Siena, Pisa reisend, das Geleite gegeben. Sie standen auf dem Hafendamm in Livorno, blickten dem Schiffe nach.

Es gab keinen unter ihnen — ja in ganz Italien, außer Mantino und seinen wenigen Anhängern, keinen einzigen Juden, dem dieses Segel, das sich am Horizont der grauen Himmelskuppe einfügte und schließlich in sie einging, nicht alle Hoffnung Israels mit sich zu tragen schien.

15.

Santarem.

Vor Rëubenis Fenster die alte Bergstadt, gekrönt von der Alcaçaba, der halbzerstörten maurischen Burg.

Linker Hand abwärts kann der Sar von dem Palast

des Templerordens aus, den ihm König Joao zur Wohnung angewiesen hat, die fruchtreiche Ebene überblicken, durch die breit und goldgelb der Tejostrom zieht. Die Hügel an seinen Ufern sind von Tausenden von Ölbäumen wie mit grüngrauem Rauch überweht. Der Seewind, der sich hier noch bemerkbar macht, läßt diese Waldungen nie zur Ruhe kommen. Stößt er fester zu, so blinken die silbernen Unterseiten ihrer schmalen Blätter.

Langsam treiben flachgebaute Segelschiffe den Tejo hinunter, vorsichtig die vielen Sandbänke vermeidend.

Glühende Herbstsonne auf den rotbraunen Ziegeldächern, die sich ins kühlende Schattenbad von Obstgärten und Zypressenhainen ducken.

Diese liebliche, gleichsam innerlich wohlklingende Landschaft — auch vor ihrem Anblick ist Rëubeni keine Ruhe gegönnt. Von seinem Schreibtisch, der am offenen Fenster steht, blickt er nicht auf, erfreut sein Herz kein Weilchen lang an dem üppig dargebotenen Segen. Er arbeitet fieberhaft. Schon drei Tage lang, mit geringer Nachtruhe. An diesem Abend soll die Denkschrift fertig werden, um die ihn der portugiesische König bei der ersten Audienz ersucht hat.

Über alle Sessel und Kissen rings um den Schreibtisch zerstreut liegen seine Reiseaufzeichnungen. Bald zu diesem, bald zu jenem Blatt muß Rëubeni greifen.

Der Plan, den er bei der Audienz entwickelt hat und den er jetzt unter Zuhilfenahme der Notizen aus seinen Reisejahren gründlich ausarbeitet, zeigt folgende Grundzüge:

Acht portugiesische Schiffe mit 4000 Mann erscheinen im Roten Meer. Die Bemannung besteht aus Juden,

die der Sar selbst geworben und ausgebildet hat. Befehlshaber ist ein portugiesischer Admiral, gemeinsam mit dem Sar. Der König von Portugal stellt ferner: einen Teil der Offiziere, die Geschütze, Ingenieure und Geschützgießer. Erstes Ziel die Eroberung der Hafenstadt Dschidda, Anlage eines Forts. Von hier aus wird der Landweg ins Innere Arabiens, zum Königreich Chabor gesichert. Dann ist zweierlei erreicht: für die Juden von Chabor, daß sie nach gründlicher innerer Vorbereitung in Palästina eindringen und damit die Türken von ihrem Angriff auf die Christenheit Europas ablenken können. Die Hoffnung, daß gleichzeitig die christlichen Mächte mit ihrem Kreuzzug gegen das Osmanenreich vorbrechen, scheint begründet. Für die Portugiesen aber ergibt sich jedenfalls als nicht mehr zweifelhafter Gewinn, daß der maurische Handel, der von Ostindien über Konstantinopel nach Europa geht, bedroht und bei weiterem Vordringen von Chabor aus ganz unterbrochen werden kann. Zumindest würden die Niederlassungen und Faktoreien in Dschidda und Chabor neue Stützpunkte bilden, von denen die portugiesische Seefahrt mit verstärkter Kraft gegen die Malabarküste hin vordringen kann, zu all den Reichtümern, die in Calicut lagern und deren Handelsgewinn bisher immer noch zum größten Teil den Mauren zufällt.

Der Plan hat sich, seit ihn Rëubeni dem Papst vorgetragen hat, beträchtlich geändert. Klingt jetzt schon ganz portugiesisch: das Königreich Chabor als Zwischenstation zu Calicuts Gewürznelken, Zimtrinden, Pfeffer, Ingwer, zum Kampfer von Borneo und Moschus von Tibet.

Auf edle, einfache, anständige Art erreichen, was wir brauchen — das Bescheidenste nur, in engen Grenzen, nur

um würdig atmen zu können — ach, wie tief unten auf der Stufenleiter der Völker sind wir angelangt, daß uns selbst dieses Geringste nur auf Umwegen und nur durch List erlangbar ist.

Doch einerlei — in dieser Form und in keiner andern hat König Joao und sein Rat Interesse für den Plan des jüdischen Ambassadeurs aus dem Lande Chabor gezeigt. Sehr lebhaftes Interesse sogar. Rëubeni wurde in Almeirim, der königlichen Residenz nahe bei Santarem, mit den höchsten Ehren empfangen. Der König hatte ihn aufgefordert, das Haupt zu bedecken und sich niederzusetzen, eine Auszeichnung, die keinem Cavalleiro des Hofes verstattet wurde. — Nur etwas hatte er ihm gleich von Anfang an übelgenommen: daß die Marranen, die von Rëubenis Landung an wie außer Rand und Band geraten waren, ihm die Hand küßten. Der eitle und etwas beschränkte König, ein Kind mit blondem, kurzgekräuseltem Vollbart, hatte das sofort gerügt, von der spanischen Partei seines Hofes offenbar schon gegen Rëubeni beeinflußt: „Es ist in Portugal üblich, daß nur dem Könige die Hand geküßt wird. Mögen sie dir alle Ehre geben, nur nicht die Hand küssen! Wenn du also meine Gunst behalten willst, so stelle bei allen, die sich dir nahen, eine so unzukömmliche Ehrenbezeigung ab." — In längerer Rede war es Rëubeni gelungen, nachzuweisen, daß er mit den Marranen und überhaupt mit den inneren Verhältnissen Portugals nichts zu tun haben wolle, daß er (so drückte er sich aus) „aus Liebe zu Gott und dem König von Portugal viele Länder, Länder der Feinde, in gefahrvoller Verkleidung durchquert habe und daß er weder Geld noch Edelsteine verlange, sondern einzig und allein Hilfsmittel, um das

Reich des Königs zu vergrößern". Dann hatte er ganz besonders auf die Waffenhilfe hingewiesen, die das Königreich seines Bruders Josef gegen die Mauren und Inder anbiete; bei diesen Worten wurden auf seinen Wink von den bewaffneten Begleitern alle Fahnen entfaltet. Der König begehrte nun, die Fahnen zu sehen. Ganz aus der Nähe wollte er die goldgestickten Buchstaben und Stammeswappen betrachten. Etwas wie abergläubische Verehrung lag dabei auf seinem rosigen dicken Backentaschengesicht, aus dem die kleinen Äuglein trüb hervorlugten. Was mochte unter dieser niedrigen Stirn vorgehen, der die Macht über ein Weltreich anvertraut war? Rëubeni legte die Fahnen vor dem König nieder, wartete ruhig, bis Joao, lüstern und unentschlossen mit der Zunge über seine Oberlippe hin- und herstreichend, halb zu ihm, halb zu einem seiner Mönchsbegleiter gewendet, schließlich doch die Bitte aussprach: „Eine dieser Fahnen würde ich wohl gern als Geschenk annehmen." Während der Sar sie überreichte, durchfuhr ihn eine Erinnerung an frühe Jugend: die Juden Prags, die von dem einreitenden König Wladislaw eine Reitgerte erbetteln! Nun war ihm klar: er selbst hatte durch Gedankenmacht dem Könige diese entwürdigende kindische Bitte aufgedrängt, wie um die Schmach dieser Erinnerung für immer in sich auszulöschen...

Spielerei!

Rëubeni ist erzürnt, daß er immer noch dem Schmeicheln kleiner nebensächlichen Gefühle erliegt, daß er den Hang nach Vergeltung, Rache, Ehre und ähnlichen Freuden noch nicht völlig in sich ertötet hat. Ganz nüchtern und ganz unmenschlich sein — um des Einen willen, das so groß und so schwer ist, — dies verlangt, dies aber ganz

ernst und ungemindert, seine Aufgabe von ihm. Denn es geht doch darum, mit Hilfe der acht Schiffe, die der König bewilligen will (schon sind sie mit ziemlicher Bestimmtheit zugesagt), ein freies Volk zu erschaffen, ohne Verzerrung der Seelen und ohne Verschrumpelung der Körper, — ein glückliches Volk, an dem die ganze Erde ihre Freude haben soll!

Die Sonne sinkt hinter den Maisfeldern und ihren Obstbäumen. Nun leuchten die Weinreben auf, die von Baum zu Baum gespannt sind. Es sieht aus, als hielten einander die Bäume wie Tänzer an den Händen, als gäbe es einen Erntetanz der Bäume rings um die Felder und reigenschlingend mitten durch die goldenen Reihen der Maiskolben hindurch.

Die Schreibarbeit ist beendet.

Mit zweiunddreißig Namen unterzeichnet sie der Sar, mit den Namen aller Ahnen bis zu König David, dem Sohne Isais hinauf. So hat es der König Joao verlangt. Und nichts leichter (böses schmerzliches Lächeln verwüstet Rëubenis Faltengesicht), als zweiunddreißig Namen zu erfinden...

Ein Diener meldet Botschaft vom König.

Dann tritt ein junger Mann ein, gegen dessen glanzvolle Schönheit und leichten Schritt sich die ganze, von Mühe und Gewissensqual verdüsterte Luft dieses Arbeitszimmers aufzulehnen scheint. Im Windzug, der von der offenen Tür hereindringt, bäumen sich all die verstreut herumliegenden Schriftblätter, — Zungen, die dem Fremden feindselig entgegenlecken.

Der portugiesische Kavalier verbeugt sich ein wenig,

die Hand lässig am Degengehäng, das eine der feinbestrumpften Beine anmutig vorgesetzt.

„Ich bin Diogo Pires, Sekretär der Räte der Casa da Supplicaçao."

Der Supplikenrat ist einer der beiden obersten Gerichtshöfe des Reiches, von König Manuel dem Großen mit der Bestimmung eingerichtet, daß er dem königlichen Hofe überallhin zu folgen und überall die Klagen der Bevölkerung gegen die Ortsgerichte entgegenzunehmen habe.

Unter dem Blick Rëubenis zeigt der Kavalier, so jugendlich zu hohem Amt berufen, eine gewisse Unruhe. Er spricht eilig, als wünsche er, sich seines Auftrags wie einer Last möglichst schnell zu entledigen. Er wolle den Bericht des Herrn abholen und nach Almeirim zum König mitnehmen, — wenn es gestattet sei. — Doch kaum hat er diese wenigen Worte hervorgekrampft und die Denkschrift in Empfang genommen, so wirft er sich vor Rëubeni auf die Knie nieder. In die männliche Musik des aufklirrenden Degens mischt sich seltsam der Ton einer trunkenen Lust, einer beinahe weibischen Hingabe, zügellos, um keinerlei Vorsicht besorgt. „Ihr seid mein Herr, und ich bin vor Euch wie einer Eurer Knechte."

Rëubeni hat sich nachgerade an Szenen derartig wilder Huldigungen gewöhnen müssen. Er ist abgestumpft gegen seltsame Begegnungen aller Art. Die Verehrung, die ihm ein vornehmer Hofmann des strengen zeremoniellen Portugal bezeugt, mutet ihn freilich besonders fremdartig an; doch bleibt er völlig ruhig und antwortet kühl wie immer: „Bitte, erhebt Euch! Ich bin Euer Diener."

Schon ist der Jüngling, sich zusammenraffend, aufgesprungen. „Seit Ihr das Land betreten habt, mein Herr

und Prophet, habe ich im Traum furchtbare Erscheinungen gesehen. Ich will Euch alles erzählen." Manierlich setzt er sich nieder. Selbst im Rausch verläßt ihn seine adelige Grazie nicht. Sein Benehmen ist von vollendeter Natürlichkeit. Durchaus nicht das eines Wahnsinnigen; vielmehr das eines frei und edel Geborenen, der sich nichts versagen muß, der sich niemals etwas versagt hat, wonach sein Herz ihn zog. Gegen die bleiche, zusammengeduckte, ausgepreßte Erscheinung Rëubenis wirft sich der Ungestüm eines Blühenden; frisches rotbraunes Trotzgesicht mit vollen schöngeschwungenen Lippen, sehr weiße Stirn unter dem seidiggewellten kastanienbraunen Haar, eine Stirn, die von der Reinheit ihrer einfachen und entschiedenen Gedanken förmlich aufzuleuchten scheint. Und nicht anders erstrahlen die großen kindlichen graugoldenen Augen, warm und freundlich weitgeöffnet, in begieriger Erwartung. „Mein Herr und Prophet, nun bin ich in der Hand des Königs aller Könige — durch die Hand seines Sendboten Dawid Rëubeni."

„Ich bin kein Bote Gottes und kein Weiser!" erwidert Rëubeni gleichmütig, müde, „bin auch kein Prophet noch der Sohn eines Propheten. Ich bin ein sündhafter Mensch, sündhafter als sonst einer, und ein blutbefleckter Krieger, der vierzig seiner Feinde getötet hat..."

Pires schreit auf, ungeduldig, in einer jener ungeheuerlichen Seelenanspannungen, vor der die Worte, die man ihr entgegenhält, wie Wachs zerschmelzen, die gleichsam hindernislos ins Innerste der Dinge fährt: „So tötet auch mich, wenn Ihr mich nicht für würdig haltet, Euch zu dienen. Denn mir gebühren vor dem Synedrion die neununddreißig gesetzlichen Geißelhiebe."

Rëubeni winkt dem Diener, sich zu entfernen. Er ahnt, daß ein Marrane vor ihm steht. Marranen gibt es ja in den höchsten Dienststellen des Reiches. Angstvoll kommen diese „Conversos" oder „Anußim", die „Gezwungenen", die man unter König Manuel gewaltsam zur Taufe geführt hat, den äußeren Riten des Christentums nach. Doch in ihrem Hause findet sich das hebräische Buch, nach dem sie ihre geheimen Gottesdienste abhalten. — Furchtsamkeit, Mißtrauen haftet ihnen bei jedem Schritt an, denn jede Denunziation gibt sie dem Gericht preis. — Diogo Pires scheint indes seiner Gemütsart nach nicht diesem ängstlichen Menschenschlag anzugehören. Unbekümmert fährt er fort, obwohl der Diener noch in der Tür sichtbar ist. „In Kedars schwarzen Zelten habe ich gewohnt, — jetzt aber nehmt mich auf in den Frieden."

Unwillig gebietet ihm der Sar Stillschweigen, schließt das Fenster, sieht hinter der Tür nach, ob niemand lauscht. Dann schneidet er schnell alle weiteren Eröffnungen ab: „Und was wollt Ihr von mir?"

Pires faltet still die Hände, berührt sie mit bescheiden gesenktem Kopf. „Ich will nichts als auf dem heiligen Altar verbrannt werden, ein Ganzopfer für den Ewigen, unsern Gott."

So viel Seligkeit ist in diesem schönen, von einer gleichsam glühenden Lieblichkeit, von Flammen einer Lilie erhellten Gesicht, — daß Rëubeni das Scheltwort zwischen den Zähnen zerkaut, das er gegen alle Marranen bereit hat und auch jetzt hervorstoßen wollte. „Ich habe keine Botschaft an dich", sagt er nur ganz leise, verloren vor sich hin, so daß der Jüngling ihn nicht hören kann.

„Und nun mein Traum", stürmt Pires in süßem Ver-

trauen, bangend nach Erlösung und Trost, vorwärts. „Ich träumte, daß ein Greis mit langem schneeweißen Bart an mich herantrat und mir sagte: Komm mit mir zur Trümmerstätte Jerusalems. Ich ging. Dann war mir, als sei ich schon lange allein unterwegs, und an der Straße sah ich drei Bäume, die aus einer Wurzel wuchsen. Ihre Zweige breiteten sich nach allen Seiten aus. Auf den Zweigen sah ich viele Tauben, und zwar Tauben von dreierlei Art, ganz schwarze, ganz weiße und aschgraue, denen man aber anmerkte, daß sie nicht von Anfang an aschfarbig gewesen waren, sondern weiß und erst nachträglich mit Asche überschüttet."

Rëubeni, der sich indessen gefaßt hat, weiß schon, worauf die Sache hinausläuft. „Wann seid Ihr getauft worden?" unterbricht er den Kavalier. — Nichts ist ihm so peinlich wie Träume und Traumerzählungen. Er selbst träumt schon seit langem nicht mehr. Auch Träume kann man sich abgewöhnen, in strenger Zucht. Und so will er denn möglichst rasch ein Ende machen.

Doch Pires, ganz seinem Nachterlebnis hingegeben, spricht ruhig weiter: „Neben dem Baum war ein weites Feld, von einem Flusse begrenzt. Und jenseits des Flusses stand ein großes Kriegsheer, Soldaten zu Pferd, die mit glühenden Eisenkugeln auf die Tauben schossen. Und sowie die Tauben zu Boden fielen, kamen große Vögel aus der Luft herab und fraßen sie auf. Ich wollte die Tauben schützen und begann mit einigen Männern, die mir zu Hilfe kamen, eine Mauer zu bauen. Doch da traf mich eine Eisenkugel in die Brust. Ich strengte mich an und wollte nicht niederfallen, aber der Schmerz war zu groß und so fiel ich. Schon zeigten sich die großen Raubvögel

über mir. Im Fallen rief ich noch: Wehe mir, daß Vögel mein Fleisch fressen werden und daß man mich nicht unter meinen Brüdern begraben wird. Trotzdem war ich ruhigen Sinnes und sah viele neue Erscheinungen und sagte zu mir: Wahr ist also, was man mir gesagt hat, als ich noch lebte, daß der Mensch im Tode Größeres sieht als im Leben! — Ich sah nämlich, daß einige der aschfarbenen Tauben weiß wurden, während die schwarzen sämtlich getötet wurden. Und während dies geschah, näherte sich mir ein Mann, sein Kleid weiß und glänzend wie Schnee, sein Angesicht göttlich. Und ihm gegenüber ein anderer Mann, noch weißer und schöner als der erste. In seiner Hand trug dieser eine Wage, die er ins Gleichgewicht zu setzen suchte. Und der erste große Mann stand in der Luft über uns. Der zweite aber fiel auf mich und legte seinen Mund auf meinen Mund, seine Augen dicht über meine Augen und seine Handflächen an meine Handflächen und sprach leise und geheim zu mir, im Namen Gottes. Er fragte: Hast du verstanden, was du gesehen hast? Was bedeuten diese Tauben? Und ich: Mein Herr, dein Knecht hat die Sache nicht verstanden; aber ich habe mich dieser Tauben erbarmt und mein Herz schmerzte mich um ihretwillen; und ich habe nicht gewußt, was sie sind. Darauf der göttliche Mann: Erhebe deine Augen und sieh dies ganze Heer der Feinde. Er hauchte gegen die bewaffneten Feinde hin, die in der Ferne jenseits des Flusses standen. Und sie wurden zu einem Haufen Asche. Dann hauchte er auf die Tauben. Nun wurden alle ganz weiß, keine einzige anders als ihre Gefährten, und im Flusse war jetzt mehr Wasser als vordem, und Bäume mit vielen verschiedenartigen Früchten wuchsen an beiden

Ufern auf. Ich sprach: Wenn ich Gunst in deinen Augen gefunden habe, so sage mir, was diese Wunder bedeuten. Darauf segnete er mich. Nochmals bat ich ihn: Spreche mein Herr zu seinem Knechte, damit ich die Erklärung finde! Da war sein Wort: Du kannst das jetzt nicht erfahren, aber es wird dir nicht immer verhüllt bleiben." — Pires schlägt die leuchtenden Augen voll Zuversicht zu Rëubeni auf. „Und Ihr allein seid es, der mich die Deutung lehren kann."

Rëubeni sitzt an seinem Schreibtisch und blättert ungeduldig in den Papieren. „Mit all dem habe ich nichts zu schaffen. Ich bin nicht mit Wunderzeichen gekommen, und von Kabbala verstehe ich nichts. Sondern als schlichter Gesandter eines Staates an den Beherrscher eines andern Staates bin ich hier und befasse mich mit Bündnissen, Staatsgeschäften."

In seiner Glut überhört Pires alle Abweisung. „Ihr fragtet, wann ich getauft wurde. Damit habt Ihr schon meine ganze Schmach genannt. Die Schande Ägyptens ist an meinem Leibe. Ich bin gar nicht beschnitten, in den Bund Abrahams überhaupt nicht aufgenommen, denn ich wurde gleich nach meiner Geburt getauft." Er schüttelt sich vor Ekel, als beflecke ihn die bloße Erwähnung dieser Tatsache.

Befremdet blickt Rëubeni auf ihn; wie fern ist ihm solches Eifern! Mit dem ungebetenen Gast hat er wirklich nicht das Geringste zu schaffen.

„Aus fluchwürdiger Angst haben meine Eltern das Gebot an mir nicht erfüllt."

„Man flucht seinen Eltern nicht."

„Nicht Eltern, — Feinde waren sie mir. Hinter ihrem

Rücken, von strengen Verboten bedroht, mußte ich zum Lehrer schleichen..."

Wie ich in die Ketzerschule, denkt Rëubeni. Und diesen hier zog es zum rechtgläubigen Lehrer. Mich aus dem Judentum hinaus, ihn ins Judentum zurück, — welch ein seltsames Volk wir doch sind!

Rëubenis Sinnen deutet Pires als Teilnahme. „Erst von diesem Lehrer erfuhr ich meinen wahren Namen. Nicht Diogo Pires heiße ich, — Salomo Molcho ist mein Name. Nennt mich so, nicht anders, Herr, da meine Eltern mir nie den guten wahren Namen gegeben haben. — Aber sie zitterten ja, daß es mir ebenso ergehen könne wie meinem älteren Bruder, der das Unglück hatte, noch nicht vierzehn Jahre alt zu sein, als König Manuel sein Versprechen brach und die Juden Portugals vor die Wahl stellte: Taufe oder Auswanderung. Kinder durften nicht mitziehen — und so wurden in jenen Tagen der Greuel viele von der Hand verzweifelter Eltern erwürgt, erstochen — oder die Eltern nahmen die Taufe und blieben im Lande, um dem Kinde, das getauft und weggeführt wurde, wenigstens nahe zu sein. Bei sich behalten durften sie es keinesfalls. So erging es uns. Meinen Bruder verbarg man in einem Kloster. Die Eltern beugten sich in der Kirche. Und ich, schon im Christentum geboren, wurde von ihnen doppelt bewacht. Von allem Guten hielten sie mich fern, um nicht auch mich noch zu verlieren. Nun aber sind die Eltern tot, vom Bruder weiß ich nichts, nur daß er die Juden haßt und verfolgt, — man hat ihn so erzogen. Ganz allein bin ich. Nur Euch, meinem Herrn und Propheten, gehöre ich an. Die Stimme ist deutlich, ich höre sie, seit Ihr im Lande seid. Ich träume, und es

wurde mir offenbart, daß Ihr zu meiner Rettung gekommen seid. Wenn Ihr wollt, so lehrt Ihr mich die Weisheit Salomos in einem Augenblick. Wenn Ihr wollt, so seid Ihr, mein Herr Dawid, der Vater Eures Knechtes Salomo — und nochmals wird wie in den Tagen der Vorzeit Salomo von König Dawid gezeugt. Und dann erst werde ich, wie mein Name befiehlt, Molcho — der Königliche sein. So flehe ich Euch an: helft mir zu dieser zweiten Geburt, — eine Zeugung aus Blut wird es sein, das weiß ich wohl und ein Dienst auf dem Altar des Höchsten — denn ergreifen werdet Ihr mich, den Ungeborenen, und das Messer gegen mich zücken und mich versiegeln mit dem Blutsiegel meines erhabenen Schöpfers."

Betroffen hat Rëubeni die wirren, rasch hervorgestoßenen Worte über sich hereinbrechen lassen. Jetzt aber sieht er klar, weicht zurück, — einen Spion der spanischen Partei hat er im Zimmer.

„Laßt mich jetzt allein! Kommt morgen wieder!"

Unter den Anußim, diesen hochbegabten, aber von allen Seiten verachteten, zurückgestoßenen Halbmenschen, haben ja Gerichte wie Privatpersonen ihre bezahlten Angeber. Für alles Dunkle ist in solchen Seelen Raum. Ihrer erzwungenen Taufe wegen werden sie von den Christen mit Argwohn angesehen. Juden gibt es keine mehr in Portugal. So stehen die Marranen ohne Anlehnung allein, ohne Freund, dem Geheimen und Bösen in jeglicher Gestalt offen.

Molcho verbeugt sich, gehorcht, hat keinen Verdacht, — er freut sich auf die gewährte Unterredung am nächsten Tag.

Das schwarze Herz! — Und doch muß ihm Rëubeni

mit Wohlgefallen nachschauen. Die kräftigen Schritte, durchaus nicht zu groß, wie sonst bei Juden, sondern ebenmäßig, der hohen schlanken Gestalt entsprechend. Ja, der weiß, wie man zu gehen hat, spreizt nicht (wie ich einst) ellenlang die Beine. O, schön können wir sein, wenn wir frei erzogen sind, nicht in Ghetten, in keiner Judería! Dann zucken wir auch nicht mehr vor jedem Landsknecht Hannes Sindelfinger scheu zusammen! — Im Hof schwingt sich Molcho leicht aufs Pferd, reitet davon. — Und so stark und jung, wenn mein Plan gelingt, wir alle einmal!

Um Höchstes geht der Kampf.

Er ruft den Diener: „Diesen Mann nie wieder zu mir einlassen! Unter keinen Umständen!"

Ein Brief an den König: er möge die Gnade haben, jeden andern als den Geheimschreiber Diogo Pires, nur diesen nicht, als Boten an den jüdischen Ambassadeur zu verwenden.

„Pferde satteln! Dieser Brief sofort nach Almeirim, dem Condestable der königlichen Majestät — persönlich."

16.

Solche Vorsicht war nicht unbegründet.

Gerade in letzter Zeit hatte der Fall des Neuchristen Henrique Nunes Aufsehen erregt. Dieser Mann, dem Stamme nach spanischer Jude, ließ sich von den Dominikanern Portugals zu Späherdiensten unter den Marranen benützen. In ihre vertrautesten Kreise war er eingelassen worden, ihm, der vorgab, vom spanischen Glaubensgericht seines Judaisierens wegen verfolgt zu sein, hatte man alle

Schliche eröffnet, durch die man in dem zur Zeit noch milderen Portugal die Kirchenvorschriften umging. Und nun war er mit einer langen Liste marranischer Verbrecher öffentlich hervorgetreten, verriet alles, sogar den eigenen leiblichen Bruder gab er als Ketzer an. Wie man ihn nun haßte! Doch konnte man ihm nichts anhaben. Nunes stand unter dem Schutz jener Hofpartei, die die Einführung der Inquisition in Portugal anstrebte, erhielt den Ehrennamen Firme-Fé, „Festgläubig". Der entscheidende Schlag, den die Inquisitionsfreunde durch ihn zu führen hofften, schien zu glücken. Bald würde nun auch in Portugal, so hoffte man, die Schonzeit für die Rückfälligen vorbei sein. Bisher hatte man die Marranen nur vor weltliche Gerichte gestellt. Die waren uneifrig, in feineren Unterscheidungen der Glaubenssachen auch wenig gewandt. Ganz anders die Inquisition, die das Übel an der Wurzel faßte. Wo der Inquisitor erschien, legte er allen Einwohnern des Sprengels als erste Maßnahme die Pflicht auf, binnen sechs oder zwölf Tagen alles anzuzeigen, was sie über jemanden erfahren oder gehört hätten und was zu dem Verdacht berechtigen könne, daß er ein Ketzer sei oder mit andern Ketzern verkehre oder daß er auch nur in seinem Lebenswandel von dem der Gläubigen abweiche. Versäumte jemand diese gebotene Anzeige, so verfiel er der Exkommunikation. Und wer ein Jahr lang exkommuniziert blieb, wurde selbst als Ketzer betrachtet. Dagegen konnte selbst ein Ketzer innerhalb der Gnadenfrist dieser Tage durch Angabe anderer Ketzer straffrei werden. — Das System war, wie einer der Meister der Inquisition, Bernhard Guidonis, versichert, außerordentlich wirksam. Lähmender Schrecken befiel die Gemeinden. Jeder, der

irgend einmal etwas getan oder gesagt hatte, was „heresim redolebat", nach Ketzerei roch, oder über den auch nur von feindlicher Seite her ungünstige Gerüchte in Umlauf waren, konnte erwarten, von denen, die ihm am nächsten standen, angegeben zu werden. In dem Maße, in dem die Gnadenfrist ablief, stieg seine Angst, er konnte nicht wissen, ob ihn nicht gerade dieser Tag der letzten Gnadenmöglichkeit beraubte, — denn alle Anzeigen wurden streng geheimgehalten, auch im nachfolgenden Prozeß niemals Quellen und Zeugen dem Angeklagten genannt. Der Tapferste lief endlich zum Inquisitor und verriet selbst, um nicht verraten zu werden. „Eltern gaben ihre Kinder an," so rühmt Papst Gregor X., „und Kinder ihre Eltern, Männer verrieten ihre Frauen, Frauen ihre Männer." Der jüdische Dichter Samuel Usque aber klagt die Inquisition als das „wilde Tier" an, vor dem die widerwillig Getauften in solche Angst geraten, „daß sie sich auf den Straßen überall hinwenden, ob es sie nicht ergreift. Mit unsicheren Herzen zittern sie einher, wie ein Blatt am Baum, und bleiben entsetzt stehen, aus Furcht, in eine Schlinge zu fallen. Jeder Stoß dieses Tieres beunruhigt sie und sie empfinden ihn, als wenn er ihr Innerstes träfe. Denn in ihrem Unglück sind sie alle ein einziger leidender Körper. Mit Angst führen sie bei Tisch den Bissen zum Mund, und die Abendstunde, die für alle Wesen Ruhe bringt, erschreckt sie noch mehr. Die Freuden der Hochzeiten und Geburtsfeiern verwandeln sich ihnen in Trauer und Qual. Das wilde Tier schleift sie ins Feuer, tötet ihnen die Söhne, und sie sehen ihre Gatten verbrennen, ihre Kinder zu Waisen gemacht, die Reichen verarmt, Edelgeborene in Straßenräuber verwandelt, keusche

zurückgezogene Frauen aus Armut und Verlassenheit in die Häuser der Unzucht gebracht."

So in Spanien. In Portugal gab es noch keine Inquisition. Nach den Enthüllungen des Firme-Fé konnte es allerdings nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie binnen kurzem auch über die Marranen Portugals hereinbrechen werde.

Da erfolgte unerwartet die neue Wendung. Der König lehnte alle Anträge der Dominikaner ab, die Eifrigsten (wie der Bischof von Ceuta) wurden aus seiner Umgebung verbannt. Auch Königin Katharina, als Spanierin auf Auto-da-Fés erpicht, konnte nichts zugunsten ihre Freunde durchsetzen.

Rëubeni, nach Überreichung der Denkschrift mehrmals vor den König berufen, hatte mit ein paar Worten, ganz nebenher, diesen Sieg errungen, der auf die Marranen von geradezu berauschender Wirkung war.

Das Schwert, das schon über ihrem Haupte schwebte, hatte er abgewendet. — Wahrlich, der Weise des Talmud verlangt mit Recht, daß man an Gottes Gnade nicht verzweifeln dürfe, selbst wenn das Haupt schon auf dem Richtblock liegt!

Man jubelte dem Befreier zu, — im Grunde hatte niemand mehr gehofft, den Qualen Spaniens zu entgehen. Und mit einem Male: Licht und Luft!

In Italien hatte die Partei der Zweifler mit denen, die an Rëubenis Sendung glaubten, noch ziemlich hart zu kämpfen gehabt. Auf der dunkleren iberischen Halbinsel zweifelte niemand. Hier gab es nur Bedrängte, Geängstigte — und einen großen Retter aus großer Not! Sein Ruhm flog nun auch schon an die andere Küste des

Mittelmeeres, nach Afrika hinüber. Aus Fez und Tanger kamen Abordnungen der dortigen Juden. „Unsere Ahnen waren Könige, und in der ganzen Welt glaubt man, daß das Königtum zu uns zurückkehren wird." Der Scheich von Fez, der eine Gesandtschaft an den portugiesischen König sandte, hatte auch Botschaft für den Sar Rëubeni mitbeordert. Er gab an, daß im Innern Afrikas gleichfalls zwei der verlorenen Stämme, Simon und Benjamin, siedelten. Ihr Land ist gut und breit. Ihr König heißt Baruch ben Melech Jafet und gebietet, ebenso wie König Josef in Chabor, über dreißig Myriaden. — Ein Jude, namens Josef Cordilla, brachte Nachricht vom König von Sarif, dessen Reich „westlich von Fez, am Rande der Welt" liegt. Dort gebe es dann keine Königreiche mehr, nur noch Wüste. Im Lande selbst aber seien starke Juden, Ackerbauer angesiedelt, von denen viele die Seefahrt nach Asien mitmachen wollten. — Die Anußim in der nördlichsten Provinz Portugals Traz oz Montes hatten am hellichten Tage vier Fahnen am Himmel gesehen, eine Erscheinung, die auch von Christen bemerkt worden war. Seither fasteten sie jeden Montag und Donnerstag. Bei Rëubeni ließen sie anfragen, ob der „große fürchterliche Tag" nahe sei. — Andere Boten mit brüderlichen Grüßen kamen aus Tlemsen, Mascara, Boghari. Überall rührte es sich von Hoffnung.

Selbst in Spanien, dem Lande der Bedrückung, brachen die halbverschütteten Quellen auf. Scharen Treugebliebener flohen über die Grenze nach Portugal, wo den Marranen eine bessere Zukunft, zumindest Ruhe gesichert schien. Campo Major war ihr Sammelplatz. —

Vergebens verlangte Selaya, Inquisitor im nahe ge-

legenen spanischen Badajoz, die Auslieferung der spanischen Untertanen.

Da entschloß er sich zu einem Gewaltstreich, setzte einige marranische Familien, die in Badajoz wohnten, als Geisel gefangen. Grauen fiel auf die Flüchtlinge in Campo Major; sie wußten, was es hieß, im Kerker eines Inquisitionstribunals festgehalten sein. So fertigten sie einige ihrer Vorsteher an Rëubeni ab, um Rat und Hilfe von ihm zu verlangen, der schon als Fürst und Oberhaupt aller Juden in der Zerstreuung galt.

Rëubeni empfing sie nicht.

Sein Lieblingsschüler Eliahu verwendete sich für die Unglücklichen. Jeder von ihnen hatte einen Freund oder Verwandten unter den unschuldig in Bodajoz Gemarterten. Nun war jeder von Gewissensbissen gequält, daß er, wenn auch unwillentlich, das Elend über die Juden von Badajoz heraufbeschworen hatte. Sollte man freiwillig in die Knechtschaft zurückkehren? Es hätte wohl nichts genützt. Denn wie selten ließ die Inquisition ein Opfer los, das sie ergriffen hatte. Fast immer fand sich ein Vorwand, den Prozeß fortzusetzen, den Sünder vollständig zu zermalmen... Wer konnte nun helfen, außer dem Mächtigen, der das Ohr des Königs hatte!

Ungerührt blieb der Sar.

„Es heißt, daß Firme-Fé in Badajoz eingetroffen ist — daß auf seinen Rat der Inquisitor die Geiseln ergriffen hat. Und wir haben Waffen und lassen den Verräter noch länger leben?"

Der Sar verwies ihm weitere Rede.

„Auf Euch hoffend haben sie die Grenze überschritten."

„Ich habe sie nicht gerufen." —

Inmitten seiner Erfolge, von denen bald die ganze bewohnte Welt widerhallte, war Rëubeni härter, gramvoller als je. Seine Qual wuchs mit jedem Tag. Denn nun stand wirklich alles auf dem Spiele. Der König hatte die Cortes einberufen. Die Schlußentscheidung blieb zu erwarten. Sie durfte durch nichts beirrt werden, nicht durch das geringste unvorsichtige Wort, durch keine Gebärde. — Daß er die Einführung der Inquisition abgewendet hatte, dieser Triumph, um dessentwillen Tausende von dankbaren Herzen ihm zuschlugen: dem Sar war es nebensächlich, vielleicht sogar unerfreulich. Konnte nicht das Größere, das er wollte, durch solcherlei Aufsehen und Erregung der Geister noch im Heranrollen gehindert werden?

Rëubeni war entschlossen, keine Abschlagszahlung des Schicksals anzunehmen. Und eine so starke Nebenwirkung war beinahe Gefahr, — konnte alles verderben.

„Und ich habe keine Lust," sagte er grimmig vor sich hin, wenn ihn irgendeine Weichheit des Gefühls anfocht, „ich habe keine Lust, am Ende meiner Tage als zerbrochener Messias zahnlos, halbverrückt im Stadtturm zu sitzen und Bildchen mit den Trümmern Jerusalems zu pinseln." Es gab keine Schmach, mit deren Erinnerung er sich nicht angefeuert hätte, sobald er sich schwach fühlte. Wohl wußte er, daß es im Grunde um ganz anderes ging, nicht um sein persönliches Alterswohl. Doch absichtlich spiegelte er sich niedrige Gedanken vor, um sich vor Begeisterung zu hüten, die er jetzt für schädlicher als alles hielt. Nur noch die kalte letzte Durchführung seines Planes war erlaubt. Um sich zu ernüchtern, sprach er zu sich selbst wie zu einem Menschen, der nur den gemeinsten Beweggründen zugänglich ist. —

„Des Königs Bote — Garcia de Noronha."

Garcia tritt ein, im schwarzen Mantel, blondbärtig.

Den langen blonden Bart reißt er ab, schlägt den Mantel auseinander. Es ist Pires—Molcho, der vor Rëubeni kniet.

„Seit Wochen lassen mich Eure Diener nicht vor. Verzeiht diese Maske. Ich mußte aus Eurem Mund erfahren, ob es in Eurem Auftrag geschieht."

„Ja."

Grausam gegen sich selbst, ist Rëubeni auch gegen andere nicht zart. — Wohl hat sich seine Vermutung, die in Molcho einen Spion sah, nicht bestätigt. Er hatte damals befürchtet, daß Molcho die Denkschrift gar nicht an den König übergeben werde, daß er sie nur herausgelockt habe, um sie den Gegnern in die Hand zu spielen. Nichts davon war eingetreten. Der König hatte die Schrift erhalten und im übrigen blieb sie geheim. — So gibt es keine Falschheit an Molcho? — Der Schluß zwingt nicht. Und lieber der Vorsicht zuviel als zuwenig getan!

„Ja, — es war mein Auftrag. Und so laßt mich jetzt allein!"

Tiefste Bekümmernis läßt das Gesicht des Jünglings erbleichen. Tränen dringen aus den geschlossenen Augen. „Warum nur, — warum?"

Während Rëubeni ungerührt, ja fast mit einer gewissen Befriedigung die Wirkung beobachtet, dröhnt Lärm aus den Vorgemächern herein.

Die Türe ist nicht mehr zu halten, — die Diener können die Verzweifelten nicht abwehren.

Da sind sie, die Abgesandten aus Campo Major, verhärmt, gehetzt, in Lumpen gehüllt, wie sie sich über die Grenze gerettet haben.

„Gnade! Hilfe!"

Es war leicht, mit gespielter Strenge dem Schüler zu sagen, während die Abordnung vor der Tür wartete: „Ich habe sie nicht gerufen." Vor diesen flackernden Augen, den durstigen Mienen, den krampfhaft in die Luft greifenden Fingern versagt dem Sar die Rede. Dennoch bringt er zur Not die abweisenden Worte heraus. Nur klingt es schwach, ohne Überzeugung, gleichsam schon in sich selbst widerlegt: „Ich habe euch nicht gerufen."

„Er foltert die Gefangenen", schreit einer auf.

Wirr gehen die Stimmen durcheinander: „Wir kennen die Gefängnisse an der Stadtmauer von Badajoz, — finster und stinkend wie die Hölle, — ohne Gnade wie Firme-Fé, — um Geständnisse zu erpressen, erfindet er neue Arten der Tortur — sie strecken und würgen — sie brechen denen, die nichts sagen, einen Zahn nach dem andern heraus — schälen ihnen Nagel für Nagel ab — ziehen ihnen die Haut vom lebendigen Leib."

Nun ist es schon schwer, sich auf die große Sendung zu berufen, — die kleine Not wegzuweisen, die so unmittelbar andrängt...

Auf Knien rutscht eine Frau an Rëubeni heran: „Meine Schwester ist mit dabei!"

Es klingt wie das Stöhnen eines sterbenden Tieres, — eine Angst klafft darin auf, die den ganzen Weltraum in sich schlingen möchte.

Klein — solche Not, die dem Menschen nichts Menschliches läßt? Sie übersteigt ja die Schranken unserer Existenz, wirbelt mit ihrem Sturm die Wolken am Himmel auf.

Dem Haufen hat Rëubeni widerstehen können. Jetzt

bedroht ihn ein einzelnes Gesicht. Er sieht es dicht vor sich, die schwarzen Haarflechten mit grauen Strähnen, die dicken runzeligen Lippen, den offenen Fischmund, — ihm ist, als sehe er auch schon das Gesicht der Schwester, das diesem hier ähnlich sein muß — und von der Streckfolter verzerrt. Eine Übelkeit befällt ihn, er verliert den Atem. Er röchelt nur, sagt leise, unzusammenhängend, mühsam, ohne selbst hinzuhören, den Satz her, den er schon hundertmal gesagt hat: „Ich komme nicht mit Wunderzeichen, sondern als ein Krieger und Gesandter, um Verhandlungen zu führen." Wie arm, wie nichtig ist das alles dem gegenüber, was von ihm erwartet, sehnlichst von ihm verlangt wird.

Es gibt Lebensaugenblicke, in denen nichts mehr tröstet, nur der Blick auf ein schönes Menschenantlitz als auf den letzten festen Punkt, der dem Elend widersteht, — das einzige, was durch keinerlei Wirrsal der Gedanken entwertet und entadelt werden kann. — So heftet sich Rëubeni, in äußerster Bedrängnis, sehnsüchtig an die reinen Gesichtszüge Molchos, an seine milchweiße Stirn. Da ist noch das gute Gesetz, da ist die unverfälschbare Regel, nach der die Welt geschaffen wurde, um zu bestehen und glücklich zu sein. Nicht mehr stark und schadenfroh, — um Mitleid bittend erhebt er die Hand. „Du siehst nun, wie es mit mir steht" — dies etwa sagt die Bewegung.

Molcho deutet sie als Aufforderung zu reden. Von all dem Gewühl rings um den Meister hat er nichts bemerkt, immer nur sieht er ihn und sich, nur diese beiden Menschen in der Welt. Demütig nähert er sich nun. „Ich hatte einen Traum, in dem wurde das Gebot der Beschneidung an mir vollzogen — durch Eure Hand."

Rëubeni schreit auf. Er glaubt zu fühlen, wie ihm der Kopf aus den Angeln gehoben wird. Alles schwankt. Bitten, immer nur Bitten, Schwächungen — niemand hilft, — und alle bitten um Dinge, die er nicht gewähren darf, — verwunden sein Herz — und wozu denn, wozu denn dieses ganze ungeheure Leid!

Wahnsinn wäre Rettung. Und den Wahnsinn spürt er ja auch schon im Blut.

Jetzt würde er sich tobend, seine entblößte Brust darbietend, in die Menge stürzen — da haben Diener und Schüler endlich die ganze Menschenwelle aus dem Zimmer gedrängt. Nur Molcho will sich entziehen, seitlich nochmals hervortauchen. Rëubenis Finger, von fern, heftet ihn an die Wand: „Auch den! Auch den!" Man geleitet den Jüngling hinaus, während der Sar erschöpft niedersinkt.

Am nächsten Tag wird ein Brief gebracht.

„Mein Herr und Prophet! Ich weiß, daß Ihr mir mit Recht mißtraut, weil ich bis zum gestrigen Tag das Gebot Gottes an mir noch nicht vollzogen hatte. Mißtraut mir nicht mehr. Das Blut floß wie ein starksprudelnder Brunnen. Wenn ihr mir nun Gunst geben wollt, so schicket mir einen jüdischen Arzt und verhüllet mir nichts mehr von den erhabenen Geheimnissen."

Eiligst sandte Rëubeni den Elijahu, der in ärztlichen Künsten bewandert war. — Er brachte die unglaubliche Nachricht: Molcho hatte sich selbst beschnitten. Abends hatte er bei einem alten Marranen ein Dachstübchen gemietet und in der Nacht, ohne irgendwelche Beihilfe, die furchtbare Operation vorgenommen. Weder die Vorstellung der gräßlichen Schmerzen noch die Schmerzen selbst hatten ihn geschreckt.

Ein Engel mußte seine Hand über ihm gehalten haben, sonst wäre er verblutet, hätte den Morgen nicht erlebt. Und nun schwebte er wohl zwischen Leben und Tod.

Sofort begab sich der Sar zu ihm.

Wie er in die Dachkammer eintritt, den Leidenden, Leichenblassen im Bett sieht, weicht sein Zorn. Aus dem Dunkel des Krankenbettes knospend weißer Glanz der Begeisterung. Verzückt streckt Molcho die zitternde Hand ihm entgegen: „Nun ist kein Makel mehr an mir."

Die Brust geht hoch, bei leiser Stimme. Die Augen verdrehen sich. Als sei alle Kraft nur aufgesammelt, um sie mit diesen letzten Worten hervorzustoßen, fällt Molchos Körper wie ein leerer Blasebalg in sich zusammen.

Ohnmacht — oder Tod — verfinstert die Augen.

Bis zum Abend sitzt Rëubeni an seinem Bett. Auf Fußspitzen schleichen die Schüler, jetzt Pfleger des Glaubenshelden. Die Heiligkeit des Geschehnisses liegt auf dem stillen klaren Entschlossensein aller Mienen. Prüfend blickt Rëubeni sie jetzt und nochmals an, so oft er aus seinem Brüten auffährt. Zu Kriegern habe ich euch erziehen wollen, jetzt schleicht ihr ja wie Lämmer umher — lange, lange habe ich diesen Abglanz ergriffener Frömmigkeit auf keinem Gesicht mehr gesehen. — Seit mir das Gesicht des Vaters entschwunden ist — ja vielleicht seit damals nicht. So ruhig, ohne Qual und ohne Anfechtung pflegte er in sein Buch zu sehen, sah nichts als das heilige Buch...

Am Abend schickt Rëubeni die Schüler weg, bis auf einen zur Bedienung. Der wird nach zwei Stunden abgelöst. So wechseln sie ab, bis zum Morgengrauen. Nur Rëubeni bleibt. In der Nähe dieses Bettes hält ihn ungeordnetes Getümmel seiner Gefühle fest.

Dem Jüngling grollt er nicht mehr. Der ist ja unschuldig. Er weiß es nicht besser, er eifert für den Buchstaben des Gesetzes, das er um so heißer liebt, wie ein Verliebter, je mehr es sich ihm entzogen hat. — Und auch ich — habe mich ihm entziehen wollen. Wie alle Marranen, aller Gefahr für meinen großen Plan. Der eine aber hat sich nicht abweisen lassen. Hat mit Gewalt die zurückstrebende Hand ergriffen und so hat er mich besiegt!

Rëubeni stößt die geballte Faust gegen seine Zähne, hart gegen hart. Um seinen Plan nicht in Gefahr zu bringen, hat er den jungen Wilden abgelehnt. Aber gerade das hat Molcho als eine Art von geheimer Aufforderung aufgefaßt. Welche Sinnlosigkeit in all dem! Gerade das, womit ich ihn abschrecken wollte, hat ihn zur Tat gereizt, um die Nacht und Wahnsinn liegt — und welche Gefahr für alle, für das ganze Volk, für die nahe Errettung Israels!

Hat der Knabe das bedacht?

Gewiß nicht! Er hat nichts bedacht! Nur auf mir seit je die Last des Bedenkens, die atemdrückende! Nichts bedacht. Und doch ist mir jetzt, als sei nicht er der Schuldige — sondern ich. Nein, er nicht, in seiner edlen Herzenseinfalt kann er nie schuldig sein!

Mit dem schönen Jüngling sterben, dem leise Atmenden — das wäre das Beste! Sorglos, ohne diese Schwere in den Schläfen, die mich nicht mehr verläßt! — Rëubeni beugt sich nieder zu dem bleichen Mund, der von Zeit zu Zeit zuckt, der schmerzvoll und doch auch befriedigt ist — tief schlummernd, wie am Ende des Weges. Diese reinen Lippen küssen, kaum widersteht er der Versuchung. O könnte er ihnen einen Teil ihrer grenzenlosen Ruhe für sich absaugen! Für sich gewinnen diese schön ausklingende Musik!

Die süße Ruhe der guten Tat. Dem Herzen ist Genüge getan — und nun still, o still! —

Es ist Mitternacht. Ein Mann tritt ungemeldet ein. Grinsendes Negergesicht, altgefurcht, die Zähne einzeln, lückenhaft zwischen den aufgeworfenen Lippen. Breitgequetschte Nase. Die Augen blinzeln.

„Wer ist das?" Rëubeni springt auf.

Höflich verneigt sich der Alte. „Der Hausherr. Ich heiße Aldyka."

„Marrane?"

„O—o—o bin ein treuer Sohn der Kirche."

Ein Schlaukopf also, der nichts eingesteht. „Man sagte doch —."

„Verleumdung."

Und hier hat sich Molcho, ohne viel zu fragen, eingemietet! Welche Unvorsichtigkeit! — Nun wäre es freilich geraten, ihn hier im Stich zu lassen, statt diesen Negerkopf zum Wahrer des ganzen Geheimnisses und der Rettung Israels zu machen. — Aber den Sterbenden verlassen — unmöglich.

Alle Sorgen, alle Überlegungen fallen wieder wie mit Eisenkolben auf Rëubenis Haupt.

„Du sprichst kein Wort von dem, was du hier gesehen hast", herrscht er den Hausherrn an, der immer lächelt — auch angesichts des Krankenbettes.

„Gewiß nicht — aber es ist bedenklich..."

„Gib ihm einen Cruſado", befiehlt der Sar dem Schüler.

Aldyka wiegt das Goldstück in der flachen Hand. „Ich habe ein neues Schloß gekauft und an die Türe unten gelegt."

„Gib ihm noch zwei."

Mit kriecherischen Windungen, eine Schlange, entschlüpft der höfliche Mann, man sieht gar nicht, wie er die Türe öffnet. Er findet wohl überall einen Spalt.

Mit solch Ekelhaftem mich abgeben — immer wieder ist das mein Teil — indes schlummert dieser hier rein in seinen Tod hinüber, unbekümmert darum, was rechts und links geschieht. In einer großen Aufwallung sein Leben verströmen lassen, sich selbst zum Opfer bringen — was kann man mehr! Und ist es nicht größer als all die Qual und Beschmutzung, aus der ich keinen Ausweg mehr weiß?

Der Kranke seufzt, das Öllicht flackert.

Niemand gibt Antwort auf die Fragen dieser Nacht.

17.

Man hatte kaum gehofft, daß Molcho genesen würde. Doch das Wunder geschah.

Auf Rëubenis Geheiß besuchten ihn täglich die Schüler.

Er brauchte nicht viel zu befehlen. Sie gingen gern. Molchos Tat erschien ihnen als eine Verherrlichung des Gottesnamens, als ein Triumph ihres Herrn und des Hauses Jakob, das von Tag zu Tag mit neuen Mauern gestärkt ward.

Rëubeni selbst ging nicht wieder hin. Hatte Wichtigeres zu tun. War denn dieser junge Marrane würdig, seine Gedanken auf sich zu ziehen? — Ohnedies rief der Hofdienst. Zweimal oder gar dreimal in der Woche mußte Rëubeni in die Residenz nach Almeirim hinüberreiten, — seine Denkschrift wurde von den Räten der Krone studiert, man verlangte neue Aufklärungen. Auch der König ließ ihn

wieder rufen. Nochmals hatte Rëubeni Zeugen zu erbringen, daß er sich nicht mehr von Marranen die Hände küssen lasse. Ferner rügte der König, daß die Schüler stehend anwesend seien, wenn er beim Mahle sitze, — auch das nämlich sei königliches Vorrecht. Ohne mit den Mundwinkeln zu zucken, mußte Rëubeni versprechen, die verdächtige Huldigungszeremonie zu verbieten.

So war er eifrig am Werk wie nur je. Nur überfiel ihn manchmal, mitten im Peinlichen der Geschäfte, ein Zweifel, ob es nicht besser wäre, fern von all der Mühe, ruhig wie Molcho — und bei ihm sitzend — selbst allmählich gesund zu werden und von allem Makel befreit...

Nur wie ein augenblickliches Angstgefühl huschte dieser Zweifel vorbei. Rëubeni verwies ihn als böse Einflüsterung. Ja, es war ihm sofort darauf unbegreiflich, wie ihm überhaupt solch ein schwächender Gedanke hatte kommen können.

Sein Weg war ja deutlich, jeder Schritt seitab von diesem Weg: Verrat an jahrelang aufgebauten Überlegungen. —

Eines Tages überbrachten die Schüler Molchos innige Bitte: auch der Meister möge ihn doch einmal besuchen.

„Nein. — Habe zuviel Arbeit."

Ein andermal, als sie ganz dringlich wurden und die Botschaft Molchos bestellten, er habe dem Meister von einem göttlichen Gesicht zu erzählen, das er des Nachts gehabt, — verbot er ihnen, den Namen Molchos überhaupt je wieder vor ihm zu erwähnen.

Als sie weggegangen waren, überlegte er: Fürchte ich mich denn vor ihm?

Seltsam, seit jenem Tag nach der Beschneidungsnacht hatte er den Jüngling nicht gesehen, hatte, wie er glaubte, nicht einmal allzuoft an ihn gedacht, hatte gar nicht Zeit

dazu gehabt, — und doch war von damals an etwas Neues in sein Leben eingetreten, das er nicht zu fassen vermochte. — Diesem Gespenst ins Gesicht schauen! Auftrotzend erhob er sich von seinem Schreibtisch, an dem er zum hundertsten Male in Schiffskarten den Weg nach Calicut und das jüdische Königreich Chabor eingezeichnet hatte, — „acht portugiesische Schiffe mit jüdischen Kriegern erscheinen im Roten Meer" — diesen Satz, den Kernpunkt all seiner Wünsche, sagte er laut vor sich hin. Vom Klang dieses Satzes war er immer wieder hingerissen, — es war etwas so Endgültiges, Festes darin, eine Nüchternheit, die ihm trunkener und blühender erschien als alle Räusche in dieser und jener Welt.

Nein, keine Furcht!

Das Haus lag in einem Garten, von hoher Mauer verteidigt. Der eiserne Torklopfer gab dumpfe Töne. Erst nach mehrmaligem Klopfen drehte sich der Schlüssel, und das angstvolle Negergesicht Aldykas erschien, sofort blinzelnd und alle Zähne zeigend: „Es war ein anderes Klopfen verabredet."

Ohne zu antworten, ging Rëubeni mit dem Alten, der jene großen, fast am Boden hinkriechenden Schritte machte, die ihm so unleidlich waren.

Im herbstlich weißen Nachmittagslicht bot der Garten einen verwahrlosten Anblick. Unter glänzenden Laubkronen der Edelkastanien Gestrüpp, Rosengerank, engverwachsene Pfade. Auch das Haus verfallen, alt. Innen immer wieder Gänge, viele Türen, dunkle Teppichwände, kleine Stiegen, die von der Haupttreppe abzweigten — ein unübersichtliches Gewirr. Rëubeni hätte sich ohne den Führer nicht zurechtgefunden. Nun scholl durch einen der Teppichvor-

hänge Molchos Stimme. Aldyka wollte hinein, doch Rëubeni hielt ihn fest.

Entließ ihn dann durch eine Handbewegung. Er selbst stand und lauschte.

Die Stimme, stark und hell. Der junge Molcho erzählte den Schülern von seiner ersten Jugend, von Turnieren, die er mitgemacht hatte, von Liebeshändeln, zu denen ihn die Sitten seines Standes verführt hatten, von einem Kriegszug gegen die Mauren in Afrika. All das stellte er im Ton äußersten Abscheus dar. Es gab nichts Gutes dort drüben bei den andern, — hinter Glanz lag, auf den ersten Griff zu fassen, Verwesung, Blödsinn der falschen Lehren, ewige Finsternis.

Rëubeni erschrak. Mit wie leichtem Sinn tat dieser Knabe alles von sich ab, worin ihm selbst seit je ein schwer erfaßbarer, gefährlicher und doch erstrebenswerter Kern von richtigem Leben erschienen war. „Es wohne die Schönheit Jafets in den Zelten Sems." Der Knabe Molcho aber, der von Anfang inmitten dieser Schönheit und Kraft Jafets gewohnt hatte, rannte wie besessen von ihnen weg — auf ganz anderes bedacht, auf Reinigung, Buße, von der er jetzt den Schülern mit bebender Freude sprach — als von einer „Zeit der Liebe", in der die „Tage des Mondes aufhören, die zwischen Gut und Böse wechseln". — „Und dann erst werden wir Kraft haben, im Palaste des heiligen Königs zu stehen, verknüpft mit dem Knoten der siebzig Gesichter des Lebensbaumes der Lehre. So bilden wir eine mächtige Mauer, einen hohen Felsen rings um die zertrümmerte Stadt. Und in dieser Zeit der Buße wird der gesalbte König der König seines Volkes sein. Die Toten aller Welt werden auferstehen. Auch zur Abendzeit wird

Tag sein. Es gibt keinen Satan und kein Unglück mehr."

Das klang ja wie offene Auflehnung gegen Rëubenis bedächtige politische Arbeit, an deren Stelle nun die überschwenglichsten Wunder, fesselose Schwärmerei treten sollten!

Rëubeni riß den Vorhang zurück, trat ein.

Seine Schüler, rings um den jungen Marranen, wie lauschten sie in Entzücken! Aus dem und jenem blickte ihn das Gesicht des frommen Vaters an — und Molcho selbst, schön, jung, glühend, und doch umstrahlt von der ruhigen Heiterkeit, die Rëubeni an seinem Vater gesehen hatte, die ihm immer gegnerisch gewesen war — von den frühesten Tagen an, deren er sich entsinnen konnte — bewundernswert und gegnerisch zugleich.

Sollten ihm nun seine Schüler abwendig gemacht werden? „Die Sitten der Völker", sagte er, ohne Gruß, wie ein Lehrer, der Kinder bei unerlaubtem Spiel ertappt, „sind nicht so verwerflich, wie sie geschildert werden. Es tut not, viel Herrliches aus ihnen zu lernen und die Kühnheit der Völker den Herzen unserer Schwachen einzupflanzen."

Es wurde still.

Nur Eliahu wagte nach einer Weile, das Wort zu nehmen. Früher der Treueste von allen, — seit dem Erscheinen Molchos unruhig, schamhaft, störrisch. „Wir sagen aber doch den Segensspruch — gelobt der Ewige, der du mich nicht gemacht hast nach Art der Völker!"

Rëubeni erwiderte nicht. Er sah nur Molcho, der keinen Laut hervorbrachte. Das Gesicht des Jünglings hatte nun wieder seine gesunden Farben: die Stirn wolkenlos klar, die Wangen in kräftigem Rotbraun, — aber der noch

nicht völlig gekräftigte Körper konnte, so schien es, der ungeheuren Erregung nicht standhalten, — zum ersten Male begegnete er bei klaren Sinnen dem Meister, nicht mehr als Abtrünniger, sondern als Jude, der auf brüderliches Zutrauen Anspruch hatte, — und so brach denn ein Licht verzehrender Liebe aus seinen Augen, während die Brust keuchte und sich in stummem Jubel mühte. Keine Auflehnung! Aus diesem Gesicht schwamm widerstandslose, bedingungslose Anerkennung entgegen. Rëubeni trat näher, in Neugierde gleichsam. War das der Gegner, vor dem er solche Angst gehabt hatte, — den er anfangs als Spion und später gleichsam als Verführer, Einflüsterer falscher Stimmen, beidemal aber mit gleicher Härte, von sich fernzuhalten bestrebt war? — Molcho ergriff seine Hand und küßte sie. Endlich brach seine Stimme los, unter Tränen: „Der gesalbte König ist unter uns — Sar Dawid Rëubeni sein Name!"

Das hatte Rëubeni am allerwenigsten erwartet. Eben noch war ihm alles, was Molcho zu den Schülern sagte, aufrührerisch erschienen. Und jetzt — wandten sich die Worte so, daß sie wie Messiasbegrüßung klangen, — wie damals in Rom nach Auferweckung des Mädchens, — wie einst auf der Turmgalerie des Prager Judentors.

Die Antwort, die er zu geben hatte: Du hast es gesagt, — sie ging ihm nicht von den Lippen.

Der Umschwung war zu groß. Er faßte ihn noch nicht ganz, sah immer nur auf Molcho, der, in gleichem Krampf, die Augen nicht von ihm ließ.

Nun sprich — schien Molchos Blick zu sagen.

Nun sprich — sagte auch Rëubenis Blick.

Molcho gehorchte, — furchtsam schloß er die Augen

dabei: „Ich habe geträumt, daß derselbe Greis in glänzenden Kleidern und mit der Wage in der Hand wieder zu mir trat. Und vom Himmel verkündete eine Stimme: ‚Dies ist die Gestalt der Seele deines Herrn, des Sar Rëubeni.‘ Und darauf öffnete der Greis seinen Mund und sagte zu mir: ‚Ich bin dein Vater und du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.‘“

Arglos hatte Molcho gesprochen. Er konnte nicht ahnen, wie süß solche Worte im Herzen des Kinderlosen widerklangen! Vierunddreißig Jahre alt war nun Rëubeni, — sein Herz war welk geworden, er hatte nur noch den großen Plan, sonst nichts. Und nun dieses unerwartete Glück: Jugend gab sich ihm hin, gab sich in seinen Dienst, in jugendlichem Blut jagten die Wellen weiter, die von ihm ausgingen.

Mit ähnlichen Worten war ja Molcho zum erstenmal bei ihm erschienen. Damals hatten sie ihm wirr geklungen. Jetzt taten sie ihm so wohl. — Ernst wie mein Vater, groß und rein, — und dennoch mein Sohn, mein junger feuriger Sohn! Dann wäre ich nur eine kurze Unterbrechung der Kette, — ich mit meinen Sünden, — und bin gewürdigt, das Licht des Vaters ungemindert auf diesen, der nach mir emporwächst, zu übertragen.

Es war ihm, als sei er endlich da angelangt, wo er seine guten Gefühle nicht zurückdämmen mußte. Sie stürzten hervor, sie warfen ihn auf das Bett über den Kranken hin...

Meinen Sohn im Geiste umarme ich — ich darf es tun — es ist der Tag!

Und Molcho flüsterte: „Wie in meinem Traum — Mund an Mund und Aug' in Auge!“ —

„Wir beide," löste der Sar das Stillschweigen, „wir beide werden euch nun führen und gemeinsam die Zerstreuten von den vier Ecken der Erde einsammeln."

„Der gesalbte König führt, ich gehorche", sprach Molcho so leise, als sei sogar diese Bezeugung seiner Ehrerbietung schon ein unerlaubter Widerspruch.

In der Ergebenheit dieser Stimme lag für Rëubeni etwas süß Verwirrendes. — So ist es recht, summte es glücklich in ihm, so ist es recht, mein gehorsamer, guter Sohn, — der nicht trotzig und fremd ist, wie ich es vor meinem Vater war, — lieber Sohn du, der mich mit meinem Vater im Grabe versöhnt! ...

Indem er die Verehrung annahm, die der Jünger ihm entgegenbrachte, wußte er sich doch frei von aller Überhebung. Diese Verehrung war vielmehr (so schwebte ihm vor) gleichsam nur eine würdige Form, unter der der Wechsel der Führerschaft stattfinden sollte. — Es ist gut und billig, daß er mich liebt — der Nachfolger und Sohn —, denn ich habe das Werk begonnen und habe mich sehr geplagt — jetzt aber führt er es zu Ende, hoch über mich hinaus. — Es ist selbstverständlich und ehrenwert, daß kein Streit, kein gewaltsamer Sturz nötig ist, wenn wir beide friedlich einander ablösen. Ich begrüße ihn ja aus vollem Herzen, den Kraftvollen, ich bin ja so müde geworden. — Freiwillig verzichten können, frohen Herzens zurücktreten und den Sohn im Zenith des Werkes sehen — selbst entlastet und still —, welch eine Hoffnung tat sich ihm auf!

Zum Anziehendsten an Molchos Wesen gehörte es, daß er gar nicht wußte, welche Wirkung von ihm ausging. — Daß Rëubeni ihn von nun an als Freund, gleichsam als gleichberechtigten Genossen ansah, daß er sich noch nie im Leben einem Menschen so nahe gefühlt hatte: er merkte es nicht. Blieb scheu, demütig verehrend, ein Schüler vor dem hohen Meister.

In Rëubeni war neues Leben erwacht. Er kämpfte mit verdoppelter Zuversicht um den Enderfolg. Setzte durch, daß er vor die Cortes berufen wurde, die in Torres Novas versammelt waren. Seine Rede blühte von Vernunft und Überzeugungskraft, besiegte mühelos den Widerstand Dom Miguels de Silva, ehemals Gesandten zu Rom, den die Inquisitionsfreunde als bewährten Gegner Rëubenis zu Hilfe gerufen hatten. Wieder war, wie bei Firme-Fé, ihre Hoffnung vernichtet.

Die einzelnen Vorstöße und Gegenangriffe dem vertrauten Gehilfen mitzuteilen, — das erhob sie aus klugen Winkelzügen in den Rang erhabener Tat. Es war Einweihung in den Dienst.

Freilich durfte Rëubeni nicht alles sagen. Woher er kam, wer er war, wie es mit dem Königreiche Chabor stand, diese ganze gewagte Lüge, die er festhalten mußte bis zum letzten Augenblick, bis alles gelungen und damit die Lüge zu Wahrheit geworden war, — das mußte selbst vor Molcho Geheimnis bleiben und umflorte mit unbestimmter Qual selbst diese hellsten Tage.

Für Molcho freilich strahlten sie fleckenlos. Nun war er in den Bund aufgenommen, durch den Meister selbst,

der sich ihm nicht mehr verschloß. Davon fiel Licht auf den traulichen Umgang mit den Schülern, dem er sich erst jetzt mit vollem Behagen hingab. Zum erstenmal im Leben mit Gleichgesinnten beisammen, — nun erhielt er von dem im Licht italienischen Judentums gebildeten Freunden bestätigt, was er dunkel, glühend, einsam geahnt, an geheimen Stätten zusammengerafft hatte: die Lehre, die ihn beseligte.

Und der Sar, der wie ein Vater mit ihm redete! Andachtsvoll bewunderte er jedes Wort, das Rëubeni sprach. Dann sagte er wohl leise vor sich hin: „Schon ist sie da, wir befinden uns schon in der Zeit der Liebe, in der Gott seinem Volk verkündet: Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt!"

Äußerungen anderer Art, einen Einwand etwa oder einen Rat, wie ihn Rëubeni vielleicht erwartete, wagte Molcho allerdings nie.

Rëubeni eröffnete ihm nicht bloß seine Erfolge, auch Sorgen, peinvolle Überlegungen. Nun hatte er also die Einführung der Inquisition glücklich verhindert. Ein Triumph, gewiß. „Aber, genau besehen, das politische Ziel des Papstes, nicht das meine. Eine seltsame Ironie des Mißlingens oder, was noch ärger ist, des halben Gelingens: da das, was ich in den Vordergrund geschoben habe, um dem Papst gefällig zu sein, nun wirklich im Vordergrund bleibt. Das Nebenziel erreicht. Der Auftraggeber, dessen Auftrag mir nur Vorwand war, befriedigt. Ich selbst nicht. Tückisches Spiel!"

Auf solche Erörterungen hatte Molcho nichts zu erwidern.

Er erzählte von den Visionen, die ihm die hohe Zeit vorausverkündet hatten, in der er sich jetzt befand. Und die

Wahrträume hatten nicht aufgehört. In kindlichem Vertrauen gestand Molcho dem Sar, daß er auch jetzt noch fast jede Nacht den Besuch des Greises empfange, der eigentlich die Seele Rëubenis sei, und daß ihn dieser „Maggid" oder „Ratgeber" auf einen großen Auftrag vorbereite, den er ihm in naher Zeit erteilen werde.

„Und du wirst diesen Auftrag ausführen?"

Scherzte der Meister? — Molcho sah ihn mit unschuldigem Staunen an.

„Hast du niemals geschwankt? Auch damals nicht, als du das Messer gegen dich zücktest — und mein ganzer Plan zunichte werden konnte — wenn etwa das Gerücht entstanden wäre, ich hätte dich, einen Marranen, zum Judentum zurückgeführt?"

„Gott will nicht, daß Euer Plan zunichte wird."

„Du hast also nicht einen Augenblick gedacht, — es könnte Unrichtiges, Böses sein, was du begingst?"

Molcho zögerte. Dann bildete er langsam den Satz, — doch nicht so, als sage er damit dem Sar etwas, was dieser noch nicht wisse, — sondern gleichsam nur, als werde ihm dieser Satz wie etwas Selbstverständliches, wie bei einer Schulprüfung abverlangt:

„Es ist mir nicht erlaubt, — irgend etwas zu tun, — außer dem, — was man mir vom Himmel zeigt."

Eine Anwandlung leisen Neids stieg in Rëubeni auf. Wie leicht es dieser Jüngling hatte — wie ihm, unter der Obhut solch sicheren Gefühls, eigentlich nichts fehlschlagen konnte!

Sie gingen längs des Tejoufers, Molcho hatte ein Schilfrohr abgerissen, die volle dunkle Rispe schaukelte an der Spitze des langen Halms. Sinnend blickte der Sar auf das

Schaukeln des Rohrs in Molchos spielender Hand, das im Gehen nach vorn schnellte und elastisch wieder zurückschlug.

„Hatte ich nicht in deinem Traume eine Wage in der Hand?" fragte er bedrückt.

„Ja."

„Und versuchte, sie ins Gleichgewicht zu bringen?"

„So war es." In Molchos Augen Begierde und Hoffen, eine Deutung zu vernehmen.

Doch Rëubeni sagte nichts als: „Es ist schwer, eine Wage ins Gleichgewicht zu bringen." Und nach langer Pause: „Das geringste Übergewicht — und der Balken kippt, die Schale sinkt. — Dein Schilfrohr trägt sich selbst." —

Mehrmals hatte Molcho voll Freude dem Sar erzählt, daß es ihm gelungen sei, einige Seelen Verirrter im Glauben zu stärken. Er sprach davon mit solcher Begeisterung, daß Rëubeni ihm die Freude nicht nehmen, ihn nicht auf das Geringfügige solcher Tätigkeit hinweisen mochte, — geringfügig in einer Zeit, in der das Schicksal des ganzen Volkes einer Umwälzung nahe war.

Die Freude des Neubekehrten, andere zu bekehren — dachte er und ging daran vorbei.

Er zweifelte nicht, daß es sich um einzelne aus seiner Jüngerschar handeln mochte, die das lange Warten auf die Entscheidung beirrte. Es war ihm ganz recht, daß Molcho ihre geistige Tröstung übernahm. Er selbst hatte die jungen Leute als „Leibgarde" zu sich berufen, er wollte sie körperlich tüchtig, kriegsgewandt, — ihr Glaube war ihm etwas Selbstverständliches, um das er sich weiter nicht bekümmerte.

Immerhin fragte er Molcho einmal, wen von den Schülern der böse Zweifel befallen habe.

„Aldyka, mein Hausherr, hat mir die Leute gebracht, denen ich von der heiligen Lehre mitteile."

„Wie? Wen hat er gebracht? Meine Schüler?"

„Nein, — einige von seinen Freunden, Obstpflanzer, Waffenschmiede."

„Marranen!" rief Reubeni erschreckt. „Willst du dich mit solchen Menschen einlassen? — Hüte dich!"

„Es sind Juden", erwiderte Molcho, nicht widersprechend, nur gleichsam erläuternd. Er sagte das mit so zarter Bestimmtheit, mit solcher Liebe, daß ihn der Sar betroffen, kopfschüttelnd von oben bis unten musterte.

Doch schnell faßte er sich. „Juden wohl — aber du kennst die Juden nicht. Bist nicht unter ihnen aufgewachsen. Deshalb bewunderst, liebst du sie unterschiedslos, — ich möchte sagen: besinnungslos."

Molcho öffnete die Augen ganz groß: „Und Ihr, — Ihr, Meister, liebt die Juden nicht?"

„Ich will etwas für sie tun, damit man sie lieben kann. Bis dahin ist noch weit. Als jener Voreilige" (er meinte den Eliahu ben Joab) „neulich auf den Segensspruch verwies: Der du mich nicht gemacht hast wie die Völker — da vergaß er, daß mit diesem Spruch durchaus nicht gesagt ist, daß wir uns gerade durch Feigheit, Kleinlichkeit und Mißwuchs von den Völkern unterscheiden sollen."

Zögernd blickte er dabei Molcho an, auf den doch gerade das Gesagte — er wußte es — am wenigsten zutraf. Denn Molcho war weder feig noch kleinlich noch mißgestaltet. Von alldem das Gegenteil: eine Feuerseele in feurig schönem Leib.

„Wo Juden sind, da ist Buße", brachte gleichsam als Entschuldigung der tief errötende Jüngling vor. „Und so auch in mir — und Hoffnung, daß Gott sich seiner Kinder erbarmt."

„Nicht von deiner Buße ist jetzt die Rede. Sondern von deiner ungehörigen Liebe zu den Juden, von deiner leeren Begeisterung, solange dir nicht klar ist, was du für sie tun willst."

„Ich will für sie sterben." — Molchos Stimme zitterte nicht, hob sich nicht. „Auf dem Scheiterhaufen zeugen für die Wahrheit der Lehre, — ein Brandopfer, dem Ewigen zum angenehmen Geruch."

Molchos Blick war dabei geradezu anbetend auf Rëubeni gerichtet, als habe er nun gerade das ausgesprochen, was der Sar von ihm erwartete und mit Recht erwarten konnte.

Vor diesem festen, unverwirrbaren Blick empfand Rëubeni eine Art von Ärger. „An den Wänden des Prager Bethauses", sagte er streng, „habe ich Blut der Märtyrer gesehen. Es färbt den Stein und darf um der Verehrung willen, die man ihnen zollt, nicht weggewischt werden. Aber was hat es geholfen? Sind die Frommen Prags in dieser Verehrung minder gehässig, minder streitsüchtig geworden, weniger verrenkt an Körper und Geist?"

Dabei hielt er ein. Seltsam, diese Märtyrer hatte er sich unwillkürlich immer als schwache Greise vorgestellt, die in einer Art von Müdigkeit in den Tod trieben. — Auf Molcho paßte das alles nicht! Dieser schilfrohrschlanke, schöne, kraftvolle Mann suchte den Tod, wie man den ebenbürtigen Gegner sucht und über ihn triumphieren will. Fülle des Lebens, gesundheitsstrotzende Wangen, ein Blü-

tenmund drängten geheimnisvoll ins Dunkel, wie um sich an dieser äußersten Kraftprobe jubelnd zu erlaben. —

Der Eigensinnige sollte belehrt werden, für wie unwürdige Geister er sich zu opfern wünschte.

„Hole den Aldyka."

Blinzelnd erschien der alte Neger.

„Jetzt gestehe — hast du damals, als dieser Jüngling ohnmächtig hier zu Bette lag, von mir Bestechung angenommen oder nicht?"

Aldyka schwieg.

Rëubeni hielt ihm die Faust unter die Nase: „Erinnere dich — drei Cruſados! Zuerst gab ich nur einen, dann noch zwei dazu. Hätte ich's nicht getan, so wärst du sofort zum Alkalden gelaufen, hättest uns alle verraten."

„Gnade, Herr!" wimmerte Aldyka. „Deine Herrlichkeit ist im Irrtum. — Ich habe für das Geld eine neue Schriftrolle schreiben lassen, da die unsere dem Gesetze nicht entsprach."

Zum Beweise führte er den Sar über das Gewirr von Treppen, die wie ein halb zerrissenes Spinnennetz im Rahmen des baufälligen Hauses hingen, — in den Keller hinunter. Der Keller endete. Doch wälzte man einen Stein weg, so kam man in eine Höhle, deren Wände von Nässe troffen. Einige Bänke, ein Altargerüst, das Öllämpchen, — es war die unterirdische Synagoge der Marranen, in der sie zu Geheimgottesdiensten zusammenkamen. Wie bei allen diesen katakombischen Bethäusern gab es einen zweiten Ausgang, die Höhle mündete am Grunde eines verfallenen Brunnens mitten im Garten. — Man hat, wie Aldyka erklärte, den Garten absichtlich in dieser Verwilderung gehalten, besserte absichtlich die Schäden des Hauses nicht

aus, um bei den Spähern den Gedanken, als gäbe es hier Zusammenkünfte der Gemeinde, gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Ein so ängstlich behütetes Geheimnis war dieser traurige Versammlungsort, daß bis zu diesem Augenblick nicht einmal Molcho von ihm gewußt hatte, der so lange schon im Hause wohnte und sich das Vertrauen vieler Gemeindemitglieder erworben hatte.

„Bin ich nun gerechtfertigt?" fragte Aldyka unterwürfig, die neue Thorarolle unter dem Reisig hervorgrabend, mit dem der Höhlenboden bedeckt war. „Die Lehrhalle auf Erden und die Lehrhalle im Himmel mögen uns all diese schändlichen Vorsichtsmaßregeln verzeihen", setzte er zitternd hinzu, an den Sar gewendet. „Denn hierzulande droht zwar ausländischen Juden, wie Ihr es seid, keine Gefahr. Wer aber einmal getauft ist, sei es auch gewaltsam, wie wir zu unserm Unglück, den behandelt man als Judaisierer und rückfälligen Ketzer — und man verbrennt ihn bei lebendigem Leib." Er kreuzte die Arme über der Brust und zog mit den Händen die Schultern zusammen, als müsse er sich schon vor einer herauszüngelnden Flamme eng machen.

Dem Sar mißfiel er bis zum Ekelgefühl. Ja, gerade weil er in diesem armseligen, von trübem Licht flimmernden Höhlenbethaus die ganze Gefahr fühlte, der die Marranen ausgesetzt waren, mißtraute er ihm. Die menschliche Kraft hält sich in bestimmten Grenzen. Ging die anstürmende Qual über diese Grenzen hinaus, so würde Aldyka höchstwahrscheinlich versagen, die Gefährten verraten. Von besonderer Seelenstärke schien er nicht. — Rëubeni kannte den bösen Trieb, hatte sich in den Bereich der Sünde allzu

weit vorgewagt, um sich über diesen, allerdings nicht beweisbaren Verdacht beruhigen zu können.

Er sah sich nach Molcho um.

Nichts von Unruhe, — auf dessen Antlitz lag ein stummes Glück. Man konnte es ihm ansehen, daß er dem Aldyka, seiner Glaubenstreue, seinem Opfermut bedingungslos vertraute. Liebevoll lächelnd, ging er mit schräg geneigtem Kopf in dem niedrigen Raum hin und her, — blieb an jeder Bank stehen, strich mit Zärtlichkeit über sie hin. Dann legte er dem ganz verwirrten, zerknirschten Aldyka die Hand aufs Haupt: „Das Zelt des Friedens hat der Herr über deinem Scheitel errichtet."

„Wir gehen", entschied Rëubeni kurz, ohne sich zu erläutern.

Froh näherte sich ihm der Jüngling. Genoß er seinen Sieg? — Daß er mit Aldyka, zumindest auf den ersten Blick, recht behalten hatte, bekräftigte in dem Sar nichts als die Feststellung: Dieser hat es leicht, ich habe es schwer! — Damit mußte man sich eben abfinden. Was ihn aber erschreckte und wovor er mit einem nie vorher empfundenen Entsetzen zurückwich, das war die Verehrung, die auch jetzt noch, in diesem Augenblick des offenbaren Übergewichts, mit scheuem, anbetendem Blick aus dem halbgeöffneten Auge des Schülers zu ihm aufstieg. In Ergriffenheit hatte Molcho sein Knie vor Rëubeni gebeugt und wies auf Aldyka hin, nicht um zu sagen: Dieser ist anders, als du gemeint hast, — sondern etwas wie: Dein Werk, Meister! Und: Wir befinden uns schon in der Zeit der Liebe.

Das war die Verführung, das war die Gefahr!

Seit diesem Kniefall im unterirdischen Höhlentempel

wußte es Rëubeni: — Von Anfang an habe ich mich gegen den Ruhigen, Fleckenlosen, Tugendhaften mit richtigem Gefühl gewehrt. Wohl tut er so, als ob er meinen Willen ausführte, ja, noch erstaunlicher, er glaubt sogar selbst in aller Unschuld daran. Und das ist das Allerärgste! Denn seinem Wesen nach — wie fern, wie fremd! Und wie sich dieses Fremde mir eingießen will, als mein eigenes Blut, als Freund und Sohn, — wenn ich es nicht rechtzeitig erkenne und zurückweise!

Bin ich nicht so weit, daß ich mir vor ihm manchmal nur wie ein tollkühner Falschspieler vorkomme, sonst nichts? —

Wir sündigen zu wenig — sagte ich mir einst.

Und jetzt, vor diesem Kinde: zuviel, ich sündigte schon viel zuviel.

Aber ohne Sünde geht es ja nicht, es ist mir bewiesen worden. Das Mädchen hat mit Buhlschaft die Stadt gerettet. Die Sünde Esthers, — es geht nicht anders. Aber bei Molcho — geht es ja doch! Da schmerzt es!! O Rätselvollstes, daß er mild, daß er im Guten zu atmen versteht — ohne jegliche Beimengung von Sünde, die mir notwendiger ist als Atemluft.

Rëubeni erschrak. War das nicht beinahe schon Haß, der sich einmischte, — Haß gegen den Nachfolger und Sohn?

Er hatte nicht lange Zeit, sich solchem Grübeln zu ergeben. Ein schauerliches Ereignis riß ihn auf.

Eines Morgens fand man an das Hauptportal des Domes zu Lissabon einen Zettel geheftet, der die Worte trug: „Der Messias ist noch nicht gekommen, Jesus ist nicht der Messias, das Christentum ist eine Lüge."

Rëubeni fuhr auf, ihn empörte, daß die Marranen zu solch dummen, sinnlosen Herausforderungen aufgewiegelt waren. Er trug keine Schuld daran, hatte sich mit sieben Mauern von Herzenshärte vor ihnen verschanzt! Aber was half alle Schuldlosigkeit! Gefahr war da, Verderben. — Überdies bestand die Möglichkeit, daß das aufreizende Pamphlet gar nicht von Juden, sondern von Hetzern der Inquisition herrührte, die Rëubeni beim König in Verdacht bringen wollten.

Molcho, um seine Ansicht befragt, hatte nichts als Freude im Herzen: „Es ist die Zeit, in der der Herr die Wahrheit Seiner Lehre offenbart."

Da wies ihn Rëubeni barsch zurecht.

Ein böser Argwohn: — einer von Aldykas Freunden konnte in der ersten Begeisterung, unter dem Eindruck von Molchos Predigten die Unbesonnenheit verübt haben. Er fragte. Ob Molcho für seine Zuhörer einstehen, ihre zuchtvolle Verständigkeit verbürgen könne.

„Es ist nicht nötig," — stolz erhob sich aus dem Kreise Eliahu ben Joab, den schmalen rotblonden Kopf mit zitternden Lippen aufgeworfen — „Molcho braucht nicht zu antworten. Ich selbst war in Lissabon, ich selbst habe es getan."

Die übrigen Schüler blieben stumm. Keiner widersprach, keiner gab ein Zeichen der Mißbilligung.

Gärtner und Diener wurden gerufen.

Nach kurzer Untersuchung zeigte es sich, daß Eliahu unwahr gesprochen hatte. Seit Tagen hatte er sich aus Santarem nicht entfernt. —

Rëubeni forschte nicht weiter. Das war offene Empörung! So sehr also hatte sich schon Molcho in ihr Herz

geschlichen, daß sie alle vom Meister abfielen. — Er wandte sich weg. Fürchtete sich vor der Wut, die er in sich aufsteigen hülfte. Noch ein Wort nur, und sie wäre tierisch, blind gegen Molcho losgesprungen.

Wie er sich umkehrte, sah er den alten Diener Tuwja vor sich, der Zeichen machte. Öfter schon hatte er zu erkennen gegeben, daß er durchaus auf Seite Molchos stand, daß er es nicht für richtig hielt, wenn der Herr auf seinen Liebling zürnend einsprach. Der Taubstumme konnte ja nicht verstehen, was Rëubeni, was Molcho redete. Aber immer pflegte er in sein Naserümpfen und bedenksames Kopfwackeln zu verfallen, sooft Rëubeni das Wort führte — er deutete damit unverhohlen sein abfälliges Urteil an. Auf Molcho dagegen blickte er stets mit Entzücken und ohne sich zu bewegen. Und jetzt, da er nach dem ganzen Gebaren seines Herrn eine Gefahr für Molcho herannahen sah, war er hinter Rëubeni getreten, um ihn vom Äußersten zurückzuhalten.

Sonst wußte Rëubeni das seltsame Benehmen dieses treuen und doch immer ablehnenden Begleiters mit Humor zu ertragen. Diesmal aber empfand er es als äußerste Demütigung zu all den andern, die er eben hatte über sich ergehen lassen.

„Gib Platz da!" — Mit geballten Fäusten stürzte er gegen ihn vor.

Molcho machte von fern einen Schritt, um den Alten aus Rëubenis Weg zu reißen.

Da gluckste Tuwja, stöhnte angstvoll auf. Er flüchtete vom hilfsbereiten Molcho weg, dem er sich auch sonst nie in die Nähe wagte, und stürzte geradeswegs in Rëubenis Arme, die ihn eben noch bedroht hatten. Fest klammerte

er sich an seinen Herrn, und das Gesicht, das er gegen Molcho drehte, war schreckensbleich. Dieser eine Augenblick gab Rëubeni die Fassung zurück. Er konnte sogar lachen. Es war freilich kein gewöhnliches Lachen — wie aus einem tiefen Brunnen von Erkenntnis stieg es empor und fröstelte heiser im Tageslicht. So lachte Rëubeni. Mit der Hand strich er dabei liebkosend über Tuwjas Glatzkopf, der ergeben und einfältig an seiner Brust ruhte. Und sprach dabei zu Molcho, der erstaunt stehengeblieben war: „Ja, so ist es — dich bewundert er. Aber zu mir hat er eben doch das größere Zutrauen. Nicht wahr, mein Alter?"

19.

Am nächsten Tag war Eliahu aus Santarem verschwunden. Man suchte ihn. Die Spur ging nach Campo Major, von da über die Grenze nach Badajoz. Dort hatte freilich niemand einen Schüler Rëubenis gesehen.

Dennoch zweifelte der Sar keinen Augenblick, daß sein Lieblingsjünger, jetzt abtrünnig, sich dahin begeben hatte, wo die Sache der Marranen drangvoll zur Entscheidung gor. Tag für Tag waren ja an Rëubenis Hof Notschreie aus den Kerkern von Badajoz gelangt, Verwünschungen gegen den Inquisitor Selaya, insbesondere aber gegen den verhaßten Nunes Firme-Fé, der mit der ganzen unstillbaren Leidenschaft des Renegaten an den Qualen ehemaliger Glaubensbrüder seine Läuterung sich selbst zu beweisen suchte.

Von diesen Klagen und von Molchos Taumelworten trunken — Eliahu in Badajoz! Daraus konnte unberechenbares Unglück entstehen.

Molchos Worte — sie klangen so schön und waren es ja auch. Prächtig und echt in ihrer Hingabe, nichts Gekünsteltes an ihnen, — adelig klangen sie, wie sie aus dieser einfachen, nichts als Erlösung und den Himmel ersehnenden Seele brachen. Von solchen Worten mochte man sich wohl lieber und leichter hinreißen lassen als von Rëubenis vorsichtigem Plan, der sich ängstlich in den Grenzen des Ausführbaren hielt, der unter dem Zwang der Verhältnisse geschmeidig bald in die Formen eines Kreuzzuges, bald in die einer Handelsexpedition nach Calicut hinüberglitt und der noch hundert andere halb wahre, halb verstellte Formen hätte annehmen können, ohne den Endzweck, die Befreiung Palästinas, und das in seinem Innersten leuchtende Goldkorn der Begeisterung zu verlieren. Aber diese Begeisterung war freilich unter Bergen aufgehäufter Lügen- und Sündenschlacke verdeckt; Molchos Ekstase flammte im Innern nicht anders wie an der Oberfläche lichterloh.

Daß er sich jetzt von seinen Schülern verlassen sah, war noch gar nicht das Ärgste. Doch daß Molchos Reden, die ehrlichen, untadeligen, nicht bloß die Schüler abwendig machten, sondern auch in der Welt draußen, in Badajoz, in Lissabon Unheil stifteten, durch unbesonnene Tat den ganzen Plan im letzten Augenblick zerschlagen konnten — die Worte des Sohnes: seine ärgsten Feinde — das erfüllte ihn mit bitterem Überdruß gegen sein fast nicht mehr ertragbares Schicksal. —

Er ritt nach Lissabon. Einige Tage lang war er in fieberheißer Arbeit. Bei allen Oberbehörden sprach er vor, suchte den üblen Eindruck zu verwischen, den der freche Anschlag an der Domtüre gemacht haben mußte. Von Eliahu wußte

man glücklicherweise nichts. Aus Badajoz waren keine schlechten Nachrichten eingelangt. Nichtsdestoweniger fürchtete der Sar für die nächsten Tage. — Welch eine Last!

Auf freiem Felde, bei der Rückkehr, am Rande eines verödeten Weinberges fiel sie ihm schwer aufs Herz. Die Sonne sank. Das Gefolge sattelte ab, zu kurzer Rast. Wildschweine jagten durch das wüste Gelände davon, über die welken Blätter, die zerbrochenen niedergetretenen Rebstöcke hin. Ein trauriger Anblick — nicht ungewöhnlich in dem einst sorgsam bebauten Portugal, dessen Bewohnerschaft jetzt auf Seefahrt und Goldjagd in fernen Ländern aus war. — Wüst wie dieser Streifen, nein, ausgebrannter noch, liegt das Heilige Land, das „Land der Wonne". Niemand wird es retten. Ich gehe unter. Es ist keine Ordnung in die Welt zu bringen.

Vor den Dienern trieb es ihn fort, auf die Spitze des Weinhügels. Der roten Herbstsonne sah er nochmals ins Gesicht, ehe sie in braunen rauchartigen Wolkenzügen verschwand. — O untergehen können ... wie hatte er sich danach gesehnt! Nach vollendetem Tagewerk untergehen wie diese gute, blinkend zufriedene Sonne. Schwermutsvoll erinnerte er sich seines Besuches an Molchos Krankenbett. Wie leicht aufatmend hatte er damals in dem Knaben Sohn und Nachfolger begrüßt! Irrtum! Nun griff es ihn kalt an, daß er allein sein Werk zu Ende führen mußte. Verlassenheit, Angst vor den vielen Jahren mühseliger Arbeit, die ihm noch bevorstanden, griff ans Herz. Ans Herz griff wie jäher Schrecken, der diesen vielen Jahren vorauseilte, der eisige Stoß des Abendwindes.

Aufbruch, Aufbruch! Rëubenis Ruf störte das Gefolge aus ersten Lagerfreuden.

Daß der Knabe ihn in seinen Hoffnungen enttäuscht hatte, dünkte ihm unverzeihlich. Es war der ärgste Schmerz, den ihm je ein Mensch zugefügt hatte. Der Heimritt, schneller und schneller, schüttelte alle bösen Gefühle auf. Ich habe ihn überschätzt. Nicht nur in dieser einen Sache. Auch seine Aufrichtigkeit, Geradheit überschätzte ich. Wie, nur ich sollte Betrüger sein? Auch er betrügt! Kam er nicht mit falschem Bart und Maske zu mir? Garcia de Noronha. Schöner Name! Erfunden oder gestohlen? Einerlei. Der Name klingt. Die List war geschickt überlegt. Wer hätte das dem guten Jungen zugetraut! Nicht schlechter, nicht besser geschwindelt als mein Stammbaum bis zu König David hinauf. Nein, besser noch. Denn das Eine kann ich nicht nachmachen: diesen Schein von Unbefangenheit, schlichter Offenheit, der über seinem Gesicht liegt. Allerniedrigste Verstellung — seine glatten heiteren Blumenwangen täuschen eine träumerische Unklugheit vor, unter deren Decke Ränke von so scharfer Wachsamkeit ersonnen werden, daß sie über mein Gesicht zu den bisherigen Runzeln noch ein ganzes Netz von Gaunerfältchen würfen.

Tief gedemütigt durch solche niedrige Gedanken, deren offenbare Ungerechtigkeit ihm stechend bewußt blieb, langte der Sar in Santarem an.

Um Mitternacht war er vor seinem Palast.

Im Garten: Stimmen, Fackeln — wer hat den Schülern dieses Fest gestattet!

In weißen Kleidern unter den Palmen — wie die weißen Kabbalisten von Safed, die am Grabe Simon bar Jochais die „Chillula", die mystische Hochzeit des Todes, die Verbindung der Seele mit Gott feiern.

Auch hier wird getanzt, die Schüler haben einen Kreis

gebildet, halten einander bei den Händen und bewegen sich Schritt rechts, Schritt links. Die Kette schwingt. Dazu Gesang und Geigen. Die Diener, der alte Tuwja unter ihnen, schleppen Orangen, Pfirsiche, Granatäpfel, Honigkuchen in Haufen heran.

Dem Sar in seinem Gram muß das frohe Treiben wie Verhöhnung erscheinen.

Die weißen Linnenkleider — wer hat sie den Schülern erlaubt, die sonst wie alle Juden ernstes Schwarz zu tragen pflegten!

Ehe er fragen kann, bemerkt er den strahlenden Molcho mitten in der Schar. Auch er in langem weißem Gewand, das an ihm besonders auffallend ist — denn er hatte bisher das Kleid des portugiesischen Kavaliers nicht abgelegt.

„Wir feiern die Genesung unseres Freundes Molcho", entschuldigt eine zaghafte Stimme.

Rëubeni überhört sie. Mit dem Blick greift er Molcho aus dem Haufen heraus, der gehorsam vor ihn tritt.

„Wer hat dir gestattet, jüdische Tracht anzulegen?"

„Ich dachte..."

Nun wirklich wie ein Schüler! Und ich der Lehrer, der ihn abkanzelt. — Doch indem Rëubeni diese Lehrergewalt in sich fühlt, ist er ihrer auch schon wieder überdrüssig. — Seltsam, daß ich immer wieder in Zorn gegen ihn gerate und daß immer wieder etwas an diesem Zorn sich als unberechtigt erweist, so daß dann seine ganze Schwere auf mich selbst, nur auf mich zurückfällt!

Er betrachtet den Sohn, Freund, Sklaven, Meister — das alles ist ihm Molcho — prüfenden Blickes mustert er ihn von oben bis unten. Wie oft hat er das schon getan! Es ist nichts zu entdecken. Mit unterwürfiger Ehrfurcht

erträgt Molcho die Prüfung. Ohne ein Wort der Widerrede wäre er, der Sar weiß es, auch stundenlang so stehen geblieben.

Streng fährt er fort: „Ich hätte nichts einzuwenden, wenn meine Schüler dich besuchten. Mein eigener Garten aber war dir verboten. Ich brauchte es nicht zu sagen. Vorsicht mußte es dir befehlen. Ist dir denn nicht klar, daß du uns alle mit Verderben und Untergang bedrohst!"

Schweigend senkt Molcho das Haupt. Er nimmt die Rüge an. Vor mir kennt er keinen Stolz, sagt sich Rëubeni — und sein Haß entbrennt von neuem. Solch widerstandsloser Ergebenheit ist ja durch nichts beizukommen.

„Du bist sehr unbesonnen, Diogo Pires." Mit dem Christennamen redet er ihn an, um ihn noch tiefer zu treffen. „In arge Gefahr bringst du deine Freunde, Diogo Pires. — Sollen um einer aschgrauen Taube willen alle weißen geschlachtet werden? — Den Freuden deines Herzens gibst du dich hin, Diogo Pires; aber danach fragst du nicht, was sich rings um dich begibt. War es dein Rat, der meinen Eliahu von uns weg und an den Ort des Verderbens getrieben hat?"

Die Frage sollte wie ein Peitschenhieb reißen. Doch kindlich unschuldsvoll blicken Molchos Augen. Auch der Gebrauch des verhaßten Namens tut ihm nicht weh. Wohl demütigt er ihn — doch will er ja aus eigenem Willen nichts anderes als gedemütigt sein. Da er sich beugt, kann er nicht gebrochen werden. „Dein Knecht hat mit Eliahu niemals über diese Sache gesprochen", erwidert er still.

Der Sar hat keine andere Antwort erwartet. „Das ist noch nicht alles", erhebt er sich drohender. „Man fragt nach dir in Almeirim und in Lissabon. Hast du nicht bedacht,

daß der Supplikenrat, deine Behörde, dich suchen muß, da du ohne Erlaubnis seit Wochen weggeblieben bist? Welche Anstalten hast du getroffen, um eine nur halbwegs glaubhafte Entschuldigung vorzubereiten? Ich will nicht hoffen, daß du ganz sorglos hingelebt und dir über die Folgen deines Tuns gar keine Gedanken gemacht hast. Denn wenn man dich nun fände, in unserem Garten, als Juden gekleidet, an deinem Leib das untrügliche Zeichen des Bundes, in den du eigenmächtig eingedrungen bist! Dir der Scheiterhaufen! Und auch uns der Tod! Und unsere acht Schiffe, mit denen wir nach Chabor segeln wollen — untergegangen, ehe sie ausgesegelt sind!" Rëubeni blickt in die Runde, um nun, da er alle Schreckniſſe gehäuft hat, die Wirkung der schwindenden Gefahr und seines Triumphes zu beobachten. „Indessen bin ich in Lissabon nicht untätig gewesen. Was an den Narrheiten Eliahus noch verhütet werden kann: ich habe es verhütet. Und auch an deiner statt habe ich gedacht. Bei deinen Vorgesetzten ist ein Urlaub erwirkt, der jetzt allerdings zu Ende geht. Bei einem Reitunfall hattest du dich verletzt, warst hier bei einem Bürger Santarems in Pflege."

Auf seltsame Art wird der Nachhall seiner Worte gestört. In die lautlose Stille, die eingetreten ist, in der jeder staunend die Weisheit und Voraussicht des Meisters überlegen kann, stolpert Tuwja herein. Teller klirren. Der Alte ist über eine Baumwurzel gefallen. Man hebt ihn auf, deutet ihm an, jetzt Ruhe zu halten, einige lachen.

Rëubeni will das nicht bemerkt haben. „Und nun rate ich dir, Solomo Molcho, diese Kleider abzulegen und Santarem in derselben fremden Gestalt zu verlassen, in der du hieher gekommen bist. Du kehrst an den Hof deines Königs

zurück. Dein Geheimnis bleibe dein Geheimnis. Und wenn du uns nicht ums Leben bringen willst, so wirst du wissen, daß du uns fortan zu meiden hast."

Ein Murren der Schüler, kaum hörbar — es liegt mehr in den Bewegungen ihrer Lippen, die keine Stimme aus den Lungen hervorzuholen wagen.

Der Sar wendet sich bekräftigend an sie: „Dieser will ja nichts als sterben. Sein höchster Wunsch, er hat es selbst gesagt. Und ihr — wollt ihr denn wirklich durch ihn in sein Sterben mitgerissen werden?"

Falscher Ton! Der Sar weiß es. — In allem, was ich gegen ihn sage, klingt ein falscher Ton mit. Es ist wie ein Fluch. Und wenn ich auch gar nicht weiß, wo die Falschheit sitzt, die anderen merken sie, sie fällt wie ein Schatten zwischen sie und mich.

Aus den trüben, fast feindseligen Gesichtern der Schüler kann der Sar auch diesmal den Schatten ablesen. — Seltsam, daß sie mir grollen, der sie aus Lebensgefahr rettet; ihm aber nehmen sie es offenbar gar nicht übel, daß er sie in diese Gefahr gebracht hat.

Ist ihm wirklich alles erlaubt — mir nichts?

Rëubeni hat gänzlich vergessen, daß es der Gipfel des Sieges ist, auf dem er steht. Der Rivale verbannt — kein Widerspruch wagt sich hervor. Und dennoch macht ihn dieser Sieg nicht froh. — Ja, alle wollen sie mit Molcho sterben, alle! Und auch ich habe ja einmal mit ihm sterben wollen, mit dem Kuß auf seinen schönen Lippen — damals, als er dem Tode näher schien als dem Leben...

Schwermutsvoll lehnt er an einem Baum, sieht in den Fackelglanz, sieht nichts als die Bilder in seiner Seele. Ja, schön muß es sein mit ihm zu sterben, dem Jüngling

— sinnt er traurig, — den Sterbenden habe ich lieben dürfen, der Lebende ist mir versagt...

Es ist einer jener Augenblicke, in denen eine einzige Bewegung, ein Wort mehr von den Geheimnissen der Seelen enthüllt als sonst ganze Jahre gleichmütigen Lebensganges.

Molcho ist ganz dicht an Rëubeni herangetreten und, was er nie zuvor gewagt hat, er faßt nach seiner Hand. Sein Blick wirbt. Mit der Linken reißt er sein Linnenkleid auf, zerreißt es über seiner Brust. Da, nimm! sagt die Gebärde — nimm mein Herz! nimm alles, nur das eine mute mir nicht zu, Meister, das eine: verstoße mich nicht von dir...

Alle glühende Liebe einer jungen Seele ist in diesem Blick, in den Rëubeni untertaucht wie in ein laues Bad, das von Angst und Schmutz befreit. Molcho möge sich nur nicht entwürdigen, nicht um Gnade betteln — das wünscht er. Liebevoll drückt er die Hand, die nach seiner faßt. Auch im Abschied — ein Bund! Ihm ist zumute wie dem Bileam, der segnen mußte, wo er fluchen wollte.

Und Molcho entwürdigt sich nicht. Ohne zu wollen, habe ich ihm geholfen, denkt Rëubeni. Und bewundert den Schüler, sein traurig schönes Wort: „Als Buße — nehme ich es auf mich! Und sie sei mir an Stelle der neununddreißig Geißelhiebe, die mir um meiner im Irrtum verbrachten Lebensjahre willen seit langem gebühren."

Verehrung und Lob des Demütigen auf allen Mienen.

In Andacht versunken steht auch Tuwja, jetzt stört er nicht wie vorhin — in beglückter Erstarrung folgt der taube Schwachsinnige der Szene, die er doch nicht im entferntesten verstehen kann, und es ist, als gäben höhere Mächte durch ihn, der ihr totes Werkzeug ist, ihren rätselhaften Willen kund.

Eine Verschwörung der ganzen Welt zugunsten Molchos — anders kann es Rëubeni nicht deuten. Beifall nickt man ihm, der sich wüster Schuld anklagt. Wer sich selbst anklagt, den entschuldigen also die Menschen? Mir, der das Gute wirken will, legen sie sich quer über den Weg.

Warum wehre ich mich dagegen? Warum suche ich Erklärungen, statt einfach aufzuschluchzen: er ist besser als ich?

Doch Molcho ist es ja, der aufschluchzt. Die Schüler, die seine Partei nehmen, die ihn bewundern, sieht er gar nicht. Sieht nur den Sar, in reinster argloser Vergötterung. „Doch nicht für immer zürnt mir mein Herr — er gibt mir eine Bußfrist — läßt mich dann zurückkehren."

Den Sar reizt es, allen zum Trotz die Wahrheit zu sagen, die niemand wird fassen können. Was Molcho in sein Gewebe von Schuld, Strafe und Trotz kleidet, ist ja der groben Wahrheit gegenüber immer noch viel zu edel, viel zu süß. Warum sie verbergen? „Nicht Buße ist es, Molcho. Auch zürne ich dir nicht im geringsten. Aus Klugheit und Vorsicht geschieht es, daß ich dich wegschicke. Und wisse, daß es eine Zeit gibt und daß jetzt diese Zeit ist, in der Vorsicht und Klugheit mehr gelten als die allerheiligste Buße!"

Die Schüler stehen, von diesem Unglauben bestürzt. Und Tuwja schüttelt heftig den Kopf.

Molcho hat sich erhoben, wie in Erleuchtung.

Was ist ihm geschehen? Begreift er? Gibt es also doch eine Brücke zwischen den beiden Welten?

Der Sar muß ihn aus allen einschmeichelnden Mißverständnissen reißen: „Und deshalb sollst du nie mehr zurückkehren und ich will dich nie wieder sehen." Doch geheimnisvoll zwingt ihn irgend etwas mit einer fremden Stimme,

die vor Schmerz singt, hinzuzusetzen: „Es sei denn im irdischen oder im himmlischen Jerusalem."

Bileams Segen!

Des Jünglings hingenommenes Antlitz bietet sich dankbar dem Nachthimmel, dem Wind: „Ich werde tun, wie der Meister befiehlt."

Dann tritt er zart, wie mit einem einzigen federnden Zucken in den Schatten, geht dem Gartenausgang zu, gemessenen Schrittes und ohne aufzusehen. Eine Menschenpalme unter den stolz aufrechten Palmbäumen vorbei.

Wie wurde ihm doch auch das Gehorchen leicht — wieviel leichter, als mir der Befehl! — Es wankt, wankt Rëubeni dem Palast zu, wie das trügerische Licht der Fackeln wankt.

20.

Unerschütterlich ist Molcho, sorgenvoll der Sar. Die Geschehnisse freilich nehmen die Wege Rëubenis, geben seinen Sorgen und nicht Molchos Unerschütterlichkeit recht.

Ein Franziskaner meldete sich in Badajoz bei Firme-Fé. Er wurde in den Bischofspalast eingelassen. Dort zog er einen Dolch aus seiner Kutte und streckte den gefährlichen Angeber mit einem einzigen Stich nieder. Während die Wache zusammenlief, um den Mönch zu fangen, der durch den Kamin auf das Dach geklettert war und die Verfolger länger als eine Stunde lang in Atem hielt, war eine Schar unbekannter Leute in die Stadt gekommen, hatte die wenigen im Inquisitionsgefängnis zurückgebliebenen Büttel überwältigt und sämtliche Gefangene, Männer, Frauen, Kinder, befreit. Der Streich war wohl vorbereitet. Wagen standen bereit, die die Geretteten eiligst über die Grenze

brachten — in den Gebirgen der portugiesischen Provinz Estremadura zerstreuten sie sich und erreichten später auf verschiedenen Wegen die Küste. Die Marranen von Campo Major hatten ihren Willen durchgesetzt — als einziges freiwilliges Opfer blieb der Mönch in den Händen der Feinde zurück.

Er wurde auf die Folter gespannt.

Den fürchterlichsten Marterungen trotzend sprach er kein Wort. Nicht einmal Namen und Herkunft konnte man erfahren. Offenbar wurde nur, daß es sich um einen Juden handelte, der die Mönchskutte als Verkleidung angelegt hatte. — Man wiederholte die Tortur mehrmals, obwohl dies dem Wortlaut der Inquisitionsbestimmungen widersprach. Es durfte eigentlich, kirchlicher Milde entsprechend, nur einmal gefoltert werden. Man half sich, indem man statt von einer „Wiederholung" von einer „Fortsetzung" der Folter sprach, die eben bei verstockten Angeklagten nach angemessenen Zwischenräumen bis an den Rand des Todes fortgeführt werden konnte. —

Rëubeni sandte zwei seiner Schüler nach Badajoz.

Sie sahen den Häftling. Es war Eliahu. — Rëubeni hatte es gewußt. Wußte auch, daß Eliahu niemals etwas verraten würde. Kein Zusammenhang zwischen seinem Hofe zu Santarem und der Tat in Badajoz würde zum Vorschein kommen.

Den Eliahu erlöste der Galgen von langen stummen Qualen.

Und dennoch Gefahr! — Denn man hatte in den Tagen, da die Aufregung über den Mord an Firme-Fé am höchsten ging, Molchos ehemaligen Hausherrn, den Aldyka, mehrmals zum Alkalden von Santarem schleichen gesehen.

Hier war die schwache Stelle in der Mauer.

Dieser eine Mitwisser, dem auch das Entweichen Eliahus nicht unbekannt geblieben war, mochte durch die Untersuchung in Badajoz aufs furchtbarste geängstigt sein. Ihre Schreckn isse gingen ja von Mund zu Mund. Eliahu, auf die Folter gezogen, hatte standgehalten, Aldyka, der die Folter drohen sah, unterlag.

Als Mitwisser war er den Mittätern gleichzuachten. Nur Denunziation konnte ihn noch retten.

Der Alkalde erschien bei Rëubeni, um ihn zu verhaften. Noch schützte das königliche Siegel, der Geleitbrief.

Wie lange noch? — Aldyka konnte ja einen Beweis antreten, der unwiderleglich war. An seinem Leib trug Molcho, der königliche Sekretär, diesen Beweis. Ihm verdankte man also nicht nur die Mitwisserschaft dieses zweideutigen Aldyka, sondern überdies auch noch das gefährlichste Beweisstück des Mitwissers.

Ich wußte es ja: aller Bosheit der Welt habe ich glücklich standgehalten — die reine Begeisterung des Reinen hat mich zum Scheitern gebracht.

Doch will ihm der Sar keine Vorwürfe machen. Daß er in allem, auch mit Aldyka, recht gehabt, soll mit keinem Worte erwähnt werden. Die Unterredung, zu der er ihn entbietet, hat anderen Sinn. Retten, was an dem Plan noch haltbar ist. Der gefährliche Beweis muß außer Landes gehen, den Augen entschwinden. Dann konnte Rëubeni seine Stellung dem König gegenüber vielleicht noch mit Erfolg weiter verteidigen, nochmals alle Mittel aufbieten, um ans Ende zu kommen. — Doch insgeheim glaubt er an solch ein Wunder nicht mehr. Er will es sich nur nicht

eingestehen, daß es einzig und allein die Sorge um Molchos Leben ist, was ihn zu diesem Nachtritt antreibt.

Mittenwegs zwischen Lissabon und Santarem, bei dem Dörfchen Salvaterra treffen sie einander — an jenem verwüsteten Weinberg, der schon einmal Rëubenis Verzweiflung gesehen hat.

„Ich dachte nicht," empfängt der Sar den Schüler, „daß ich dir noch einmal begegnen werde. Und am wenigsten — so."

Das Tatsächliche ist schnell erzählt. — Staunt Molcho über Aldykas Verrat, sieht er nun, daß die geheimste Kellersynagoge nicht Bürgschaft genug war? — Er nimmt die Nachrichten mit einem Satz hin, der in Ehrfurcht vor den Geheimnissen und der Gerechtigkeit des Weltlenkers erschauert.

Dem Sar erscheint er in diesem Augenblick (und er erinnert sich, dieser Erkenntnis schon öfters recht nahe gewesen zu sein) ein wenig dumm.

Als müsse er, Rëubeni, sich eine solche, gleichsam leichtfertige Ehrfurcht versagen, um zu den tieferen, allerdings weit schwerer ertragbaren Geheimnissen Gottes vorzudringen.

Doch dieser Eindruck der Leichtfertigkeit trügt offenbar, geht vorbei; für mich das Schwere — für ihn aber (das weiß Rëubeni doch längst) für ihn gilt das Leichte, Einfache und ist in aller Wahrheit sein rechter Weg. Es ist nicht so, daß er sich irgend etwas leicht machte. Es ist wirklich alles leicht für ihn. Er steht eben in größerer Gunst. Bei Gott — wie bei den Menschen — und schließlich auch bei mir selbst in höherer Gunst als ich. Schon daß seine Hände sich immer so warm anfühlen, daß seine schönen großzügigen Bewegungen gleichsam ohne Scheu aus

dem Körper hervorschnellen und dabei doch Ebenmaß bleiben, reißt einen in seinen Kreis. Mißmut schwindet, wo diese liebliche starke Stimme klingt. „Ich wußte es, Meister, daß Ihr mich in dieser Nacht zu Euch holen lassen würdet. Eure Seele war in der Vornacht bei mir, der Greis, auf dessen schneeweißem Kleid ein Abglanz vom ‚Alten der Tage' ruht. Und er hat mich auf den großen Auftrag vorbereitet, den Ihr mir geben werdet."

Diese Eröffnung kann den Sar denn doch nicht anders als ärgerlich stimmen: „Den großen Auftrag gebe ich dir nun wirklich. Das Land deiner Heimat und mich sollst du unverzüglich verlassen. Übers Meer gehen, in das Reich des Sultans, nach Saloniki oder Adrianopel oder zu den Kabbalisten nach Safed. Irgendwohin weit weg, wo es keine Verfolgung gibt."

„Mein Herr macht mich glücklich", jubelt Molcho.

Reubeni weicht zurück. „Ich schicke dich für immer weg von mir."

„Als Sendbote die Wahrheit meines Herrn den Ländern und Inseln zu verkünden — gewürdigt bin ich des höchsten Dienstes."

Gefeit ist Molcho. Und auf meiner Brust allein der Berg von Lüge, der mir den Atem beklemmt Tag und Nacht! Diesen Berg sprengen — ist es Neid auf Molchos Unverletzlichkeit, der aus allen Falten und Sprüngen von Reubenis Seele hervorraucht? Wohl ist Leid des zurückgehaltenen Geheimnisses, das seit Jahren sich nicht erleichtern konnte, mit dabei — doch etwas anderes, wie Ton einer sanften Hirtenflöte, klingt mit: es erbarmt den Sar, daß der Jüngling in seiner Unschuld und Unerfahrenheit so bedenkenlos an ihn glaubt. Ganz plötzlich ist ihm

dieses Erbarmen gekommen: „Mein Kind, mein Kind, was für eine Wahrheit willst du denn verkünden, da ich selbst doch nichts als Lüge bin!"

Und nun erzählt er, während sie stundenlang die Wege des zerstörten Weinberges auf und ab gehen. Kein Prinz von Chabor bin ich, erzählt er und verschweigt nichts mehr — ich stamme aus Böhmen, der Sohn eines Thoraschreibers bin ich, David Lemel und nicht Rëubeni ist mein Name. Seine ganze schmachvolle Jugend breitet er vor dem Freunde aus, bis zu dem Entschluß, solche Schmach für immer und für das ganze Volk unmöglich zu machen. Und wie ihn dieser Entschluß ans Südmeer und in die fernsten Länder getrieben hat, um die verlorenen Stämme Israels und ihr freies Königreich zu suchen. Nichts bleibt nun ungesagt. Und während in Rom im Gespräch mit Dinah und später mit Machiavelli bald genug ein Riegel hervorkam, der die Türe der Eröffnungen abschloß, ist es diesmal, als reiße die Gegenwart Molchos die Tür immer weiter und weiter auf, so daß alles im großen Strom hervorflutet, selbst jene Erinnerung, die er sich selbst nur ungern und schmerzlich eingesteht, die seiner Sendung tiefstes Fundament und die zugleich den Zweifel an dieser Sendung bedeutet. Ja, er war wirklich im Königreich Chabor. Er hat es gefunden, ist längs des Oasenstreifens durch die Steinwüste Arabiens in die strengbewachte Pforte eingedrungen, in den Bezirk der freien waffentragenden Juden. Und sie wohnen wirklich dort, die dreihunderttausend der Stämme Rëuben, Gad und des halben Stammes Manasse, ein hebräisch sprechendes Beduinenvolk, unter ihrem Könige Josef und unter den siebzig Ältesten, die neben dem König regieren. Auch den Kriegshelden Rëubeni,

den Bruder des Königs, gibt es wirklich, so wie Gerson, der rote Turmwächter in Prag, von ihm erzählt hat. Nur ist dieser Sar Rëubeni freilich jetzt schon ein alter Mann und hat den Heeresbefehl längst seinen Söhnen übergeben. Aber sein Wort hat große Geltung behalten und das mußte Dawid am eigenen Leib verspüren. Denn gerade dieser stolze Sar Rëubeni war sein entschiedenster Gegner und ließ ihn sogar gefangensetzen und züchtigen und hätte ihn getötet, wenn sich die Ältesten nicht für ihn verwendet hätten. Und von ihm ging die Meinung aus, die alle erfaßte und schließlich als Entscheidung des Königs und des Rates verkündet wurde, diese Meinung, die Dawids Hoffen aufs tiefste enttäuschte und damals, wenigstens vorläufig, seinen Plänen ein Ende machte. Die Juden von Chabor, so verkündete Rëubeni, der wahre Rëubeni, sind ein freies Volk wie alle anderen Völker — und die entarteten waffenlosen, der Sklaverei verfallenen Juden in den westlichen Ländern können von ihnen nicht als Brüder, nicht einmal als Verwandte angesehen werden. Denn einer solchen Sippschaft müßten sie sich ja vor allen anderen Stämmen schämen.

„So steht es um mich, so steht es um meine Sendung, mein Molcho. Wohl weht in jenem glücklichen Lande die weiße Seidenfahne mit den Buchstaben M. K. B. J. — aber die Fahne, die du bei mir gesehen hast, ist dieser echten Fahne nur nachgemacht."

Alles gibt er nun preis. Ist das Wesentliche gesagt, so hat es ja keinen Sinn mehr, all die kleineren Listen zu verschweigen, mit denen er die große Lüge, den Hauptbetrug gestützt hat. Mit einem gewissen Stolz, dem Stolz des Gauklers, der vom Brettergerüst abtretend seine Zauber-

kunststückchen im kleinen Kreise bevorzugter Zuschauer erklärt, läßt er Molcho in das Getriebe blicken, das bis dahin sein ängstlich behütetes Geheimnis war. Greller als je die gelben Teufelslichter in seinen Augen. Die Dämonen tanzen und kreischen. Mit einer Art verlotterten Entzückens stellt er seine Schmach aus. „Höre einmal, warum sprach ich immer nur die heilige Sprache, nahm immer einen Dolmetscher mit, der Rede und Gegenrede übersetzen mußte? Ich verstand und sprach doch, schon als ich in Venedig den Fuß ans Land setzte, Latein und Italienisch durchaus, habe schon als Knabe den Bojardo, die römischen Dichter gelesen. Was glaubst du wohl, warum dieser schwerfällige Umweg über das Hebräische?"

„Um der heiligen Sprache bei Fürsten und Königen Ehre zu verschaffen, mein Meister."

Betroffen steht der Sar. „Vielleicht auch das. Gewiß, es läßt sich auch so ansehen. Doch du glaubst mir wohl nicht, daß es hauptsächlich aus List geschah? So wisse: ich ließ den Dolmetsch reden, um alles besser überlegen zu können und um gegen überraschende Fragen gesichert zu sein. Und anfangs war es sehr nötig, ehe ich mich in meine Rolle als Königssohn und Ambassadeur vollständig zurechtgefunden hatte. Der Papst, der sehr klug ist, sagte mir beim ersten Empfang auf den Kopf zu, daß meine Botschaft vielleicht übertrieben, vielleicht ganz unwahr sei. Ein gefährlicher Augenblick! Ohne Dolmetsch hätte ich ihn nicht überstanden. — Und noch eins, aber erschrick nicht, es ist freilich ganz häßlich: da man glaubte, daß ich nur Hebräisch verstünde, redete man oftmals in meiner Gegenwart geheime Dinge, deren Kenntnis mir später sehr nützlich war."

Molcho zuckt zusammen. Nun habe ich ihn endlich da, wo ich will — sagt sich Rëubeni. Nun kann ich ihm endlich den Kopf zurechtsetzen. Er empfindet eine grausame Freude, daß er in die Traumwelt des Freundes eindringen, sie zerstören kann; daß er sich selbst dabei mitzerstört, beeinträchtigt diese Freude nicht. Vielleicht steigert es sie sogar. „Ich faste oft, wie du weißt. Und man sagte, daß auch die Ältesten in Chabor viele Fastenwochen halten, bis ich zu ihnen zurückkehre! Diese Ältesten, die gar nichts von mir wissen. Welch ein Unsinn! Ich faste, um mein heißes böses Blut zu bändigen. Und deshalb habe ich mich auch einmal in Rom gegeißelt, nicht aus Reue und nicht zur Sühne einer bösen Tat."

„Meister! Meister!" ruft Molcho laut, wie um Gespenster zu verscheuchen. Es schallt klagend durch den Weinberg.

Eine verfallene Wächterhütte am Wege. Sie sitzen auf den Holztrümmern, neben einem leise rieselnden Bach. Jetzt erst — und der volle Mond ist aus den Wolken getreten, blendet mit weißer Kalkschicht, die er über den Boden gießt, — jetzt erst, in dieser Totenlandschaft, wird es Rëubeni ganz behaglich in seiner Arbeit des Niederreißens. Mit erbarmungslosem Eifer ist er am Werk, jede Einzelheit zu entadeln, die dem kindlichen Freund verehrungswürdig erschienen sein mochte. Er klopft ihm auf die Schulter: „Ja, ja, mein schöner Edelknabe, du kannst glücklich sein, daß du mit mir und meinesgleichen nichts mehr zu tun hast. Trägst ja wieder ganz gehorsam dein portugiesisches Wams. Das lobe ich. Wie auch der Weise sagt: ‚Gottes Herrlichkeit ist der Mensch, des Menschen Herrlichkeit sein Kleid.' Auf diese Art von Herrlichkeit ver-

stehst dich, mit deinen Maskenscherzen, und wirst nun auch mir den Beifall eines Kenners nicht vorenthalten. Mein Tarbusch, mein Burnus, die fremde Sprache, die Fahne — habe ich meine Maskerade nicht einigermaßen wirksam durchgeführt? Ich habe ganz richtig berechnet, was Eindruck machen könnte. Meine Abreise aus Venedig, als man mir kein Geld leihen wollte und als ich dann plötzlich mit meinen goldbetreßten Dienern auf silberbeschlagener Gondel davonfuhr, war geradezu ein Meisterstück. Hat irgendwer ahnen können, daß es mein allerletztes Geld bis auf die letzte Zechine war, das ich auf solche Art wie ein blendendes Schlußfeuerwerk abbrannte? Es half, mehr als ich hatte hoffen können. An Geld hat es seither nie mehr gefehlt."

Seinem höhnischen Lachen entgegen rafft sich nun Molcho zu einigem Widerstand auf. Bisher hat er alles wie eine Züchtigung über sich ergehen lassen. Nun sind seine Einwände geschickt. „Und selbst wenn es so wäre, wie der Meister es darstellt, — so geschah doch alles nicht um irdischer Ehren willen, sondern all die Mühe war dargebracht für den Tempel des Herrn und die Weinberge Judäas, daß sie nicht öde und zerstört dalägen wie dieser hier."

Rëubeni atmet ein wenig auf, doch wehrt er sich gegen das Wohlgefühl, verstanden zu sein: „Damit ist die abscheuliche Lüge nicht entschuldigt, in der ich lebe. Bedenke doch, der gute Papst getäuscht, der fromme, wohlgesinnte Kardinal von Viterbo, alle, die mir vertraut haben. Stürzt der Bau ein, so begräbt er nicht nur mich, auch das ganze Volk! Oh, das alles habe ich gewagt, — ist es denn erlaubt, so viel zu wagen? Glaube mir, oft fühle ich mich schwach werden, in mancher Nacht, die Angst tötet mich ..."

„Nein, der Meister erhebt sich wie ein Löwe. Der Mutige — ist sein Name."

Mut, Mut, — wo ist ihm dieses Schlüsselwort zugeflogen? Damals, im Kahn, als er durch den Stadtgraben ruderte. Und seither immer wieder. Als Zugang zu allen Geheimnissen des Lebens — immer nur Mut! Mut öffnet die versperrten Türen, Angst schließt sogar die unversperrten zu.

Und nun spricht dieser Jüngling es aus — Rëubeni staunt, wie er klug und umsichtig die ihm so fremde Lage überblickt. Er bietet eine Seite seines Wesens, die bisher verborgen war. Für unantastbar in seiner Traumwelt hat Rëubeni ihn gehalten, für besinnungslos in seiner Begeisterung, ein wenig einfältig sogar, — nun aber, in der Bedrängnis, träumt er ja gar nicht, steht der Wirklichkeit offen, entwickelt weltlichen Scharfsinn, gütigen Anteil. Bezaubert von dieser Milde und unerwarteten Vernünftigkeit löst sich nun Rëubenis Herz völlig. Sich böser hinzustellen, als er ist — nur um den andern zu schrecken, darauf verzichtet er. Das war ja wieder nichts als Flucht, nur nach der entgegengesetzten Richtung hin als sonst. Nicht fliehen will er, nicht mehr einsam sein in unmenschlicher Verstellungskraft. Vielmehr möchte er sich anvertrauen, beichten. Die volle Wahrheit sagen. Mehr als einmal hat er dieses Bedürfnis empfunden. Immer hat er widerstanden. Doch vor dem schuldlos schönen, verständigen Freund fällt die Hülle. „Mit der Wage in der Hand sahst du mich. Und wohl wäge ich immer. Das Böse, das ich getan habe und tun muß, gegen das Gute, das ich bewirken will. Und der Wagbalken geht mitten durch meine Seele. Sie ist zerrissen von seinem Auf und Ab. Mein

Molcho — und doch weiß ich und sage es dir hier im Angesicht des Höchsten: es gibt keinen andern Weg der Rettung als diesen für unser unglückliches Volk. Wie die Krankheit, so das Heilmittel. Und unsere Krankheit ist so ungewöhnlicher und grausiger Art, daß man nicht hoffen darf, sie ohne Anwendung ungewöhnlicher und grausiger Mittel zu heilen. Auch das Gebet ist ja etwas Grausiges — es greift in übernatürliche Ordnungen, um sie zu stören. Täglich beten wir, doch das genügt noch nicht. Wir müssen sündigen — das ist uns auferlegt. Schaudere nicht vor dem Worte. Weißt du denn, was Sünde ist? In der Turmzelle der alte Pförtner, Gerson, der hat es gewußt. Vom ‚Geheimnis des Drachen' hat er viel erzählt. Und das ‚Geheimnis der sieben Könige' lehrte er mich: daß das Böse durch Bersten der Gefäße entsteht, die die Leitungsorgane zwischen den Sphären bilden — infolge allzu großer Mitteilung der göttlichen Fülle, infolge Überströmens göttlicher Gnade. Das ist die Sünde, und sie bringt ein neues Chaos, das sich in sieben Stufen zu neuer Ordnung aufbaut. Nur auf diese Art erneuert sich die Welt. Höre, mein Molcho, du träumst Träume der Sündenlosigkeit, aber das ist noch nicht die höchste Stufe. Hast du nie von Ärzten gehört, die dem Körper kleine Dosen von Gift einflößen, um in ihm durch Reizung gute Wirkungen hervorzurufen? So ist uns auch das Gift der Sünde gegeben, damit wir es verwenden, — freilich nie im Unmaß, nie zur Zerstörung, — und die Gefahr, daß wir des Giftes zuviel nehmen, daß wir zerstören, statt zu heilen, diese Gefahr ist freilich immer und immer da. Aber das ganze Leben ist ja Gefahr. Wer nicht gefährdet ist, lebt nicht. Und Mut, Mut, sagtest du ja selbst, ist der Name

der wahrhaftigen Frömmigkeit. Wir Juden sind nicht mutig genug. Der Gefahr wollen wir keinen Platz in unserm Denken geben, wir wollen immer nur Schutz, Sicherheit, genaue Gebote, um sie zu erfüllen, — oh, mein Vater, der keinen Schritt tat, der nicht Erfüllung eines Gebotes war. — Wie begreiflich diese Scheu vor Gefahr, da wir doch seit Jahrhunderten viel zuviel von ihr haben, — von ihr, die Leben spendet, wenn sie im rechten Maß herangebracht wird. Uns hat sie umringt, überwältigt uns, unter den Legionen von Feinden, die uns umgeben. Und so haben wir ihr — und mit ihr allem Leben den Rücken gewendet, sind feig und klein geworden, haben Galle, aber keine Kralle mehr."

Und Rëubeni spricht seine letzten, kühnsten Hoffnungen aus. Dem Volke im eigenen Lande Mut, Freude an der Gefahr zurückzugeben — und damit der ganzen Menschheit ein gesundes Volk. Sei es auch nicht anders möglich als durch die Sünde des Krieges, den er verabscheue, und durch die Sünde der Lüge, auf der der ganze Plan beruhe. Und dennoch glaube er, wenn er in dieser Art sündige, das Rechte zu tun. — Und mit demselben Eifer, mit dem er sich vor Mitternacht vor dem Freunde erniedrigt hatte, sich aller Mängel, auch bloß erklügelter, anklagend, — ebenso war er nun nach Mitternacht und gegen den Morgen zu, da er das Glück empfand, ganz aufrichtig sein zu dürfen, auf Entschuldigungsgründe für seine Handlungsweise bedacht.

Molchos Antworten waren klug. Vollständig hatte er sich auf den Boden von Rëubenis erlogener, angemaßter Sendung gestellt. Er sprach nur vorsichtiger als sonst, — man merkte, daß er sich auf einem ihm unvertrauten Gebiet befand. Doch überraschend schnell fand er sich zurecht.

Er stimmte allerdings nicht zu, suchte Widersprüche in Rëubenis Reden, — doch diese Widersprüche betrafen Einzelheiten. Den Grundzug, so schien es, verstand er vollständig, — mehr als das, er billigte ihn wohl gar. Diese Billigung war es, die den Sar mit unbeschreiblichem Wohlgefühl und Stolz erfüllte. So mag dem gläubigen Christen zumute sein, dem sein Priester nach Anhörung aller Sünden die Absolution erteilt.

Der Morgen dämmert. Leichter Wind, Grasgeruch. Wie damals in der Campagna von Rom, nach der Nacht mit Machiavell. Nur wurde es damals nicht zu Ende gebracht. Heut. ist es geschehen. Und Rëubeni fühlt sich von großer Bürde frei.

Nun schließt er ab. Erklärt noch, daß es vielleicht übertrieben sei, seinen ganzen Plan als Lüge zu bezeichnen, — denn er enthalte ja auch viel Wahrhaftiges. Die Juden Europas wolle er, Rëubeni, in aller Ehrlichkeit zum Waffendienst bilden, wolle also die Hilfe der Staaten nicht ohne allergrößte Gegenleistung. Und was nun das Hilfsheer aus dem Osten anlange, — so glaube er sogar, daß auch dieses zur rechten Zeit bereitstehen werde. „Das nämlich ist das Herrliche an meinem Plan," jubelt sein wiedergewonnenes Selbstvertrauen, „daß er in Lüge beginnt und mit Wahrheit endet. Acht portugiesische Schiffe mit jüdischen Kriegern erscheinen im Roten Meer. Dann aber entfällt ja für unsere bewaffneten Brüder in Chabor der Grund, uns unserer Wehrlosigkeit wegen zu verachten. Diese ganze unnatürliche Fremdheit zwischen den freien Juden und uns schwindet. Wir vereinigen uns. Ich habe nur das Wort vorausgenommen, das jene freiwillig sprechen werden, wenn sie unsere Tapferkeit, unsere ungebrochene

Kraft sehen. So bin ich dann in Wahrheit ihr Gesandter gewesen. Nachträglich erkennen sie es an. Und das Heer von Fünfzigtausend, das ich erfunden habe, habe ich eben durch diese Erfindung aus nichts geschaffen, und da ist es nun, mit der Bemannung unserer Schiffe verbündet, durch neue Waffen gestärkt. Und wer weiß, ob nicht Held Rëubeni selbst, mein Gegner, mir versöhnt die Hand reicht und spricht: Was ich gewünscht, doch nie zu hoffen gewagt und nur deshalb bekämpft habe, — du hast es vollbracht."

Die letzten Darlegungen hat Molcho nicht mehr angehört. Mit den ersten Strahlen der Morgenröte ist er vor Dawid niederkniet, wie in stummem Gebet. Jetzt murmelt er: „Und nun segnet mich, Meister!"

Immer noch Meister! Dawid will sich den Titel, der nach solchen Eröffnungen wie Hohn klingt, verbitten, da fährt er erschreckt zusammen, denn die folgenden Worte Molchos steigen zu inbrünstigem Glaubensbekenntnis an: „Es war die schwerste Nacht meines Lebens. Ihr habt mich auf die Probe stellen wollen, Meister. Wohl mir, daß ich der Versuchung nicht erlegen bin..."

„Was redest du? Was für eine Versuchung?"

„So klar wie dort der Tag vom Gebirge heraufkommt, so klar weiß ich, daß Eure Worte nur Verstellung waren. Mein Herz aber wankt nicht und glaubt an Euch, den gesalbten Messias Sar Dawid Rëubeni, gesandt von Gott aus dem Königreiche Chabor, um uns von unsern Sünden zu erlösen. — Und jetzt erst, mein Meister, nach dieser Nacht der Prüfung, weiß ich mich würdig, der Sendbote Eurer Wahrheit zu sein. Jetzt werdet Ihr mir auch Euren Segen nicht verweigern."

Rëubeni weint. Er kann dem Jüngling nicht ins Gesicht schauen. Abgewandt legt er ihm die Hand auf. „Gehe, mein Sohn", flüstert er, als könnte in der grenzenlosen Stille ringsum jemand ihn hören und dies Geheimnis, gemischt aus Schande, Freude, Enttäuschung, Liebe entweihen, das ihn durchschauert. „Dir kann nichts Böses geschehen, Salomo Molcho. Denn was in Berührung mit dir kommt, wird gut. So segne ich dich. Mit dem Segen, der aus dir selber kommt. Gehe, mein Sohn, dein Glaube hat dir geholfen."

Er schreitet dem Versteck zu, in dem der Diener mit den Pferden wartet. Die aufgehende Sonne ist ihm wie ein Schild, der Molchos strahlende Tugend widerspiegelt und mit diesem Abglanz alle Nebel zerteilt, die Welt erleuchtet.

21.

Seit dem Morde in Badajoz war Rëubeni bei Hof in Ungnade gefallen. Man ahnte den Zusammenhang.

Molchos Flucht entschied.

Nun war es klar, daß die Unruhen unter den Marranen von der Umgebung des Sar ausgingen. Freilich hätte auch Molchos Bleiben die Lage nicht verbessern können. So war es eben: an Molchos innerster Wesensart, man mochte sie so oder so zu drehen suchen, zerschellte Rëubenis künstlicher Plan.

Wohl machte er noch den Versuch, sich auf den Brief an den Condestable zu berufen, in dem er die Besuche Molchos abgelehnt hatte. Aber daß er späterhin diese Besuche und den vertrauten Umgang des Sekretärs mit seinen

Schülern dennoch geduldet hatte, wurde durch Zeugen erwiesen. Und nun war der Sekretär flüchtig. Damit erschien das Gerücht, das von seinem Rückfall ins Judentum sprach, durchaus bestätigt.

Der König wies den Sar an, binnen zwei Monaten Portugal zu verlassen.

Eine Audienz wurde bewilligt. Sie verlief freundlich. Es zeigte sich, daß die Erbitterung des Königs nur an der Oberfläche lag, von seiner Umgebung geschürt. Schließlich hatte der König auf Rëubenis Einwände nur die alten Entgegnungen: „Du bist gekommen, mein Königreich zu zerstören, indem du die Marranen zum Judentum zurückführst. Und alle küssen dir die Hand, obwohl ich es verboten habe." — Man hatte das dem kindischen Monarchen so lange vorgeredet, bis er es ganz fest glaubte.

Wie schon öfters, konnte der Sar auch diesmal das in seiner Würde gekränkte Kind beruhigen. Doch da bildete sich auf dessen Stirne, durch Furchen angekündigt, ein wirklicher Gedanke ab. „Wenn du kein Aufrührer bist, warum hast du es zugelassen, daß dein Freund Diogo Pires, der Sekretär meines Supplikengerichts, seinen Körper nach Judenart verstümmelt?" Der König stampfte auf: „Und warum sagst du mir nicht, wo er sich verbirgt?"

Immer dieser verhängnisvolle Freund! Rëubeni mußte einsehen, daß jeder Widerspruch vergebens war. Beim Erklingen des zauberhaft unheilbringenden Namens gab er den Kampf auf. Bat nur noch um ein königliches Handschreiben, das ihm die Ernstlichkeit der stattgefundenen Verhandlungen bestätigen sollte.

„Für wen brauchst du solche Zeugenschaft?"

„Für meinen Bruder, den König Josef, und für die Heiligkeit des Papstes, — um zu beweisen, daß es an meinen Bemühungen nicht gefehlt hat."

Es war Rëubeni klar, daß er nach Rom zurückzukehren habe. Am Papsthofe gab es kluge, weitblickende, wahrhaft menschliche Politiker, ohne den Nebel und engen Fanatismus Portugals. Dort hatte er günstigen Boden gefunden. Nochmals von vorn beginnen, von Rom aus neue Wege suchen — der Plan stand in seinem ungebrochenen Herzen fest.

Der König wie auch sein Bruder, der Kardinalinfant Henrique, wünschten nochmals die Fahnen zu sehen, die ihre Neugierde schon einmal gereizt hatten. — Stolz lehnte der Sar ab: „Diese Fahnen sind ein Zeichen zwischen mir und den Stämmen Israels. Erst wenn unser Heer in Schlachtordnung aufgestellt ist, werde ich sie wieder entrollen."

„Nimm unsern Glauben an, so mache ich dich zu einem unserer Heerführer", glaubte der Kardinal einwerfen zu dürfen.

Dem Sar fiel es nicht schwer, so deutlicher Beschränktheit gegenüber seine Ruhe zu bewahren: „Ich möchte vor meinem Bruder und den Ältesten von Chabor nicht wie Noachs Rabe sein, der ausgesandt wurde und in die Arche nicht zurückkehrte." —

In finsterer Ruhe kehrte er nach Santarem zurück.

Erst als er den Palast betrat, von dem er nun bald Abschied nehmen sollte, zersplitterte seine Fassung. Er öffnete den Schrein, in dem die Fahnen standen. Staubig dumpfe Luft schwelte auf, etwas wie Modergeruch, Zerfall alter Kleider. Was als Botschaft nachrückender Volks-

massen Bedeutung und Pracht an sich gehabt hatte, all dies bestickte, halbzerschlissene Seidenzeug, wie leblos und kläglich stand es nun an der Schrankwand da. „Fahnen habe ich wohl, aber kein Heer.“ Der Mißerfolg trat ihm mit wildem Schmerz vor Augen.

Nach wenigen Tagen brachte ein Bote des Königs das Dokument. In förmlichen Worten sprach der Herrscher sein Bedauern aus, den Feldzugs- und Bündnisplan des Ambassadeurs von Chabor, den er für sehr ehrenvoll hielte, gegenwärtig nicht unterstützen zu können, da seine militärischen Kräfte mit andern Unternehmungen beschäftigt seien.

Ein weiterer Brief war beigefügt: Freies Geleit für den Gesandten, seine Begleiter, sein Eigentum. Ferner sollte ihm bei Verlassen des Landes im Hafen von Tavira auf Staatskosten ein gutes Schiff zur Verfügung gestellt und die Summe von dreihundert Dukaten als Geschenk des Königs übergeben werden.

* * *

Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Marranen in allen Landstädtchen und Dörfern, durch die Rëubenis Zug der Küste zustrebte.

Alle fühlten es, daß eine große Hoffnung fehlgeschlagen war.

Auch ahnte man, daß die Inquisition nun nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Nur einen kurzen Aufschub hatte der Sar erwirkt. Schon war das Licht im Erlöschen.

Rëubeni, schweigend, undurchdringlich, an der Spitze seiner Schar. Sein Gesicht starr und ruhig — ganz so

wie beim Eintreffen in Portugal. Auch fastete er wieder. Nichts hatte sich an ihm geändert. — Doch aus den Gesichtern der Schüler blickte Enttäuschung. Und selbst wenn dies nicht so offenbar gewesen wäre, hätte das veränderte Benehmen der Behörden alles verraten. Als freier Herr war Rëubeni einmarschiert, vom Alkalden jeder Ortschaft, von Ehrengeleit im Namen des Königs begrüßt. Auch jetzt stellte man ihm überall, wo er rastete, eine Wache bei. Doch sie hielt ihn eher wie einen Gefangenen. Es war ihm verboten, im Hause eines Marranen zu übernachten, — auch hinderten die Soldaten, offenbar auf höheren Befehl (denn es geschah überall in gleicher Weise), daß irgendein Marrane Zutritt zu ihm erhielt.

In Coruche und Mora rottete sich die Bevölkerung zusammen, um den „jüdischen König" zu erschlagen. Nun hatte die Wachttruppe zu tun, um ihn aus den Händen der plötzlich unfreundlich gewordenen Gastgeber zu retten.

Schmähschriften und Spottbilder erschienen. In einigen Städten fiel man über die Marranen her. Es gab Verletzte und Tote.

In Beja gelang es einigen jungen Marranen, aller Absperrung zum Trotz, zu ihm vorzudringen. Er empfing sie in zärtlicher Rührung. Jetzt, da alles verloren war, durfte er sein, wie das Herz ihm gebot. „Vertrauet auf Gott," sagte er, „Ihr werdet noch den Aufbau Jerusalems erleben. Ich bin diesmal nicht gekommen, euch nach Jerusalem mitzunehmen. Wir haben noch viel zu kämpfen und zu beten, ehe dieses Land unser sein wird und wir die vorgeschriebenen Opfer darbringen können. Diesmal bin ich nur gekommen, um euch mitzuteilen, daß die Hilfe und das Ende eurer Drangsal nahe ist." —

Erquicklich war das Benehmen einiger Dorfschulzen, die auf der Hinreise Dawid ehrfurchtsvoll begrüßt hatten und denen nun die Gewandtheit der städtischen Behörden abging, auf einen Wink von oben im Augenblick aus Tag Nacht zu machen. Sie blieben freundlich, nur etwas zutraulicher wurden sie und rückten mit der Bitte heraus, die berühmten Fahnen sehen zu dürfen. Schmerzlich zuckenden Mundes gab Rëubeni seinen Leuten Befehl, die Fahnen aus dem Gepäck hervorzusuchen und zu enthüllen. Was er dem König verweigert hatte, mochte er diesen einfachen, guten Leuten nicht abschlagen. Nun drängten sich die Bauern und ihre Weiber bewundernd um die Seidentücher mit den Wappen und seltsamen Zeichen, lobten die gute Arbeit. — Das Gerücht eilte in die Nachbardörfer, und überall, wo Rëubeni hinkam, wiederholte sich die Bitte. Sie wurde ihm nachgerade zur Qual. Doch immer wieder stellte er geduldig die Fahnen aus. Wie ein gerechtes Strafgericht nahm er es hin, bei diesem schmachvollen Abzug die Symbole seiner Lüge und seines zunichte gewordenen Planes vor Augen zu haben, kunstvolle Stickerei und kostbare Goldverzierung mit Anerkennungsworten erhoben zu hören, die ungewollt wie böseſter Hohn klangen.

Doch solch freundliche Begegnungen waren die Ausnahme.

Bald gab es wieder Überfälle. Und kein königlicher Geleitbrief schützte gegen Räuber, die ihm nahe am Ziel, unweit von Tavira, einen großen Teil seiner Habe abnahmen.

Sobald man sich der Küste näherte, liefen einige seiner Diener davon, die ihr Schicksal nicht mehr mit dem seinen,

das bedenklich geworden war, verknüpfen wollten. Auch von den Schülern fehlte schon mehr als einer.

Der Alkade von Tavira zeigte sich gänzlich ablehnend. Die dreihundert Dukaten waren nicht eingelangt. Von einem dahingehenden Auftrag wollte niemand etwas gehört haben. Auch gab es weder in Tavira noch in Lagoa ein passendes Schiff mit vertrauenswürdiger Bemannung. Ein Diener, den Rëubeni an den König abfertigte, kehrte überhaupt nicht zurück. — In Plackereien aller Art verging die Zeit. Schließlich traf ein Brief des Königs ein, der in harten Worten daran erinnerte, daß er statt der zwei Monate bereits vier Monate mit der Abreise zögere. Weiterer Aufschub wurde nicht bewilligt. — Nun mußte Rëubeni aus eigenen Mitteln ein Schiff mit ortsfremden Leuten mieten, obwohl man ihn vor dem Kapitän, der ein Betrüger sei, gewarnt hatte. Acht Tage lang wurde das elende Fahrzeug zur Not ausgebessert. Für die Überfahrt nach Italien zahlte der Sar den Wucherpreis von zweihundert Dukaten im voraus.

Und nachts, ehe das Schiff abging, kam die Stadtwache an Bord, um mit erniedrigendster Gründlichkeit Nachschau zu halten, ob nicht Marranen, deren Auswanderung verboten war, versteckt seien. Bei dieser Gelegenheit wurden dem Sar und seinen Begleitern trotz heftigsten Einspruchs alle Waffen abgenommen.

Das brannte ihm in der Seele: Ich bin hier angelangt, um Waffen für ganz Israel zu erbitten, — und nun, statt daß mir der König seine Waffen leiht, nimmt er mir noch die meinigen weg.

So verließ er Portugal.

* * *

Nach kurzer Fahrt legte der Kapitän an der Küste Spaniens in Almeria an.

Sofort wurde der Sar verhaftet. Er hatte es gewußt, vergebens gewarnt. Kein Jude durfte spanisches Gebiet betreten.

Der Geleitbrief des portugiesischen Königs, die von der päpstlichen Kurie ausgestellten Empfehlungsschreiben halfen nichts. Rëubeni mußte ins Gefängnis. Indessen suchten einige Diener und Schüler auf anderen Schiffen das Weite. Das Häuflein der Treuen wurde immer kleiner.

Erstaunlich wäre es gewesen, wenn man die unbewacht liegende Schiffsladung nicht zum großen Teil gestohlen hätte. Wenig blieb von Rëubenis gesamtem Eigentum. Und beinahe hätte sich der Patron mit dem ganzen Schiff davongemacht. Doch waren auf Geheiß des Alkalden, eines Ehrenmannes, die Segel in sein Haus gebracht worden, und trotz allen Zeterns des Kapitäns wurden sie nicht ausgefolgt. Indessen kam Nachricht aus Granada. Kaiser Karl befahl freie Fortsetzung der Reise.

Nicht einmal dies war genügender Schutz. Als ein Sturm nochmalige Landung an der spanischen Küste, in Cartagena, erzwang, ließ der Großinquisitor von Murcia den Sar in Gewahrsam bringen. Nun mochte der Sar ganz vergebens den kaiserlichen Brief vorzeigen, der ausdrücklich Landung im ganzen Reiche gestattete. Inquisitio superior mundi regibus. Und wirklich erwies sich die Inquisition stärker als die Herren der Erde; denn die strenge Untersuchung wurde durchgeführt und Rëubeni nebst seinen Begleitern erst dann aus der Haft entlassen, als über allen Zweifel erwiesen war, daß es sich nicht um Glieder der Kirche handelte.

Der eisige Finger des Glaubensgerichts hatte ihn zum erstenmal, gleichsam mahnend, berührt.

Wie dachte er in seinem Provinzkerker sehnsüchtig an das freie, in geistiger Schönheit und erhabener Vorurteilslosigkeit glänzende Welt-Rom!

Beim Papst, als dessen Botschafter er sich noch betrachtete, lag seine ganze Hoffnung.

Da traf ihn, kaum dem Gefängnis entstiegen, die furchtbare Nachricht: Rom war erstürmt worden, die Truppen Kaiser Karls, Spanier und Deutsche, hatten die Hauptstadt des Erdrundes in Brandschutt gelegt und so vollständig ausgeplündert und zerstört, wie es zuvor nicht einmal die Vandalen getan hatten. In der Engelsburg belagert, aller Macht beraubt, flehte der unglückliche Papst Clemens seinen christlichen Kaiser um Frieden. —

Rëubeni verstand, daß dies für seinen Plan das Ende bedeuten konnte. Jetzt erst, zum erstenmal, kam ihm der Gedanke, daß eine höhere Macht die Erlösung Israels auf seinem Wege nicht zuzulassen gesonnen schien. Daß all seine Mühe vergebens aufgewandt sein mochte. — Rom ist seit je Israels Feind gewesen, sann er. Fünfzehnhundert Jahre haben wir auf seinen Untergang gehofft. Ist es nicht seltsam, daß es in dem Augenblick fällt, in dem es uns zum erstenmal freundlich ist?

Zuviel des Unglücks! Den Zorn des Himmels spürte er in dieser zugespitzten Ungunst des Schicksals. Sein Mut wurde irre. Er konnte keinen Entschluß fassen, nirgends sah er Trost. Dachte an Molcho, von dem er seit jener Nacht im Weinberg keine Nachricht hatte. Sollte er ihn suchen? Und wo? Dann neigte er doch wieder dazu, nach Rom

zu gehen und unter den Trümmern der großen Stadt die Reste seines Planes hervorzusuchen. —

Aber die Weiterfahrt soll noch ärgeres Unheil bringen.

An der Küste der Provence scheiterte sein Schiff.

Der Gouverneur, Monsieur de Claramonte, ließ ihn nach Avignon bringen, um von den Juden der südfranzösischen Gemeinden ein ungeheures Lösegeld für ihn zu erpressen. Was von seiner Habe noch übriggeblieben war, wurde jetzt beschlagnahmt. Alle Begleiter verliefen sich. Nur der alte treue Tuwja folgte ihm ins Gefängnis.

Es dauerte zwei Jahre, ehe die jüdischen Gemeinden von Carpentras und Avignon das Lösegeld, das ihre Kräfte weit überstieg, mit Hilfe ausländischer Glaubensgenossen aufgebracht hatten. — Zwei Jahre lang blieb der Sar und Ambassadeur, dessen Würde niemand mehr zu beachten schien, in hartem Verließ, abgeschnitten von aller Welt.

Er ertrug es geduldig, klagte nie.

Es schien vielmehr, als beruhige sich im Gefängnis sein Geist, über den im Augenblick, da er die Zerstörung Roms erfahren hatte, Wirrnis und Verzweiflung hereingebrochen waren. Die Spannkraft kehrte ihm zurück. Der Unermüdliche begann aufs neue, wenigstens in Gedanken, an seinem Plan zu bauen.

Nur daß er von all den Ereignissen nichts erfuhr, die seit seiner Gefangennahme die Weltlage verändert haben mochten, bedrückte ihn zuweilen.

Endlich erhielt er die Freiheit. — Sofort trat er die Reise nach Italien an.

Vollständig ausgeplündert, nur von Tuwja begleitet, in ärmlicher Kleidung, von niemandem bemerkt, langte er im

Herbst des Jahres 1529 in demselben Rom an, in das er fünf Jahre zuvor auf weißem Berberhengst mit vielem Gefolge seinen prachtvollen Frühlingseinzug gehalten hatte.

22.

Doch es war ja gar nicht dasselbe Rom.

Alles, was Rëubeni befürchtet hatte, wurde durch die schauerliche Wirklichkeit dieser zertrümmerten, von Hungersnot und Pest ausgelaugten Stadt überboten.

Wiewohl nun schon mehr als zwei Jahre seit der großen Plünderung, dem „Sacco di Roma", verstrichen waren, lag noch alles in Ruinen. Kaum ein Haus war unversehrt geblieben. Selbst die elenden Hütten der Wasserträger hatte man nicht geschont. In der verarmten Stadt, die zwei Drittel ihrer Einwohner verloren hatte, konnte niemand an Aufbauen denken. Auch die Rückkehr des Papstes aus Orvieto hatte daran nichts geändert. Das fröhliche, lebensvolle Rom kehrte nicht wieder. Nie mehr! Es war ernst, lichtlos, totenstarr geworden.

Prozessionen durch die Stadt, Tag für Tag. In allen Kirchen, auf allen Plätzen wurde Buße gepredigt.

Die Mönchsorden griffen auf ihre strengsten Observanzen zurück. Die Franziskaner schliefen wieder auf nacktem Boden, aßen nur zweimal in der Woche Gekochtes, nährten sich sonst von Brot und Früchten.

Der finstere Geist Spaniens hatte nicht nur auf dem Schlachtfelde, auch in den Gemütern gesiegt.

Viele Hoffnungen der ins Licht aufstrebenden Menschheit waren durch diesen Umschwung vernichtet. Unter den

niedergebrochenen Entwürfen befand sich, nicht einmal einer der größten, auch Rëubenis Plan.

Dawid suchte das gastliche Haus des Goritz von Luxemburg, die Stätte froher Zusammenkünfte am Forum Trajanum. Er fand ein Brandfeld. Zwischen antiken Trümmern des Kapitolhanges bleckte neue Zerstörung die Skelettzähne. Landsknechte hatten die Villa verwüstet. Die kostbaren Manuskripte der Antike und der humanistischen Freunde des Hausherrn hatten sie den Pferden als Streu unterlegt. Der Alte selbst, der freundliche senex Corycius, war auf der Flucht in Mantua vor Erschöpfung und Herzleid gestorben.

„Ich habe ja Krieg gewollt" — ein Wahnsinnslächeln Rëubenis, vor dem der hagere Hausbesorger der ehemaligen Villa seine Erzählung scheu unterbricht. Rëubeni spricht mit ihm, als müsse er es verstehen. „So ist es, Freund. Krieg habe ich gewollt. Und da habe ich ihn nun, den Krieg!"

Die Künstler und Gelehrten Roms waren tot oder in alle Weltgegenden verstreut. Versunken all das neue Leben, das selbst in seinen Irrtümern so fruchtbar und verheißungsvoll gewesen war. Rëubeni fragte nach Machiavelli. Der große Patriot, der von der Einheit und Größe Italiens geträumt hatte, hatte gerade noch den Sturz Roms, diese tiefste Demütigung seines Vaterlands erleben dürfen, dann war er in Verzweiflung gestorben. — Aretino hatte in Venedig eine neue Heimat gefunden. Michelangelo war in Florenz, das er als oberster Aufseher der Befestigungswerke gegen die Kaiserlichen und den Papst verteidigte. Andere, die dem Sar nahe gestanden waren, hatten sich nach Ancona, Neapel gerettet. Wer noch

in Rom lebte, hielt sich ängstlich zurückgezogen. So der gute Kardinal Egidio von Viterbo, dessen Palast mit all den Sammlungen und Büchern während des „Sacco" in Flammen aufgegangen war und der nun, ein gramgebeugter Alter, in seiner bescheidenen Wohnung im Augustinerkloster niemanden empfing.

Schaudernd gedachte man einiger Landsknechtsführer, die sich bei den Greueln der Brandschatzungen, Folterungen, Erpressungen besonders hervorgetan hatten. Einer hatte ein silbernes Schild auf der Brust getragen mit den Worten: „Feind Gottes und des Mitleids." — Bei seinen Erkundigungen hörte Dawid auch einmal den Namen Hannes Sindelfinger. Er forschte weiter. Auch nach der Frau, die dieser Deutsche bei sich gehabt hatte. Nun nannte er auch ihren sonst ängstlich, selbst in Gedanken vermiedenen Namen: Monica Pertschützin. Er erfuhr, daß man sie nach dem Abzug der Kaiserlichen als eine Todkranke auf der Straße aufgelesen hatte. Dann war sie im Hospital Sancti Johanni gestorben, an der französischen Seuche wie so viele Lagerweiber.

Monica, das Kind aus der Froschschmiede, die schöne Tochter des Schmieds!

Es war ein kalter Regennachmittag, als Dawid das Hospital aufsuchte! Doch die Wärter hatten so viel Elend gesehen, daß sie sich an nichts Einzelnes erinnerten. Nur der Name fand sich in den Büchern. Dawid starrte die Buchstaben lange an, ehe er sich zum Gehen wandte.

Auf der Treppe blieb er nochmals stehen und fragte den Mönch, welche der kranken Frauen, die jetzt hier lägen, wohl die ärmste und leidendste sei. Ein an Lepra erkranktes Mädchen aus Frascati wurde ihm bezeichnet, das eben,

von ihrem Bräutigam verlassen, ein blindes Kind geboren habe.

Dawid ließ sich ihr Bett zeigen. Dort legte er seinen Mantel ab, — anderes Besitztum hatte er nicht mehr. Den Mantel überreichte er dem erstaunten Mädchen. Dann ging er, ohne ein Wort zu reden, in den Regen hinaus.

23.

In die von Juden bewohnten Gegenden der Stadt wagte er sich nur mit äußerster Vorsicht. Er wollte nicht erkannt sein. Wollte den günstigen Moment abwarten, um hervorzutreten. Vorher mußte er, wie es seine Art war und seit je seine Stärke begründet hatte, die politischen und privaten Verhältnisse der Männer, mit denen er verhandeln wollte, genau erforscht haben. In erster Reihe ging es um den Papst, dem er sich wieder zu nähern beabsichtigte. Doch der Papst, — so hörte er immer wieder — war durch das Unglück gebrochen, zu jedem Zugeständnis an den Kaiser bereit. Spaniens kalter Faust gehorchte nun auch dieser zarte, weltkluge, skeptische Philosoph. — Das Gerücht bestätigte sich. Clemens reiste mit großem Pomp nach Bologna, um dort dem Manne, dessen Truppen Rom geschändet hatten, die Hand zur Abbitte und Versöhnung, ja zum Bündnis zu reichen, — um ihn schließlich im Dome S. Petronio zum Kaiser zu krönen. — Deutlicher konnte er nicht zeigen, daß er seine Sache verloren gab.

Beim feierlichen Hochamt erfüllte Kaiser Karl der Fünfte die alten Riten, er tat in der Kirche Diakonsdienste,

reichte die Patene mit den Hostien und das Wasserkännchen dar, „also schön und erbaulich, daß alle Umstehenden sich wunderten und freuten, als ob er in solchen Dingen erfahren gewesen wäre und lange Übung gehabt hätte." — Und nach Verlassen der Kirche hielt der Zerstörer Roms dem Papst den Steigbügel. Clemens duldete es. — Was war noch von ihm zu erhoffen, der solche Scheinhuldigungen annahm!

Wie ein Gift sog Rëubeni diese Nachrichten aus Bologna ein.

Seinen Unterschlupf hatte er im Theater des Marcellus gefunden, in einer Höhle des alten zerfallenen Bauwerks. Eigentlich hatte ein Schuster diese Höhle als Wohnung und Werkstätte eingerichtet. Doch im Hintergrund des dunklen, halb eingestürzten Gelasses führte eine breite Steinstiege empor, die ehemals vielleicht den Zugang zu einer Galerie gebildet hatte. Diesen Stiegenraum trat der Schuster aus Mitleid den beiden Fremden, Rëubeni und Tuwja, ab. Die beiden höchsten Stufen hatten sie mit ein wenig Stroh zu ihren Schlafstellen gemacht. Die unteren Treppenstufen waren ihre Sessel, ihr Tisch.

Nahe den Judengassen, doch nicht in ihnen. So hatte er ja immer seine Wohnung gewählt. Vom Marcellustheater aus ging er nun auf den Judenplatz, zur Tiberinsel und nach Trastevere. — Bald merkte er, daß seine Sorge überflüssig gewesen war. Niemand sah sich nach ihm um. Wer hätte auch in dem Bettler den ehemaligen Sar und Gebieter gesucht. Die Schläfen waren hohl geworden, der dichte schwarze Vollbart im gelben Gesicht stark angegraut. Es gab keine Fahne, kein fremdartiges Kleid mehr. Das alles war im Laufe der unseligen Reisejahre

seit der Einschiffung in Tavira in alle Winde zertragen. In löcherig formlosem Kittel verschwand Rëubeni unauffällig in der Menge.

Auch das Judenviertel Roms war geplündert. Die Villa des Arztes Josef Zarfathi vernichtet. Zarfathi selbst tot. Tot auch Dinah, die liebliche kluge Schwester. Alles, was je freundlich gewesen war, zertreten, verweht.

Von den alten Familien der römischen Juden schien wenig übriggeblieben. Neue Gesichter. In den Trümmerstätten hausten Flüchtlinge. Die Flucht der Juden hört ja nie auf, nur die Fliehenden waren jetzt andere, aus anderen Provinzen der Welt. — Böse Worte schlugen in den Elendswohnungen an Rëubenis Ohr. Man lachte verstohlen, daß unter den spanischen Soldaten, die Rom drangsaliert hatten, auch viele Marranen gewesen waren. Vor manchem Geheimjuden hatten in jenen Schreckensnächten die stolzen Prälaten und Adeligen Roms gezittert! „Unsere Rache an Edom." — Rëubeni errötete vor Scham. Diese niedrige Art von Sünde war es ja eben, die er für immer hatte verhüten wollen! Durch sein großes sündhaftes Werk. Dem aber hatte Gott seinen Segen versagt.

Sprach man unter den Juden noch von Rëubeni und seinem Plan? — Nichts. Daß eine Zeitlang alle Herzen höher geschlagen hatten, — in neu andrängender Not und Schmach war es längst vergessen worden.

Nein. Nicht ganz. Hie und da hörte er etwas von einem Sendboten Rëubenis, der in fernen Ländern, in Adrianopel predige und die Ungläubigen bekehre.

„Hat auch der Sar, als er hier in Rom war, gepredigt?"

Man verstand die Frage nicht. Den Leuten war es

offenbar einerlei, ob ihre Lage durch Predigten oder durch andere, ungewohntere Mittel erleichtert würde. Sie wandten sich jedem zu, der irgend etwas versprach.

Da war eines Tages der Sendbote Rëubenis in Ancona eingelangt. In Anwesenheit des Bischofs hatte er die Vorzüge des Judentums vor dem Christenglauben, dem er früher selbst angehört, mit offenen Worten verteidigt.

Nun wußte Rëubeni, daß Molcho es war, der herannahte.

Bald häuften sich die Nachrichten.

Es hieß, daß der Sendbote dem Papst ein Schreiben mit Weissagungen gesandt habe. Den Vogel Krum, den Vogel der Sintflut, habe er im Traum auf der Engelsburg sitzen sehen. Das bedeute eine große Überschwemmung in Rom. — Ferner habe der Sendbote eine zweite Überschwemmung in einem weit entfernten Nordlande, das Erscheinen zweier Schweifsterne über Rom und ein Erdbeben in Portugal prophezeit.

Worte, die der Sendbote gesprochen hatte, wurden im Volke weitergegeben. „Die Zeit der Liebe naht. Dann wird das Körperlichwerden der Seele erschöpft sein. Und der Himmel wird den Willen seines Schöpfers kennen."

Rëubeni fühlte die fremde Gewalt, die sich rings um ihn zu verbreiten begann. Da waren sie wieder, die süßschrillen Zauberrufe der Begeisterung, gegen die er sich vergebens auflehnte. Ein anderer Weg als der seine. Vielleicht der richtigere? Unbedacht, aus Freude und überschwenglischer Kraft hervorstürmend, alles wagend in jugendlichem Vertrauen. — Aber freilich, was hatte denn Molcho zu wagen? Da er entschlossen war, zu sterben, da er nichts als den Märtyrertod wünschte, wurde jedes

Hindernis für ihn zur Brücke. Das war der Vorteil, der ihm vor Rëubeni zustand. Aber zum Ausgleich: Hunderte von Schwärmern und reinen Herzens seiner Art hatten schon in Israel gewirkt und dennoch die Erlösung nicht um einen Schritt näher gebracht. Um das Volk zu retten, tat andere, unerhörte Anstrengung not, etwas, was noch keiner gewagt hatte. Rëubeni wußte um seine Einzigkeit. Ihm blieb seine Arbeit der Lüge, der Selbstverleugnung, des Schelmentums, — schmachvoll, aber dennoch notwendig, nicht durch die strahlendste Makellosigkeit ersetzbar. Wer konnte das verstehen? Tiefste Verborgenheit war es, ein Geheimnis Gottes und seines Auserwählten, — in solchem Geheimnis gibt es keinen Teilnehmer, keinen Freund.

Er war fest entschlossen, sich diesmal vor Molcho versteckt zu halten.

Die Freude des Wiedersehens nach jahrelanger Trennung — er empfand sie nicht. Empfand nichts als Angst vor Molcho — Angst um seinen Plan, der diesmal noch sorgsamer aufgezüchtet werden mußte, keinen rauhen Lufthauch vertrug. Angst aber auch in viel körperlicherer Beziehung, Angst für sich selbst. Prüfte er sein Gefühl, so fand er, daß er sich vor Molcho geradezu schreckhaft fürchtete, nicht anders als sein Diener Tuwja, der dem heiligen Manne bei aller Verehrung auf zehn Schritte vom Leibe ging. —

Bald erfuhr er, daß der Sendbote in Rom eingelangt und sofort vom Papst empfangen worden sei.

Was der Meister nach monatelanger Vorbereitung nicht gewagt hatte, die Anmeldung bei dem unter spanischen Einfluß geratenen Papst, — seinem Schüler war sie, wie es schien, leicht und gut geraten. Wahrscheinlich war er ganz unbedenklich zur Audienz gegangen, ohne sich auch nur

Gedanken darüber zu machen, wem er eigentlich gegenübertrete und unter welchen Verhältnissen er ihn anträfe. Hatte vielleicht, diplomatischer Kunst unkundig, dem Papst seine Lobpreisungen des Judentums an den Kopf geworfen. Es schadete ihm ja nichts; denn so offenkundige Ungeschicklichkeit nahm niemand ernst. — Da hatte er, Rëubeni, damals, als er mit dem Papste sprach, freilich eine schwerere Aufgabe vor sich gehabt! Nicht um leeres Geschwätz war die Rede gegangen, sondern darum, Subsidien vom Papste zu erreichen. Bei solchem Ziel hatte man sich eben ein wenig anders und vorsichtiger als für bloße Theatereffekte einrichten müssen! —

Indes zeigte es sich, daß Rëubeni Molchos Wirkung auf den Papst doch unrichtig eingeschätzt hatte. Diese Wirkung war durchaus nicht vorübergehend, ging erstaunlich tief. Es hieß, daß der Papst den jüdischen Sendboten täglich sehen wolle und seinen Weissagungen Glauben schenke. — Rëubeni fand auch dies noch begreiflich. Damals, als der Papst noch stark war, wollte er mich, den Politiker, das Leben. Jetzt, gedemütigt, flüchtete er in die Arme eines Phantasten.

Dennoch machte ihn die neue Wendung schwankend. Er überlegte, daß er mit seinen vielen mühsamen Weisheiten und Vorsichten die gewünschten Subsidien vom Papste ja schließlich doch nicht erlangt hatte, während allem Anschein nach Molcho auf rätselhafte Weise das Vertrauen des Papstes mehr und mehr gewann. Man sprach damals viel davon, daß Clemens durch eine Bulle die Inquisition für Portugal bestätigen wolle, — der Einfluß Molchos zeigte sich, die Publikation der schon beschlossenen Bulle unterblieb.

Neue Hoffnungen der Juden. Molcho als Retter des Volkes. — Bitter empfand es der Sar, daß der einzige tatsächliche Erfolg, den er im Laufe seiner ins Ungeheure langenden Unternehmungen durchgesetzt hatte, — Abfall dieser Unternehmungen nur, aber unbestreitbar ein Erfolg — daß nun auch dieser bescheidene Erfolg einem andern zugeschrieben wurde, als dürfe ihm selbst nichts, gar nichts bleiben. Er wollte es sich nicht eingestehen, daß er auf Molchos Glück eifersüchtig war, kämpfte gegen so niedriges Gefühl. War es denn nicht einerlei, durch wen das unglückselige Volk einige Erleichterung erhielt? Wenn es nur überhaupt geschah! Er wußte es, fühlte es — und konnte es doch nicht in unvermischter Freude bis ans Ende fühlen.

Denn seine Selbstbeherrschung zu brechen, böseste Gedanken in ihm zu reizen, danach war vieles angetan, was nun geschah. Das große Aufsehen, das Molcho als Günstling des Papstes unter den Juden Roms erregte, die Huldigungen, die Reden vom Messias, die Stimmen im Titusbogen, Heilungen, Wunderzeichen, — alles wiederholte sich. Wie damals, als der Sar in Rom eingetroffen war. Einmal hieß es gar, daß Molcho schon unter den Bettlern unter der Tiberbrücke Platz genommen habe und daß er sich nun bald als Messias zu erkennen geben werde. Dasselbe hat man von mir gesagt. Er nimmt meine Stelle ein, als wäre ich schon tot. Verdrängt mich bei lebendigem Leib aus der Atemluft. — Dann wieder wollten einige die Fahne gesehen haben, die Molcho mit sich führe. Auch eine Fahne? Was mochte sie bedeuten? Wo hatte sie Molcho hergeholt? Sollte am Ende auch er die freien Stämme von Chabor entdeckt haben — und von ihnen freundlicher

aufgenommen worden sein als ich? Er also — der wahre Ambassadeur von Chabor? Ja, soll mir wirklich in allem und jedem ein Wettbewerb mit dem Knaben aufgezwungen werden? Ich will es ja gar nicht. Er geht mich nichts an. Mag er doch seine Arbeit tun und ich die meine. Wer zwingt mich denn, mich gerade mit ihm zu vergleichen! Er ist ein ganz anderer Mensch als ich. Es gibt Hunderttausende von Menschen auf der Welt. Sonderbar, daß gerade immer dieser eine meine Straße kreuzt. Gehe ich selbständig meines Weges, arbeite für mich allein, — flugs ist er da, ahmt mir nach, übertrifft mich. Ein Verfolger! Wie um mir das Urbild der vollkommenen Tugend vor Augen zu halten, das mir versagt ist, das ich ja aber auch gar nicht will. Mag er doch triumphieren, wenn er dabei nur für immer meine Spur verliert...

Und Rëubeni verkroch sich wie ein geprügelter Hund auf seine Steinstufe. Tagsüber ging er nicht aus, blieb im Halbdunkel der Zelle, die ein verschlissener Vorhang von der an der Gasse gelegenen Werkstätte abtrennte. Draußen klopfte der Schuster auf seine Schuhe. Es klang schön, regelmäßig. Es tat ihm wohl. Unter dem Schutz dieses Werktags fühlte sich Rëubeni gesichert. Lag auf dem Stroh, die Augen geschlossen, schlief ein wenig, hungerte, wachte auf, schlief wieder ein. Denn sein Ruhebedürfnis war stärker als sein Hunger. Hier wird mich niemand finden, dachte er. Hier findet mich Molcho nicht. Schläge genug habe ich durch ihn erlitten, war wie der Schuh in seiner Hand, auf den man losklopft. Es ist genug. Es ist gut, daß ich mich verberge. Und er soll mich für immer in Ruhe lassen.

24.

Salomo Molcho, ruhmvollster Name, von vielen gepriesen, von niemandem mit Tadel befleckt! —

Jeden Samstag predigte Molcho in der größten Synagoge Roms. „Er redete bald geheimnisvoll, bald offen über die Gegenstände der mündlichen und schriftlichen Lehre", berichtet ein Zeitgenosse. „Nie gehörte Dinge sprach er. Jeden Vers, um dessen Erklärung er gebeten wurde, legte er neunundvierzigmal aus. Über den Satz ‚Gelobt sei der Herr, Tag für Tag', sprach er einmal einen ganzen Tag lang, immer neue Auslegungen vorbringend. Die Bewunderung wuchs unter Christen und Juden. Von überallher kamen Gelehrte und einfache Menschen, um der Weisheit Salomos zu lauschen. Und er schickte Sendschreiben an alle Länder."

Und in der Chronik des Josef Hakohen lesen wir: „Viele prüften ihn mit Rätselfragen. Doch ihm war nichts verborgen."

Die Verehrung, die man Molcho entgegenbrachte, konnte kaum mehr gesteigert werden, — da erregte die Erfüllung aller seiner Vorhersagen ein an Schrecken grenzendes Aufsehen in Nähen und Fernen. Im Herbst 1530 trat der Tiber aus und setzte die ganze Ebene von Rom unter Wasser. Die Fluten stiegen vier Fuß über die ältesten Überschwemmungsmarken. Dreihundert Menschen kamen um. Von Molcho rechtzeitig gewarnt, war der Papst nach Ostia aufgebrochen. — Und weder die Kometen blieben aus noch die Überschwemmung in einem Nordland: Flandern. Ferner wurde zu Beginn des Jahres 1531 Lissabon durch das vorhergesagte Erdbeben heimgesucht.

Niemand zweifelte mehr, daß Molcho mit geheimen Kräften ausgestattet war. Dem müden Papst in seiner Machtlosigkeit mochte es schmeicheln, allen seinen Feinden zum Trotz einen Boten des Himmels oder doch zumindest einen merkwürdigen Zauberkünstler an seinem Hofe zu haben. Er räumte ihm eine prunkvolle Wohnung im Vatikan ein, — eine Ehrung, die Rëubeni nie erfahren hatte.

Unerkannt hielt sich Rëubeni in seiner Höhle still.

— — — — — — — — — — — — —

Eines Tages wird der Vorhang zurückgeschlagen. Glucksend taumelt Tuwja herein. Weist mit Schrecken auf die Gasse hinter sich. Jemand ist ihm nachgelaufen. Der Sar geht nur nachts auf die Gasse. Aber Tuwja muß für ihn betteln. Dabei hat man ihn erkannt. Das gute Werktagsklopfen des Schusters setzt aus. Kein Schutz mehr. Stille. Und Molcho tritt in Rëubenis elende Bettlerbehausung.

Der Sar schämt sich seiner Not, bleibt im Schatten des Vorhangs, drückt sich an die Wand.

Er erhebt den Blick nicht zu Molchos Gesicht, sieht nur das schlichte, aber saubere weiße Kleid des Hereinkommenden, von dem auch jener besondere saubere Geruch ausgeht, wie ihn Menschen an sich haben, die in Wohlstand leben. Rëubeni ist in Lumpen gehüllte; in seiner Steinzelle riecht es übel nach Resten einer armen Mahlzeit, die er mit einem Fußtritt von der Treppenstufe hinunterstößt.

Ohne Umstände zu machen hat sich Molcho auf diese Stufe mit den verwitterten römischen Buchstaben gesetzt. Nein, er sinkt tiefer. Er kniet vor Rëubeni.

Nun blickt ihm der Sar in die Augen. Das Gesicht ist

bleich geworden, Askese hat es gezeichnet — doch immer noch glatt wie Wachs und frisch und schön. Das seidig gewellte Haar geht jetzt in einen lichtbraunen Bart über.

Wie damals ist es, als Molcho, noch Diogo Pires genannt, unvermittelt bei Rëubeni eintrat und sofort mitten in seiner Erzählung war. So spricht er jetzt von seiner Reise im Auftrage des Herrn. — Merkt er gar nicht, daß kein Herr, daß ein Unansehnlicher, Verwahrloster vor ihm steht? Das Seltsame: daß er es gleichzeitig merkt und doch nicht merkt. Er spricht von der Verborgenheit des Meisters, spricht von der unwürdigen Gestalt, unter der in diesem Geschlecht der Sünde der Messias sich verkleidet halten müsse, — doch gleich darauf freudig, wenn er von dem Lehrhause des Kabbalisten Joseph Taytasak in Saloniki berichtet, in dem eine Schar reiner Jünger sich auf das Kommen der Erlösung vorbereite, — und seine graugoldenen Augen weiten sich in kindlicher Freude, da er die „Schüler des Löwen" im Heiligen Lande, in Safed, ihre Wunder der Keuschheit und der Erkenntnis erwähnt. „Immer größer wird der Kreis der zum Dienste Berufenen. Schon naht die Zeit, in der mein Herr den Kreis schließen und in seine Mitte treten darf."

Die Schmach, in der er den Sar antrifft, scheint also durchaus in das Bild zu passen, das er sich gemacht hat; zumindest hat er kein Zeichen des Staunens oder gar der Erbitterung gegeben.

Liegt nicht eine gewisse Mitleidslosigkeit darin? Rëubeni möchte es sich gern einreden, würde gern zürnen. Kann es nicht. Denn er weiß sehr gut, daß nur übergroße Verehrung den Schüler hindert, an den Leiden des Meisters teilzunehmen. O glücklich getrübter Blick, an dem jeder Schmerz,

jede Enttäuschung vorbeigeht! — Immerhin hat das auch für Rëubeni etwas Gutes. Er schämt sich nicht mehr, findet seine Sicherheit wieder. Jetzt erst tritt er aus der Ecke hervor. Mit einer Handbewegung weist er dem Gast Platz auf der Treppenstufe an, setzt sich neben ihn.

„So warst du in Saloniki?"

„Ja."

„Und in Safed?"

„Gewiß. — Auch in Adrianopel, wie der Meister es mir befohlen hat."

Aus dem Dunkel jener Nacht im Weinberge von Salvaterra tauchen dem Sar diese drei Namen empor: Saloniki, Adrianopel, Safed. Aufs Geratewohl hat er damals drei entlegene Städte genannt, nur als Beispiel, wie sich Molcho dem Machtbezirk der Inquisition möglichst weit entziehen solle. Und nun hat es der Schüler wörtlich genommen, hat sein Leben jahrelang unter das Gesetz dieser Laune gestellt. — Rëubeni gerät in Verwirrung. Er kann im Augenblick nicht überblicken, welche Folgen es für ihn haben muß, daß Molcho in seinem Glanz nicht im mindesten überheblich geworden ist, ja, daß er in Wahrheit all diesen Glanz nur seinem Meister zurechnet, der ihn ausgesandt hat, als dessen Werkzeug er sich arglos, in frommer Trunkenheit ansieht. Dankbar nimmt Rëubeni den Dienstwillen Molchos entgegen, wie ein Geschenk. Daß das Geschenk ohne Bewußtsein, ohne die Absicht zu schenken gegeben wird, erhöht ja noch seinen Wert. Seltsam aufgeheitert und doch auch beängstigt von dieser Fülle überblickt Rëubeni die lange Reihe von Wanderungen, Predigten, Papstaudienzen, die Molcho, nein, die vielmehr er, der Herr, durch Molcho hindurch gewirkt hat. So viel zu sichten, zu

verwerfen, anzuerkennen. Arbeit genug, schöne Arbeit — und das volle Rauschen der Welt, die den schiffbrüchig an den Strand Gesetzten nun wieder in ihren Sturm zurücknimmt. Gerührt tappt er nach Molchos Hand. Die warme Hand, von der immer so viel Leben und Selbstlosigkeit, edelste Welle der Verschwendung ausging, da ist sie ja wieder, die gute Hand des Freundes!

Ein Gefühl, das er schon öfters gehabt hat: wenn Molcho abwesend ist, schieben sich allerlei Schatten, Verdacht und Angst, zwischen ihn und mich. Ist er aber wieder da, dann verschwinden sie schnell, und alles ist gut! Wer zweifelt dann noch an Molchos Treue!

Und jetzt erst die Freude des Wiedersehns!

„Molcho, mein Guter, mein Sohn, — wie magst du dich gemüht haben! Wie mag es dir ergangen sein!"

Mit Bewunderung erzählt Molcho von einem Jüngling, den er in Adrianopel kennengelernt habe und der dann mit ihm nach Safed ins Heilige Land gezogen sei. Josef Karo hieß er und hatte den ungeheuern Gedanken gefaßt, eine lückenlose und alle Widersprüche der Quellen schlichtende Zusammenstellung sämtlicher jüdischen Religionsgesetze zu schreiben. Schulchan Aruch, „Der gedeckte Tisch" würde dieses Riesenwerk heißen, zu dessen Fertigstellung freilich ein volles fleißiges Menschenleben erforderlich sei, — würde es aber vollendet, so wäre alle Sektenbildung für immer unmöglich gemacht, die Einheit des Volkes Israel selbst in der Zerstreuung gewährleistet, Irrtum in göttlichen Dingen vermieden und der Bau der wahren Lehre fest gegründet. Bisher habe sich der junge Karo nur an Vorarbeiten herangewagt. Und schon war er nahe daran, vor der Fülle des Stoffs verzweifelt die Hände fallen zu

lassen. Da habe ihn die Kunde vom Sar Reubeni, die ihm Molcho überbracht, zu neuem Mut entflammt. Um des Gesalbten willen arbeite er nun mit frischer Kraft und heilige sich in strengster Zucht der Seele und des Leibes. Molcho sprach hingenommen von den Vorschriften, die Karo für sein Leben aufgestellt hatte und denen er unverbrüchlich anhing. Da gab es Regeln, die verboten, auch nur für ein Weilchen irgendeinen nicht auf die heilige Lehre bezüglichen Gedanken zu haben. Kommt ein solcher, so schreie man auf ihn ein, bis er entweicht! Tags und nachts hütete sich der Heilige vor nutzlosem Gespräch, sprach nie über eine Sache, die zum Lachen führt, zürnte nie wegen einer Sache, die auf den Körper Bezug hat. Zum Nachtisch aß er nie mehr als eine einzige Frucht. Er achtete, daß während des Essens, Trinkens und des gebotenen Beischlafs kein Genuß entstünde. Sondern all dies durfte nur so geschehen, daß man sich „wie in der Hand eines bösen Geistes" fühlte. Fand er Lust an einer Speise, so aß er sie nicht mehr. War er am durstigsten, so zog er seine Hand vom Wasserglase zurück. Sein Tisch war wie ein Altar, auf dem er täglich den „bösen Trieb" opferte. Stete Sorge um seiner Sünden willen war oberstes Gebot. — Und dies alles nannte er „das Geheimnis des oneg und nega", indem er sich darauf bezog, daß die beiden Worte oneg (Genuß) und nega (Lepra) aus denselben Buchstaben zusammengesetzt seien.

Wie weit dies von mir abliegt, — überlegte Dawid. Und durch mich begeistert soll es ans Licht getreten sein? — Aus allen Reden Molchos fühlte er nun doch wieder hervor, was sie für immer trennte. Er verglich die Reisen, die Molcho hinter sich hatte, mit seinen eigenen Irrfahrten

seit Tavira. Mühe und äußerste Anspannung da und dort; das war ihnen beiden gemein. Aber durch Molchos Mühen ging doch auch ein Grundzug süßen Schwelgens, er gab sich seiner Sendung mit Lust hin, ließ sich treiben, fühlte Rausch und Hingerissenheit, den leichten Atem der Gottesbotschaft. Nichts davon in mir! Verbissen auf mein Ziel, dem jeder Schritt dienen soll, — Fehlschläge, Keuchen, Kummer deshalb. Er sah dem Schüler tief in die heißstrahlenden Augen: dem konnte nichts fehlschlagen. Denn hatte er überhaupt ein Ziel? — Er suchte ihn zu fassen, er fragte ihn unmittelbar danach: „Was willst du? Was soll das alles? Wohin führen deine Predigten, deine Weissagungen, deine Gespräche mit dem Papste? Wie soll es enden? Und wenn du dies nicht weißt, so weißt du doch wenigstens, welches Ende du wünschest und was deinem Herzen als Ausgang willkommen wäre?"

Molcho hatte in seinen Triumphen das Erröten nicht verlernt, mit dem er dem Sar zu Anfang gegenübergetreten war: „Ich bin nur der Bote und bereite den Weg meines Herrn."

„Und ich werde den Weg, den du bereitest, nicht gehen", schied sich Reubeni hart von ihm. — Eine Weile lang hatte er daran gedacht, den Einfluß Molchos beim Papste zu seinen Gunsten auszunützen. Doch auch dies wäre schon eine Art von Abhängigkeit gewesen. Und er wünschte, sich von den unberechenbaren Quersprüngen Molchos durchaus freizuhalten. „Gib vorläufig niemandem bekannt, daß du mich hier angetroffen hast", gebot er mit Schärfe.

Molcho fragte nie nach Gründen. Seiner betretenen Miene war anzumerken, daß er sich noch nicht für würdig hielt, in die letzten Geheimnisse des Heilsplanes einzudringen.

Rëubeni geleitete ihn durch die Schusterwerkstätte auf die Gasse. Im Tageslicht stand er, zerfallen, klein, gelblich, neben dem Schönen, Starken, dessen Gefolge von einer großen Menschenmenge umringt, vor dem Laden gewartet hatte.

Und doch neigte der Junge, Starke vor dem Alten, Schwachen demütig das Haupt.

„Wenn du mich nächstens besuchst, mußt du allein kommen", warf Rëubeni ärgerlich hin und wollte schon in die Höhlung zurückgetreten; da bemerkte er die Fahne, die einer aus dem Gefolge trug.

„Ist dies deine Fahne?"

„Dein Knecht hat sie nach dem Muster deiner Fahne von Chabor anfertigen lassen."

„Ich möchte sie sehen."

Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Die Seidenfahne, die man ihm reichte, war über und über mit Psalmversen bestickt. Der Form nach ähnelte sie freilich der Fahne, die der Sar bei sich gehabt hatte. Doch war sie von matter braunroter Farbe — und auch die viele Frömmigkeit, die sich auf ihr breitmachte, ließ sie zahm und schwer erscheinen, gönnte ihr nichts mehr vom kriegerischen Stolz des kurzen Feldrufs, den ihr Urbild weiß und frei in flatternde Lüfte aufgespreitet hatte.

Daß er nur auf sich selbst angewiesen blieb, — trotz aller Ergebenheit seines „Sendboten" und trotz aller Schüler von der Art des Joseph Karo, die dieser Bote im Orient für ihn erweckt haben mochte: sein bedingungsloses Allein kam ihm im Anblick der nachgeahmten Fahne, niederschmetternd und tröstlich zugleich, zu klarstem Bewußtsein.

Sein Plan war seit langem dahin gerichtet, das Schriftstück zurückzuerhalten, in dem ihn König Joao von Portugal als Ambassadeur des Königreichs Chabor anerkannt und wohl die Ergebnislosigkeit, aber auch den ernsthaften Verlauf der Verhandlungen dargelegt hatte. Das Dokument hatte man in Avignon bei den Gerichtsakten zurückbehalten. Und ohne diese Beglaubigung wollte Rëubeni nicht vor den Papst treten, der, wie er annahm, vom portugiesischen Hof her in der ungünstigsten Weise über seine Tätigkeit unterrichtet war. — Vergebens bat Rëubeni Kaufleute, die nach Südfrankreich gingen, ihm die ehrenvolle Schrift zu verschaffen. Diese Kaufleute hatten sich an die Judengemeinde Avignon gewendet. Dort aber stand der Sar in schlechtestem Angedenken. Er hatte zuviel Kosten verursacht, das konnte nicht vergessen werden. Die Gemeinde hatte allerdings das Gebot erfüllt, das „Auslösung der Gefangenen" befiehlt. Damit aber glaubte sie, ihrer ganzen Schuldigkeit genügt zu haben. Niemand hatte Lust, sich eines Gerichtsakts wegen die Finger zu verbrennen. Die Sache war abgetan, eine unliebsame Episode im Leben der sonst ruhigen Bürgerschaft. — Ziemlich unverblümt deutete man an, daß der Charlatan sich nicht einfallen lassen solle, seinen Fuß nochmals auf provenzalischen Boden zu setzen.

Wenige Tage nach dem Zusammentreffen mit Molcho kam diese Botschaft. Rëubeni war am Niederbrechen. Für wen kämpfte er denn noch, wenn sein eigenes Volk auf so traurige häßliche Art versagte?

Ein Weg blieb noch: das Dokument zu fälschen. Rëubeni

kannte den Stil der Kabinette, er hatte überdies das wichtige Abschiedsschreiben Joaos genau im Gedächtnis. Bei einem Trödler auf dem Campo di fiore sah er ein gutes ungebrauchtes Pergament, wie für seinen Zweck gemacht. Als wollte es ihn hänseln, wehte es wie ein Wimpel vom oberen Brett des Kramladens hervor. Da ist alles, was du brauchst, raschelte es ihm ins Ohr. — Das Siegel konnte sich in Drangsalen und Schiffbrüchen der langen Reise abgerissen haben. Doch Tuwjas Bettelgroschen würden ja nie ausreichen, den schönen Wimpel käuflich zu erwerben...

Liebäugelnd ging der Sar mehrmals an ihm vorbei. Eines Tages, im Gedränge des Marktes riß er ihn an sich, steckte ihn schnell unters Kleid.

Vor Molcho, der öfters zu ihm kam, versteckte er die neue Arbeit. Wie sorglos, in wie großen Worten der sprach, — so erhabene Worte mit gutem Gewissen gebrauchen zu können, schon das verriet eine Art von Gemütsausgeglichenheit, die er nicht mehr faßte. — Kaum war Molcho gegangen, zog er das Pergament hervor. Zitternd, mit abergläubischer Sorgfalt begann er die Schriftzüge zu malen...

Also doch Gerson im Turm — und seine Bildchen?

O schmachvoller noch! Auf gestohlenem Pergament schreibe ich ein gefälschtes Schriftstück über eine erlogene Gesandtschaft. — Mit Entsetzen nahm er wahr, wie die Lügen sich häuften. Wie jede einzelne ihn immer tiefer in ein Netz neuer Noterfindungen stieß und wie diese Ausflüchte jedesmal kleiner, kläglicher wurden. Die Sünde nahm überhand. Anfangs gemeistert — nun meisterte sie ihn. Das beängstigte ihn oft. Die Kraft, allein da zu stehen, wo er stand, sein eigen Maß und Gewicht, — diese

innerste Kraft seiner Seele ließ nach. Es war ihm manchmal zumute, als habe er den Anschluß an die Gemeinschaft guter Taten, edler Regungen, die in allen Menschenherzen, ja in der ganzen Natur eine Einheit bilden und einander stützen, für immer verloren. Ausgestoßen war er. Trat er vor die Werkstätte, sog Luft ein, — so schien es ihm ein Unrecht an der Luft. Luft log doch nicht, Luft gab sich selbst — und er, verkrümelt, verdreht, verstellt, mit tausend Vorsichten verkuppelt, er sollte sich in dieser kostbar wahren Luft frei bewegen dürfen!

Zweifel beschlichen ihn wie in Kindertagen. Nachts fürchtete er sich vor Lilith, vor Bath-Chorin.

Da trat das Ereignis ein, das entschied.

Molcho, dem man bisher nicht das geringste Hindernis in den Weg gestellt hatte, wurde vor das Inquisitionstribunal geladen. Als Christ und Abtrünniger war er dem heiligen Offizium verfallen. Das Breve des Papstes, das ihm freie Predigt, alle erdenkliche Sicherheit zugestand, wurde hinfällig vor diesen Richtern, die nichts als das göttliche Gesetz des Glaubens über sich anerkannten. Seit der Bulle Urbans IV. „Ad extirpanda“ waren ja alle Verfügungen, die die Tätigkeit der Inquisition hemmten, von vornherein als null und nichtig erklärt. Die vollständige und erbarmungslose Ausrottung der Ketzerei galt unbestritten als oberster Grundsatz und Endzweck aller kirchlichen und weltlichen Institutionen.

War es ein Zufall, daß Molcho all die Zeit über unangefochten geblieben war und gerade jetzt, da er in eine, sei es auch lose Verbindung mit Reubeni trat, angefeindet wurde? — Dem Sar in seiner Verdüsterung lag es nahe, nicht an die lockeren Finger des Schicksals zu denken, die

manches spielerisch durcheinanderwirren, sondern an dunkle Absichten, an einen Fluch, der über ihm lag, der nicht nur seine eigenen Unternehmungen in den Abgrund riß, der auch alles, was ihm nur nahe kam, mittraf und zerstörte. Die Öde der verwüsteten Stadt klagte, es war Nacht, das ganze Zeitalter tauchte in Nacht unter, — dem Wahnsinn nahe, fragte sich Rëubeni, ob dieser ganze Schrecken, Pech und Schwefelregen nicht um seinetwillen niedergegangen sei, rund um seine Sünde, rund um sein frevelhaftes Beginnen, durch Lügenmacht Erlösung zu erzwingen? Nun büßte also auch der morgenklare, allertreueste Freund dafür, daß er eine Weile lang zu seiner gnadenlosen Verhaßtheit niedergestiegen war.

Retten, den Freund retten! Dies wenigstens nicht erleben, daß der geliebte, gehaßte, beneidete und doch im tiefsten Grunde nur geliebte Jüngling mit ins Verhängnis gerissen wird! Retten, bitten, um Gnade bitten! Aber wen bittet man, wenn ein Jude in Not und Drangsal geraten ist? Es gibt nur einen einzigen Fürsprecher — denn auf sich selbst kann sich der Sar jetzt nicht mehr berufen, seit alle seine Wege zu den Großen Roms verschüttet sind, seit das dreifache Dunkel der Armut, Namenlosigkeit, Einsamkeit ihn aufgenommen hat. Es gibt nur mehr einen einzigen, der diese Wege zu den Großen kennt und geht, — freilich ist keine heißere Schmach für Rëubeni auszudenken, als daß er sich nun gerade an diesen einen wenden muß, um sein Ziel zu erreichen, — an den berühmten Übersetzer des Averroës, seinen alten Gegner von Venedig her: Mantino.

In der vornehmen Leostadt, weit abseits der Judenquartiere wohnt Mantino. Zu ihm! Die Schmach kommt

dem Sar nur flüchtig zu Bewußtsein. Retten, Molchos Leben retten — das ist alles, was ihm noch leuchtet. Alles andere erloschen in seinem Kopf. Auch daß er in seinem Versteck den geeigneten Moment abwarten wollte, um hervorzutreten, hat er im Andrängen der unmittelbaren Gefahr vergessen.

Rëubeni wird nicht vorgelassen. Der große Gelehrte hat seine festgesetzte Sprechstunde. Nur in dieser ist er für jedermann zugänglich. So muß Rëubeni, der keinen Aufschub seiner Sache erträgt, alle Vorsicht beiseite lassen, dem erschreckten Diener seinen Namen ins Gesicht werfen.

Nun öffnet sich das Bibliothekszimmer.

Hinter seinem mächtigen Schreibtisch Mantino in schwarzem Talar, in dessen weiten Ärmeln seine kreuzweise übereinandergeschlagenen Arme ruhen. Helfer gegen die Inquisition? Wie der Inquisitor selbst, richterlich, priesterlich steht er da. Kein Wort der Begrüßung, keine Handbewegung, nur ein fester undurchdringlicher Blick aus kleinen rotgeränderten Augen.

Feierlich redet der Sar ihn an. „Jakob ben Samuel Mantino."

Die hohe Stirn des Gegners zuckt. Er hört sich nicht gern bei seinem vollen jüdischen Namen nennen. Ohne Absicht hat Rëubeni schon mit den ersten Worten ihn verstimmt, merkt es sofort, beschließt, von nun an ganz aus dem Sinn seines Feindes hervor und nicht nach dem eigenen Herzen zu reden. Bei soviel Demütigungen — was liegt an einer mehr! Und es ist nicht mehr Zeit, mit gefährlichen Worten zu streiten. „Als Bittsteller komme ich zu Euch, Mantino. Nicht um den alten Kampf aufzunehmen.

Was diesen Kampf anlangt, so erkläre ich mich vielmehr als besiegt. Als gänzlich und für immer besiegt. Doch nicht von mir ist die Rede. Um Euren Beistand für den Prediger Molcho bitte ich. Ihr seid mächtig. Wenn Ihr es wollt, entreißt Ihr ihn durch einen Eurer Bischöfe und Kardinäle, bei denen Ihr aus und ein gehet, dem Scheiterhaufen, der ihm ohne Eure Hilfe sicher ist. Ihr seid großmütig, Ihr werdet es tun. Wohl ist Molcho mein Freund, doch will ich nicht glauben, daß Ihr dem Unschuldigen Euren Schutz nur deshalb verweigern könntet, weil er mir lieb ist, weil Ihr etwa in ihm — mich treffen wollt..."

Erst jetzt unterbricht ihn Mantino. Bisher hat er ihn ungestört reden lassen, — ganz so wie manche Wohltäter den Armen betteln, in ausführlicher Ansprache Bitte auf Bitte häufen lassen, wobei das Gewicht der Not, das Gegengewicht der Gnade mit jedem Satz fühlbarer wird. Es gibt ein beleidigendes Ins-Wort-Fallen. Es gibt aber ein Ausreden-Lassen, das noch beleidigender ist. Jetzt erst erwidert Mantino, der beim Eintritt Rëubenis aufgesprungen ist und sich nun wieder hinsetzt, ruhig und ohne Hohn, freilich in so vollkommener Ruhe, daß sie ärger verletzt als der bitterste Hohn. „Euch treffen? — Ich dachte freilich, daß Ihr längst begraben seid oder in irgendeinem Stadtgefängnis zur Ruhe gebracht. Indes spukt Ihr also noch immer durchs Land. Allerdings gibt sich niemand mehr mit Euch und Euren Märchengeschichten ab, wie ich es ja gleich zu Anfang vorausgesehen habe. Es ist sogar schneller gekommen, als ich erwartete. Und nun meint Ihr wirklich, daß ein harmloser Landstreicher jemand ist, den ich noch zu ‚treffen' wünsche? Nein, mit Euch habt Ihr selbst aufgeräumt. Diese Sache ist zu Ende. Nun heißt es

nur noch die letzten Wirkungen des von Euch in die Welt gesetzten Taumelgeistes austilgen."

Rëubeni ist traurig. In dem Spiegelbild, das Mantinos Haß ihm vorhält, glaubt er einige richtige Züge anerkennen zu müssen. Vielleicht sind es sogar ganz andere als die, welche der Gegner hervorhebt, vielleicht erwähnt der nur als nebensächlich, was ihm, dem Sar, als das Wichtigste und als Hauptgrund seines Mißerfolgs erscheint. Rëubeni tritt näher. Es fesselt ihn so sehr, sich mit den Augen seines Feindes zu sehen, — und vorübergehend umhüllt ihn wie traumhafte Befangenheit das Gefühl, daß vielleicht gerade auf diesem Wege eine Art von Verständigung mit dem ewigen Widersacher möglich sein müsse. „Taumelgeist? — Ich habe mich doch immer bemüht, nüchtern zu sein. Wovon sprecht Ihr, was meint Ihr mit diesem Taumelgeist?"

„Zurück!" bedeutet Mantinos verachtungsvolle Gebärde, die den Sar aus seiner Zuversicht weckt. Er erschrickt vor der Unversöhnlichkeit dieses Hasses, den er entzündet hat. Seit jener Sitzung des Judenrats in Venedig, bei der er den Mantino zum Fenster hinaushob, verfolgt ihn der Gekränkte mit geradezu übernatürlicher Beharrlichkeit. — Ein einziges Mal habe ich mich hinreißen lassen. Nun wird mir nicht nachgerechnet, wie oft ich mich unter den schwierigsten Verhältnissen beherrscht habe. Andere dürfen unbesonnen in die Welt stürmen. Nur mir wird nichts nachgesehen...

Er sagt es. Er leistet Abbitte. Molchos Leben steht auf dem Spiel. Und nochmals beruft er sich darauf, daß er alles, was er getan, nicht schwärmend, sondern in nüchternster Überlegung getan habe.

Mantinos Auflachen klingt wie Holz, das im Kamin knackt: „Nüchtern, Ihr! — So lest das da — und dann sagt nochmals in aller Nüchternheit, daß das nüchtern ist."

Rëubeni bekommt ein Büchlein in die Hand, in das Stellen aus Predigten Molchos eingeschrieben sind. Er muß sich sagen, daß er sich all diese fanatischen Angriffe auf den dreifachen Gott, die Taufe, die Gottesgebärerin sehr wohl als von Molcho ausgesprochen denken kann. — Aber welchen Anteil hat er selbst an solchem Hitzkampf der Geister, der ihm vielmehr unsinnig erscheint. Sein Weg war ein anderer, für Juden völlig neuer, — nicht geistiger, sondern weltlicher Art, tatsachenkalt. Er versucht es darzulegen, Mantino unterbricht ihn sofort. Ihm muß nichts erklärt werden, er versteht es selbst — und Rëubeni gibt ja auch zu, daß dieser logische Kopf wirklich die Lage aus den Fakten hervor ganz scharf erfaßt, daß schöne Worte bei ihm nichts vermögen würden.

„Molcho ist der Ungefährlichere von Euch beiden. Ich weiß es. Ein Toller, der sich selbst ans Messer liefert. Man brauchte nur den wirren Unsinn, den jemand bei seinen Predigten mitschrieb, ins Lateinische zu übersetzen und dem Promotor haereticae pravitatis zu übergeben, da war es um ihn geschehen."

Rëubeni, an die Wirklichkeit der Gefahr gemahnt, in der der Freund schwebt, findet sie noch fürchterlicher als zuvor. „So also ist es geschehen?" sagt er zusammenschauernd.

„Vermutlich."

Gibt es denn gegen solches Zeugnis überhaupt noch irgendeine Verteidigung, überlegt er. Und es fällt ihm nichts ein, außer einer Wiederholung seiner Bitte. Einen

andern Weg sieht er nicht. „Laßt ihn nicht umkommen, Mantino. Er soll Rom verlassen. Ich selbst werde es bei ihm durchsetzen. Und Euch hat er doch nichts Böses getan."

„Mir nichts getan? — Ist denn von mir die Rede? Es geht um das Wohl des ganzen Judentums." —

Rëubeni starrt ihn an, solche Rede hat er nicht erwartet. Der Mann, dessen ganzes ehrgeiziges Streben darauf gerichtet scheint, für seine Person das Judentum von sich zu werfen, spricht mit Ernst und, wie man deutlich merkt, ohne die geringste Heuchelei, von der gemeinsamen Sache. Eine neue Möglichkeit, einander näherzukommen! „So glaubt Ihr wirklich, das Judentum gegen Molcho und mich..."

Mantino läßt ihn gar nicht aussprechen (im Grunde also doch ein Niederredner wie der „hungrige Lehrer", wie Meier Dub, Aron Proßnitz und die andern in Prag — zuckt es flüchtig in Dawid auf). „Ja, gegen große Gefahr habe ich das Judentum verteidigt", schreit Mantino auf ihn ein. „Ihr und Molcho und Euresgleichen, ihr seid die Verderber des Weinbergs. Ließe man euch gewähren, würden nicht immer wieder besonnene Männer euch den Mund stopfen und euch ganz und gar zu Boden schlagen, wie ihr es verdient, so gäbe es schon seit Jahrhunderten keine Juden mehr. Die Völker hätten uns längst ausgerottet, wenn wir euch Schwärmer nicht selbst ausrotteten unter uns von Geschlecht zu Geschlecht."

„Den Völkern zuliebe also?"

„Gewiß, den Völkern zuliebe, unter denen wir leben müssen und die uns zerdrücken könnten, wenn sie wollten — so — so." Er zerknittert ein Schreibpapier und schnippt es verachtungsvoll in eine Zimmerecke.

„Geringe Meinung von uns", wirft Rëubeni ein. Dabei empfindet er eine gewisse Zuneigung für Mantino — der Mann ist im Irrtum, aber keiner von den Lauen, er streitet mit Macht für seine Überzeugung. Der Sar ist noch näher an ihn herangekommen, ungeladen hat er sich in einen Lehnstuhl neben dem Schreibtisch niedergesetzt und betrachtet die mit gelehrten Werken aller Sprachen bis zur Decke ausgepolsterten Wände. Ein Geist von ungewöhnlichen Maßen, dieser starke lebhafte Mann, der jetzt, wie es heißt, als Gesandter nach Damaskus designiert ist. Wie in Venedig nun auch in Rom der Stolz der jüdischen Gemeinde, die ihm den Titel eines „Gaon", eines „Fürsten des Exils" verliehen hat. Und dieser spanische Jude, der in Venedig schon ganz venezianisch aussah, hat in Rom richtiges Prälatenfett angesetzt, ähnelt jetzt in seinem Mönchstalar, im ganzen Gehaben, das nach kurzen Ausbrüchen immer wieder zu Gemessenheit zurückkehrt, sogar im Gesichtsausdruck (nur die hohe dicke Unterlippe mit der Warze stört) einem römischen Kleriker.

„Geringe Meinung von uns", wiederholt Rëubeni zerstreut. Und merkt erst nach einiger Zeit, daß Mantino daran ist, ein üppiges Zukunftsbild zu entwerfen, wie die Juden, wenn sie nur ihm gehorchten, sich unsichtbar machten und unter den Völkern verschwänden, vermöge ihrer besseren Köpfe bald überall die ersten Plätze einnehmen und alle Macht an sich reißen würden.

Rëubeni seufzte auf: „Und das nennt Ihr das Judentum verteidigen?"

Da Mantino an eine Bücherwand getreten ist, um einem alten römischen Schriftsteller Bestätigungen seiner Ansicht zu entnehmen, hat Rëubeni Zeit, ihm einiges ein-

zuwenden. „Die besseren Köpfe? Wohl sind wir das vorschnelle Volk. Daher machen wir alles im Kopf ab. Das Leben kommt nicht nach. Wir überholen die Natur. Wir Zwerge mit unsern Riesenschritten überspringen das langsame ruhige Werden. Aber das alles ist ja recht eigentlich unser Übel und gar kein Vorzug an uns. Überall bauen wir zu schnell, nicht nur mit eigenen Kräften bauen wir, in der Eile nehmen wir fremde Bausteine mit dazu — schnell fertig sind wir dann, aber das Bauwerk hält nicht stand. Ein Volk von allzuviel Glanz. Allzuviel Glanz aber, das ist eben: Schäbigkeit. Und deshalb haßt man uns, weil wir so glänzen und falsch glänzen!"

Mantino hat nur das letzte gehört. „Mögen sie uns hassen! Wir sind ja doch die Stärkeren." Und nun kommt er mit seinem Juvenal, beweist des langen und breiten, daß es erstens gar keine Juden mehr gebe, da sie sich längst mit den andern Nationen vermischt hätten, — beweist dann ferner, daß die Juden allzu auffällig seien, daß sie sich daher nicht absondern, sondern mit den Völkern verschmelzen müßten, da sie in sich selbst keine Gesundheit und keine Kraft mehr hätten und der Mischung bedürften, — bald aber findet er wieder, daß die Juden die zäheren, gesünderen, klügeren, gütigeren, in jeder Hinsicht besseren Menschen seien, allen andern Völkern überlegen und zur Herrschaft über sie berufen. Rëubeni erschauert. Dieser Gelehrte, der alles, was außerhalb seiner selbst liegt, so klar durchblickt, merkt also gar nicht, daß er drei Ansichten, die einander vollständig aufheben, gleichzeitig hegt und verteidigt. Hoffnungslos! Und auf welchen Krampf des Gefühls (wenn es auch nur ein selbstmörderisches Schwächegefühl ist) deutet solch eine Verwirrung,

hinter der nichts mehr lebendig und eindeutig ist als der unbewußte, aber um so heftigere Wunsch: sich und seine Art gänzlich auszulöschen.

Mantino spricht gelassen — deklamiert nun wieder den Juvenal. Ein eleganter Humanist ist er wie die andern Gelehrten des neuen Rom, die das alte Rom in den Falten ihres Senatorengesichts neu auferbauen. Vielleicht deklamiert er die klassischen Verse nur, um zu beweisen, daß er ganz ebenso ist wie die andern, daß kein Unterschied zwischen Römern und Römern besteht. Auch er trägt in seinen Gesichtsfurchen das alte Rom, — alles nimmt er für sich in Anspruch, vollständige Gleichheit mit den andern, daher auch ihre Vergangenheit. Nur daß er es vielleicht noch etwas besser weiß als die andern, das ist möglicherweise der einzige Unterschied, — und daß er sie bald über die gemeinsame Vergangenheit belehren, daß er nicht ein Humanist schlechtweg, sondern der vorzüglichste, der erste Humanist sein wird.

Und das alles will Rëubeni stören, diesen Gang in Glückszukunft aufhalten? — Daß er mich überhaupt noch hier im Zimmer duldet! Rëubeni begreift es nicht. Also doch noch eine schwache Verbundenheit, — dieses Letzte wenigstens: daß du und ich irgendwie zusammengehören, daß der eine im andern (sei es auch als Gegner) eine unzerstörbare Stütze findet?...

Das gibt ihm Mut; Mantino kann ja nicht anders — er muß sich für Molcho einsetzen. Nur die Art und Weise ist fraglich. Und wann es geschehen soll. Das und nichts anderes ist es, wonach er sich nun mit einem gewissen Zutrauen erkundigt.

„Wann?" — Mantino blickt zu ihm hin wie auf ein

schädliches Tier, das man um jeden Preis aus der Welt schaffen muß. Der Blick des Jägers, der mit gutem Gewissen tötet... ja, Todfeindschaft ist das! Natürliche Verbundenheit wohl, die ist ja unter Juden nie aufzuheben, aber Verbundenheit nur so, wie Jäger und Wild, Mörder und Opfer aufeinander angewiesen sind und erst in der Vernichtung, nicht einen Augenblick vorher, einig und eins werden.

Vor diesem Blick wird dem Sar ein Verdacht klar, den er sich bisher nie gestattet, mit Gewalt in sich niedergehalten hat: „Die Banditen — im Colosseum — deine Leute?"

Mantino nickt nur, ernst, fast andächtig, im Bewußtsein seiner richtigen Absicht, die er nur zufällig nicht zu Ende gebracht hat, die er aber niemals verleugnen wird, wie in einem Rausch von Redlichkeit und Wohlmeinung.

Nicht nur für seine Person hat er ein selbständiges Leben des jüdischen Volkes aufgegeben. Auch im Namen der andern hat er gehandelt. Im Namen aller Juden. Es ist ihm nicht gleichgültig, wenn nun irgendein anderer noch an diese Selbständigkeit glaubt. Solche Verbrecher muß er bekämpfen, ausrotten!

Rëubeni versteht das, — und selbst das kann er noch in mancher Hinsicht groß finden, — aber entsetzt weicht er zurück, wie ihm nun Mantino, wutverzerrt, das Büchlein vorhält, in dem Molchos Predigten aufgezeichnet sind. „Ich selbst", schnaubt Mantino, alle künstliche Gemessenheit nun endgültig zur Seite werfend, die Hände fahren aus den Kuttenärmeln, fuchteln, während die Stimme sich überschreit, in Heiserkeit erstickt. „Ich selbst — nicht irgendwer — ich selbst — jeden Sabbat war ich

da — habe mitgeschrieben — verhindern für immer, — das Übel in der Wurzel abtöten! — Und ich sollte nun für das Lästermaul — wo ich doch selbst..."

„Schweigt, schweigt."

Mantinos Hände spreizen sich beide weit auf... „— ich selbst ihn bei den Brüdern der Inquisition als Gotteslästerer angegeben habe."

Rëubeni, mit Tränen der Scham, erreicht die Tür. Die Knie wanken. — Meines Stammes, der Bruder, dem ich zu Hilfe geeilt bin... von Chabor her... Wie durch Schleier sieht er noch Mantino, an einem Wandschrank, hastig einen Becher Wein zum Munde führen. Die gierig schwappende Oberlippe, dazu die wehleidige ängstliche Geste, mit der der dicke Mann seine linke Hand an die Brust, zur Herzgegend hebt, als habe er dort ein Stechen verspürt, — dieser letzte Anblick bleibt, erscheint dem Sar plötzlich als Sinnbild aller Widerstände, die sich aus dem Innersten des kranken Volkskörpers hervor seinem Plan entgegengesetzt haben.

In seiner Höhlenwohnung angelangt. Er holt das Pergament hervor. Starrt lange auf die Buchstaben. „Und auf diesem Pergament wollte ich den Tempel errichten!"

Die Fetzen fliegen. „Wer ist nun eigentlich der Narr gewesen — Mantino — oder Molcho — oder ich?"

* * *

Das Ketzergericht hatte diesmal leichte Arbeit. Molcho gab alles zu. Rückfällig, unbußfertig — das Urteil konnte nicht zweifelhaft sein.

Und doch ereignete sich etwas ganz Unerwartetes, ja Unglaubwürdiges, wäre es nicht durch einen Brief Molchos,

an die Weisen in Saloniki, der mehrmals gedruckt worden und auf uns gekommen ist, sowie durch übereinstimmende Berichte der Zeitgenossen bekräftigt.

Die Exekution fand statt. Der Scheiterhaufen flammte.

Doch als sich die Richter in den Vatikan begaben, um dem Papst Strafvollzug und Tod seines Günstlings bekanntzugeben, da trat aus einem der Innengemächer Molcho schön und heil ihnen entgegen. Wie vor einem Teufelsspuk flohen sie vor dem gespenstischen Doppelgänger. Tagelang konnte in Rom niemand sagen, ob Molcho tot sei oder noch lebe. Die abenteuerlichsten Erzählungen gingen um.

Nur ganz wenige Eingeweihte wollten wissen, daß am Abend vor der Hinrichtung ein Offizier der Schweizergarde bei Molcho im Inquisitionsgefängnis erschienen sei und ihm zur Flucht verholfen habe. Und diesen Offizier habe der Papst selbst geschickt. Der Plan wäre aber nicht so vollständig gelungen, hätte nicht eine Stunde später ein anderer Mann die leere Zelle Molchos betreten...

Über die Art, wie Molcho entkommen ist, hat man auch späterhin nie etwas Bestimmtes erfahren. Doch daß man versehentlich statt seiner einen andern ergriffen und zur Richtstätte geschleppt hat, das steht fest. Der Unglückliche, der an seiner Stelle büßte, konnte den Irrtum nicht aufklären, denn er war stumm.

Und war Rëubenis Diener, der alte taubstumme Tuwja, der durch solche Verkettung der Zufälle im Feuer sterben mußte. —

Beide, Rëubeni wie Tuwja, hatten sich Tage und Nächte lang in der Nähe der Kerkers aufgehalten und sich auf alle mögliche Art bemüht, zu Molcho einzudringen; dem Diener war es endlich, zu seinem Unglück, gelungen.

Der Bruderhaß, der ihm in Mantino deutlicher als je an die Kehle gefahren war, hatte den Sar nicht so gebrochen wie das furchtbare Geschick seines einzig Getreuen. Es vollendete die Zerstörung.

Zu Ende, ausgeronnen der Wille. Eine fremdartige Ruhe und Trauer. Trauer um den guten alten Mann, den Behüter seiner Jugend, der die unartigen Christenknaben abzuwehren pflegte, wenn man mit der Mutter aus dem Ghetto hervorkam. O Jugend, Mutter, Prag, Elternhaus, — alles brannte in diesem Scheiterhaufen zu grauem Aschenstaub herab. Sinnlos alles! Und nichts wird mir so fehlen wie dein mißbilligendes Kopfschütteln, Tuwja. Und zu diesem Ende also, guter dummer treuer Kerl, bist du mir von Prag nach Rom gefolgt und von da nach Portugal und nach Avignon ins Gefängnis zwei Jahre lang und als einziger wieder nach Rom zurück! Zu diesem Ende! Alles sinnlos. Nur das eine, das immer sinnlos schien, hatte sich als berechtigt erwiesen: deine seltsame Angst vor Molcho, den du immer verehrtest und dem du dabei doch niemals gern allzu nahe gekommen bist. Hast du geahnt, was dir von ihm bevorstand? — Still prüfend zog Rëubeni die wirren Linien des Schicksals im Geiste nochmals nach. Welche Fügung auch dies, daß mir Molcho auch noch das letzte, was mir an Liebe und Hilfe geblieben war, — kümmerlich genug und dennoch einziger Betteltrost dieser trüben Zeit — daß er mir auch noch den alten Tuwja rauben mußte wie alles andere zuvor! Selbstverständlich ohne es zu wollen. So wie er mir ja auch in Portugal, ohne es zu wollen, den Siegeskranz knapp vor dem letzten Schritt zerpflückt hat... Dem Sar tat der Gedanke nicht mehr weh, er hatte sich ergeben. Es waltete eben ein Über-

mächtiges zwischen ihnen beiden, entschied immer gegen ihn, immer für Molcho, — und jetzt war es ja schon klar, daß er es war, der sich zu fügen hatte.

So nimm mich ganz hin, mein Freund! Führe du! Ich will gehorchen.

Es ist ja ohnehin alles falsch, was ich tue. Immer habe ich unrecht behalten. Und mit dir ist Gott. Sogar aus dem Feuer hat er dich gerettet und meinen Diener hineingeworfen! — So befiehl nun du. Und ich werde tun, wie du befiehlst.

Molcho kam zu Rëubeni. In der ersten Nacht, in der er sich wieder frei bewegen konnte, war dies sein erster Weg. Rëubeni legte ihm die Frage vor, was nun geschehen solle. Molchos Meinung war, daß man keinesfalls länger in Rom bleiben dürfe. Denn das hieße, Gott versuchen. Rëubeni aber drang auf genauere Entscheidung. Und von Molcho sollte diese Entscheidung kommen. Da gestand Molcho seinen geheimen Herzenswunsch ein, den er schon lange hege: — Der Sar hatte mit dem Papste und mit dem Könige von Portugal gesprochen und in beiden die Liebe zum Volke Israel begründet (daß die eigentliche Mission Rëubenis gescheitert war, sah Molcho nicht), nun aber gäbe es, wie nun einmal die Zeitläufte sich gestaltet hätten, einen noch mächtigeren Herrscher als diese beiden, den Mächtigsten von allen, den unbesiegbaren Cäsar, jetzt Gebieter Spaniens, Italiens, Deutschlands, der Niederlande und der Neuen Welt... Und da Rëubeni zweifelnd den Kopf sinken ließ, fuhr Molcho eifriger fort, daß vor ihm, dem Herrn der Erde, das größte Wort zu sprechen sei, das der Sar noch in seinem Herzen aufbewahrt habe.

Das Wort zur Ehre Gottes, die stärkste Botschaft des Königs von Chabor...

Vor diesem eisig unerbittlichen Imperator, in dem das jüdische Volk den „Armilus", den Feind des Messias in den Kämpfen des Jüngsten Gerichts sah?...

Molcho erriet wohl Rëubenis Gedanken. Gerade weil Kaiser Karl der Erzfeind sei, möge der Sar vor ihn hintreten, vor ihm die Sache Gottes zu Ende kämpfen. Und wenn er nur gestatten wolle, daß Molcho des Ruhmes teilhaftig werde, ihn bei dieser wahrhaftigen Kriegsfahrt zu begleiten!

Rëubeni nickte, nickte.

Und daß die Zeit jetzt sehr günstig sei, setzte Molcho hinzu, wie um den schon gefaßten Entschluß noch zu sichern. Denn Kaiser Karl sei kürzlich in Regensburg eingeritten, um dort Reichstag zu halten und die Deutschen zum Heereszug gegen die Türken aufzurufen. Da sei nun der richtige Ort, um nochmals Bundesgenossenschaft und das jüdische Hilfsheer des Königreiches Chabor anzubieten. — Und vieles derartige brachte der Jüngling weiterhin vor, worin auf seltsame Art mit den eigenen gläubig-ausschweifenden Hoffnungen kaltsachliche Gedankengänge vermählt waren, die der Sar als die seinen wiedererkannte. Nur daß sie eben in dieser Verbindung zum Trug und Unsinn wurden! Das sah er klar. Sah, daß es nichts von vornherein Aussichtsloseres geben könne als die Idee, den katholischen Karl, dem Papst und Kirche nicht fromm und eifrig genug waren, für die Sache des Judentums einnehmen zu wollen. Doch Widerspruch leisten, — das eben war es, was Rëubeni nicht mehr konnte und auch gar nicht mehr wollte. Ganz süß war es vielmehr,

zum erstenmal in langen Jahren keinen Willen zu haben, — sich fortspülen zu lassen nach fremdem Geheiß. Einmal schon war ihm Ähnliches vorgeschwebt: an Molchos Krankenbett. Damals war er nicht stark genug dazu — oder nicht schwach genug gewesen. Jetzt erst war er reif. Endlich, endlich schüttelte er ab die Last seines gebieterischen, immer wieder Zwang gegen sich, Verstellung, künstliche Umwege verlangenden Ich. Und wie leicht, wie aufgelockert ward ihm dabei zumute. Alles löste sich zu wohliger Schlaffheit. Nicht mehr gehen, nicht mehr sich halten — nein, fallen, fallen, widerstandslos ins Dunkel stürzen wie jener Bürgermeister Klobouk, von dem er als Kind gehört hatte... die Hussiten warfen ihn aus dem Fenster des Prager Rathauses, er hielt sich krampfig am Fensterkreuz fest, man schlug mit einem Hammer auf seine Hand los... endlich gab er's auf, leben zu wollen, ließ sich fallen. Welche Erlösung, wenn man endlich so weit ist, — Wollust, die dem Untergang den freien Willen als Draufzahlung mitgibt.

Und man sagt, daß erst in diesem Augenblick der Same der Ewigkeit im Menschenherzen zu keimen beginnt.

So also entschloß sich Rëubeni mit seinem Freunde Molcho zur Abreise von Rom an des Kaisers Hof. Gemeinsam brachen sie auf. Es war Frühling. Man schrieb das Jahr „Razáw", das ist 5292 nach Erschaffung der Welt, 1532 christlicher Zeitrechnung.

26.

Der „wahrhaftige Kriegszug" — so hatte Molcho die Reise der beiden genannt — ging über Florenz, Bologna, Verona, dann etschaufwärts in die Alpen hinein.

Man sah die beiden auf der Paßhöhe des Brenner. Molcho trug seine Fahne, die dunkle Fahne mit den vielen Psalmversen.

Wohl gab es noch flüchtige Augenblicke, in denen Rëubeni sich eingestand, daß er sich seinen Kriegszug eigentlich anders vorgestellt habe. Doch solche Anwandlungen gingen rasch vorbei, vergingen in dem neuen Glück, das ihn übermächtig umgab.

Etwas derartiges hatte er nie zuvor empfunden. Als seien scharfe Schnüre abgefallen, die den Blutkreislauf schmerzhaft beengt hatten, so stieg neues Leben warm, sprühend in allen Gliedern auf und ab. Sie schmerzten nicht mehr. Der Kopf ohne Druck. Die grauenvolle Verantwortungsangst gewichen. Und siehe da, es ließ sich auch so leben, ohne diese Angst, überhaupt ohne alle Sorgen um den nächsten Tag. Er hatte es nur bisher noch nie versucht. Nun wurde er fröhlich, unbefangen. Heiter schritt er neben dem jungen Molcho aus, in gottgeweihter Kindlichkeit, wie sie als ungeahnte Gnade diese Tage der Wanderschaft mit lauen blumigen Lüftchen und dem Wohlgeruch aller Freiheit umspielte. Er war sein Leben lang nicht so glücklich gewesen wie jetzt, — höchstens das eine Mal, in den ersten Tagen seiner Flucht aus Prag, bei jener andern Wanderschaft, neben dem schönen Mädchen. Da mochte er ähnliches erlebt haben. Damals aber hatte es bei allem Glück auch noch Dunkles, Drohendes genug gegeben. Jetzt erst war sein Herz völlig unbeschwert, und von Tag zu Tag schlug es höher, reiner, liebevoller. Auch schwand manche Furche aus dem früh gealterten Gesicht, so daß es ein jugendliches Ansehen bekam, ganz ebenso, wie er es inwendig verspürte. Ja, es konnte scheinen, als

übertrage sich von der großen Wendung an, da er sich dem Willen Molchos preisgegeben und untergeordnet hatte, mit diesem Willen auch des Freundes sanft ebenmäßige Stimmung auf ihn, und als gewinne er derart einen Anteil an dem Segen, der, ihm bisher versagt, sichtbarlich über Molchos ganzem Wesen lag. So war es: in demselben Maße, in dem sich ihm der Blick in sein finsteres, sündengequältes Innere verschloß, erwachte ihm rings lieblich Wald und Tier, Wiese und Gartenwelt.

Schon waren sie gegen Innsbruck niedergestiegen. Nun verschwunden die Landschaft des Südens, Mais und Wein, Palme und die vom Straßenstaub bis an den Wipfel geweißte Zypresse. Und Platz gemacht dem unendlichen Grün der Bergwaldungen, dunkel und tief, den welligen Almen, deren Anblick das Auge in Weichheit und sanftes Licht einhüllt. — Wie sie nun aber in die bayrische Ebene kamen, über München hinaus nach Freising und Landshut, da rührte es den Sar mit bebender Lust an: das ist ja schon die Frühlingslandschaft Prags, das ist ja Heimat und Kinderland und der ersten Liebeszeit Land, das ist Geborgenheit und Rückkehr in den ewigen Anfang, der kein Ende kennt. Von Dotterblumen und Schaumkraut, gelb und weiß, die Wiesen überflutet, an Wasserläufen Reihen niedriger Weiden mit den gestutzten Ästen, da und dort Kühe mit ihren Kälbchen, blühende Schlehdornhecken und hinter Hügeln hervor heben weißgetünchte Kirchen ihre Häupter, die freilich mit ihren schwarzen Turmluken wie Totenköpfe ausschauen, aber doch nichts Schreckhaftes haben. Dann wieder Wald, Wald, wie er ihn jetzt länger als zwei Jahrzehnte nicht gesehen, — o guter Schatten, der den Gaumen labt, und das zarte, fast gelbliche Grün

des jungen Birkenlaubes da und dort aus den schwarzen Polstern der Tannen und Kiefernforste hervor!

Für Molcho war die Gegend fremd. Doch änderte er nichts an seinen Gewohnheiten, verständigte sich durch Gebärden leicht mit den Leuten, deren Sprache er nicht kannte, vertrug sich mit allen und legte sich abends, wenn sie keine Unterkunft fanden, nur in seinen leichten Mantel gehüllt, ebenso ruhig ins kühle tauige Gras wie hinter eine italienische Scheune. Und schlief sofort ein und hatte seine erhabenen Träume, in denen Boten Gottes zu ihm niederstiegen und ihm den Willen Gottes eröffneten. Rëubeni hatte nie zuvor so nahe an ihm gelebt. Jetzt erst erkannte er bis ins letzte die Lauterkeit seines Geistes, die durchgängige Wahrheit alles dessen, was der Freund sprach und tat, — denn auch in nächster Nähe und bei immerwährendem vertrauten Umgang erschien er nicht um ein Haar anders als vordem. Ich aber (dachte Rëubeni) mit meinen Hinterhältigkeiten und Listen muß mich ihm ja früher nicht anders dargeboten haben, als mir etwa Machiavelli oder Aretino erschienen sind, — Figuren unbezahlbarer, aber traurigster Belehrung. — Und er pries sein Schicksal, das diese arge Zeit abgetan und hinter ihn gebracht hatte. Wahrheit, Wahrheit nun auch ich! Gottlob, auch ich bin jetzt unverstellt und wahr. Wahrheit verbindet ja mit allem Honig der Welt, — mit diesen Blütenbäumen, die so unschuldig wahr und zart an allen Abhängen stehen, jeder einzelne wie der Stolz des Gartens und so als schaute alles ringsum nur auf ihn und sagte: Seht, das ist unser Kirschbaum, unser Kirschbaum! — Und Rëubeni, der sich noch kurz zuvor in Rom für unwürdig befunden hatte, die verdorbene Luft im Elendsgäßchen vor

dem Marcellustheater einzuatmen, Reubeni atmet jetzt guten Muts und im Bewußtsein, nie mehr lügen zu müssen, mit tiefen Zügen die Blütenluft weiten Landes, wehender Obstpflanzungen.

Wie weich der Boden. Im leisen Tropfenfall des Frühlingsregens nirgends Staub — man könnte glauben, daß es gar keine Steine gibt, so schwebt man über den Teppich der Straße, vom weißen Glanz der Bäume wie von Flügeln emporgehalten und ganz töricht, ganz berauscht inmitten des Jubelrufs, den die tausend Vogelstimmen nicht abbrechen lassen.

Hat diese Reise ein Ziel? — Er weiß es nicht, überlegt nichts. Mit Denken und Überlegen hat er ja sein Lebtag Arbeit genug gehabt. Jetzt will er, wie zur Entschädigung für all die Mühe, nicht einmal wissen, welchen Weg sie nehmen. Das alles bestimmt Molcho. Und ist in seiner Sorgfalt für den geliebten Meister so zärtlich, daß er nicht die geringste Beschwerlichkeit der langen Reise an ihn herankommen läßt.

Immer ist Hoffnung und Scherz auf Molchos Lippen. Und seltsam mischt sich Begeisterung in den Scherz und in die Begeisterung auch wieder kräftiger Spott. So lustig und lebhaft ist Molcho. Es gibt keine Langweile auf diesem Marsch. Wie unterhaltsam weiß er etwa zu schildern, wie Kaiser Karl bei ihrem Eintreffen in Regensburg sich vom Thron erheben und mitsamt den Kurfürsten ihnen entgegengehen wird. Wird er dies aber nicht tun, so wird er ihnen zumindest seinen Seneschall entgegenschicken und ihnen sein Bedauern darüber aussprechen, daß er vor einigen Jahren die Juden aus Regensburg vertrieben hat und den Gästen daher kein Minjan, das ist die Zahl von

zehn Männern, die zu gewissen Gebetformen nötig ist, zur Verfügung stellen kann. —

Sie waren an die Donau gelangt. Plötzlich reckten sich die beiden Turmspitzen eines mächtigen Domes empor.

Es war ein Sonntag. Die Ebene bis an die große Stadt hin wenig bebautes Weideland, stellenweise Sumpf, ernst und menschenleer. Schwere Wolken über einem dunklen Hügelzug ließen dem Rest des Himmels nur unfroh grelles Licht. Von fern tönten leise, traurig die Glocken Regensburgs herüber.

Die Sinnlosigkeit des Unternehmens gab sich in diesem unerbittlichen Grabgeläut dem Sar mit aller Klarheit kund. Er ahnte, was ihnen in dieser Stadt bevorstand. Ein finsterer, zielbewußt enger Wille empfing sie im nordischen Land, nicht die helle Kunst und Weite Roms, nicht die Eroberungs- und ritterliche Handelslust portugiesischen Adels.

Und dennoch zögerten die beiden Freunde keinen Augenblick, näherten sich ohne Aufenthalt, mit starken frohen Schritten den drohenden Domtürmen, dem dröhnenden Glockenklang.

27.

Die freie Reichsstadt Regensburg war seit vielen Wochen von Abordnungen aller Stände deutscher Nation überfüllt.

Katholische und protestantische Fürsten verhandelten miteinander, ebenso die Ratsherren der Städte, teils römisch, teils lutherisch gesinnt. Ein ungeheures Türkenheer, man schätzte es auf zweihunderttausend Mann, war in Ungarn eingebrochen. Ferdinand flehte von Wien aus den Bruder um Hilfe. Kaiser Carl suchte die Reichsstände zu schnellstem Heeresaufgebot zu veranlassen. Sein anderes Ziel,

das er in solcher Lage freilich nicht mit ganzer Kraft verfolgen durfte, war die Ausrottung der Ketzerei in Deutschland. Doch die Protestanten wollten ihre Subsidienleistung von der Bedingung abhängig machen: „Kaiserliche Majestät zu einem andern Gemüt zu bewegen." Mit geschickten Künsten seiner überlegenen Diplomatie, auf seine Siege über Frankreich und den Papst gestützt, hatte der Kaiser solche Zumutung wider sein Gewissen zurückzuweisen, doch auch mit dem Papst, dessen Freundschaft nicht allzu sicher schien, galt es ins reine zu kommen, desgleichen mit dem neuerdings kriegerischen Frankreich, das sogar unter den deutschen Fürsten Bundesgenossen warb.

Die Memoiren des Kaisers, von ihm selbst verfaßt, und zwar, wie ein Hofmann berichtet, nach dem Muster der Kommentarien des Julius Cäsar, melden, daß der Kaiser während des Reichstags an einer Fußverletzung litt, die er sich durch Sturz vom Pferde bei einer Jagd zugezogen hatte. Ferner verzeichnen sie in dieser Zeit „den dritten Anfall von Gicht".

Von all diesem in Anspruch genommen, hatte der Kaiser anderes zu tun, als die beiden jüdischen Narren oder Abenteurer zu empfangen, die nicht einmal bei den niedrigsten Hofstellen Beachtung fanden.

Ein einziges Mal konnten sie ihn von ferne sehen, als er sich zur Begrüßung des päpstlichen Legaten in den Dom begab, in dem eine Festmesse stattfand. Das Gefolge war zahlreich und glänzend, tausend Bewaffnete gaben das Ehrengeleit, fünfzig Edelknaben in Livree von Samt und Seide folgten, die gesamte, beim Reichstag anwesende Geistlichkeit schritt im Zuge, Ratsherren trugen den Bal-

dahin, unter dem der Kaiser auf weißem Zelter ritt. Der Beherrscher der Welt, in schlichter, schwarzer, spanischer Tracht, war ein Mann von mittlerer Größe, blaß, leidend, mit blondem Haar und kühlen, blauen, ins Leere blickenden Augen, die Unterlippe und den kurzen fahlen Vollbart stark vorgestoßen. Der Ausdruck zähen Willens lag auf diesem Gesicht, doch auch jene schwermütige Angst, mit der der Kaiser durch jede seiner Taten, wenn sie nicht völlig den Interessen des Glaubens diente, den Zorn Gottes zu reizen glaubte. „Wegen ähnlicher Dinge hat Gott sich oft sehr erzürnt gegen mich gezeigt," schreibt er in seinen Kommentarien, „ich wollte, er wäre es jetzt nicht, dieser Schrift wegen. Von ihr abgesehen werden ihm ja Gelegenheiten hiezu nicht fehlen." Dieser mit Bitterkeit gewürzte Respekt vor Gott machte den Enkel des frohen Maximilian freudlos, einsam, vertrotzt.

Als Rëubeni und Molcho durch das Spalier drängten, um vor den Kaiser zu gelangen, wurden sie verhaftet.

Gefolgsleute des Kardinals erkannten in Molcho den entlaufenen Häftling der römischen Inquisition.

Nun wurde er neuerlich vor Gericht gestellt. Es war so, als habe die Inquisition ihren Fang nur aus Laune für eine Zeit freigelassen und ziehe ihn jetzt wieder ein. Diesmal klagte man auch seinen Begleiter Rëubeni mit an.

Molcho wurde wiederholter Häresie, Rëubeni der Proselytenmacherei und des Einverständnisses mit einem Ketzer beschuldigt. — Wie es den Gebräuchen des Heiligen Gerichts entsprach, wurden ihnen diese Anklagepunkte nicht mitgeteilt. Geheimnis war das Kennzeichen und der Schrecken aller Akte, die von der Inquisition ausgingen. Die Absperrung der Eingekerkerten von der Außenwelt war eine

vollständige. Bei der Einnahme hielt man ihnen nur vor, daß das Heilige Offizium niemandem ohne triftigen Grund den Prozeß mache. Sie wurden aufgefordert, ihr Gedächtnis zu prüfen und selbst anzugeben, wessen sie sich schuldig fühlten; für diesen Fall sicherte man ihnen angemessene Gnade zu. Auch über die Zeugenaussagen, selbst über die Person der Belastungszeugen erfuhren die Angeklagten nichts, — sogar das Urteil blieb geheim und mit Ausnahme der „Relaxatio", der Auslieferung an den weltlichen Arm behufs Verbrennung, die in der Nacht vorher mitgeteilt wurde, erfuhren die Verurteilten nach jahrelanger Haft erst unmittelbar auf dem Richtplatz selbst, ob ihnen lebenslänglicher Kerker, Vermögenseinziehung, Tragen des Sanbenito, des gefürchteten Schandgewandes, oder eine leichtere Strafe zuerkannt sei.

Ein Hauptzweck des auf Einschüchterung und Willenslähmung berechneten Vorgehens war, nach Mitschuldigen zu forschen und die gesamte Organisation der Ketzerei aufzudecken. Aus den wirr träumerischen Reden, die Molcho führte, ersah man freilich gleich bei den ersten Verhören, daß von ihm nicht viel zu erfahren sein werde. — Reubeni jedoch, der klare Antworten gab, wurde mehrmals gefoltert.

Da er standhaft blieb, setzte man mit dieser Art des Verfahrens zunächst aus.

Die Todesstrafe, zumindest für den Judaizanten und Ketzer Molcho, stand von vornherein fest. Im Johannesevangelium heißt es: „Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie in das Feuer, und sie muß brennen."

Unter Berufung auf dieses Bibelwort hielt man es damals allgemein für unerläßlich, daß die Todesstrafe an Ketzern durch Verbrennen bei lebendigem Leibe zu vollziehen sei.

28.

Eine Berufung an den Papst war möglich. Doch hatten die beiden, noch knapp vor ihrer Verhaftung, die sichere Kunde erhalten, daß der Papst auf Wunsch des Kaisers die Bulle Cum ad nihil magis erlassen hatte, durch die nach jahrelangem Widerstand nun also doch die Inquisition in Portugal eingeführt wurde! Daraufhin hielten sie beide übereinstimmend, obwohl in getrenntem Gewahrsam und ohne Verbindung miteinander, jede Appellation für zwecklos. — In Rom war unter spanischem Andrängen der letzte Hauch von Freiheit erstickt.

Es waren die Jahre, in denen alles gelang, was der Kaiser unternahm. Das große Türkenheer zog sich nach kurzem Kampf zurück. Die Türkenflotte wurde besiegt.

Von Regensburg aus hatte sich Karl nach Wien begeben, von da zog er, da der Krieg so unerwartet schnell zu Ende kam, durchs Friaulische nach Italien, um nochmals mit dem Papste zusammenzutreffen.

In Mantua wurde Rast gemacht. Der Herzog von Gonzaga war ein liebenswürdiger Gastgeber, und der Kaiser blieb, um sich von all den Anstrengungen dieses Jahres zu erholen, einen vollen Monat bei ihm. Hier war es, wo der Kaiser, den schon einmal Bilder Tizians entzückt hatten, wiederum ein Bildnis sah, das dieser große Meister gemalt hatte. Nun äußerte er den Wunsch, von Tizian porträtiert zu werden, und Eilboten gingen ab, um den Venezianer her-

beizuholen. Auch erschien damals Ariosto vor dem Kaiser, um ihm seinen eben vollendeten „Rasenden Roland" zu überreichen. Theateraufführungen, Jagden und prachtvolle Festlichkeiten erhöhten die Freuden dieser Tage. Es wird berichtet, daß Karl V. mit dem Herzog in maurischem Kostüm das spanische Stockspiel getrieben und dabei große Geschicklichkeit bewiesen habe. Bei einem Turnier sprengte er einmal an der Spitze von zehn Rittern in die Schranken, alle ganz weiß gekleidet. Der Herzog führte eine weiß und gelb gekleidete Schar ihm entgegen. Zwei Stunden lang wurden Speere gebrochen. Man stimmte darin überein, daß der Kaiser in der Kunst des Reitens wie in der Gewandtheit des Stoßes alle übertroffen habe.

Unter die Festlichkeiten wurde nach spanischem Muster auch ein Sermo oder Auto da fé, die große Glaubensfeier, eingereiht, bei dem das Urteil über die Gefangenen der Inquisition verkündet und vollzogen werden sollte, — ein Schauspiel, das überdies ein frommes Werk war, denn allen Zuschauern war ein vierzigtägiger Ablaß zugesichert. Um die Zeremonie, die die Reinheit des Glaubens und die Macht des Heiligen Offizium verherrlichte, eindrucksvoll zu gestalten, pflegte man möglichst viele Ketzer und Abschwörende aus benachbarten Gerichtssprengeln zu gleichzeitiger Aburteilung zu sammeln. Man schob auch öfters Exekutionen auf, obwohl die Prozesse zu Ende geführt waren, um sie dann bei einem solchen Auto da fé gemeinsam mit andern zu vollstrecken.

Dies der Grund, weshalb man Rëubeni und Molcho im Gefolge des Kaisers in Fesseln über die Alpen zurück und bis hierher gebracht hatte. Zusammen mit vielen andern gehörten sie zu den Figuranten dieses Glaubensfestes. —

Von Molcho getrennt, hatte Rëubeni noch im Regensburger Rathauskerker bald seine Einsicht zurückerlangt. Ein folgenschwerer Fehler war geschehen, nicht wieder gutzumachen. Die frohe, glückliche Wanderschaft mit Molcho — gerade dieses Glück war der Fehlschritt gewesen, der den rechten Weg für immer verließ. O Gerechtigkeit, unbestechliche Ordnung über uns! Es rauschte ihm aus dem Dunkel der Zelle zu, flüsterte rings: Du mußtest sündigen, das war deines Lebens Gesetz. Und all den Stimmen stand er Rede, beugte sich: Ja, so war es — und als ich ein einziges Mal sündenlos und leicht sein wollte, da war auch schon der Untergang bereit. Es war mir eben nicht gestattet. Ich hätte vorsichtig, mühevoll, sorgend bleiben, hätte warnen sollen, da ich doch sah, daß diese Reise zum Unzugänglichsten aller Fürsten eitel Tollheit war. Aber freilich, es schmeichelte mir, mich einmal großen Herzens mitten in die Gefahr zu stürzen, gar nichts zu beliſten und zu bedenken. Verführerisch schön war das. Und ich hatte damals keine Kraft mehr, zu widerstehen. Denn mich zu schwächen, hatte sich ja freilich alles, alles vereinigt...

Und er besteht vor dem Gericht der Flüsterstimmen. Wohl hat er gefehlt. Doch nun, am Ende angelangt, hat diese Erkenntnis nichts Niederdrückendes für ihn. Seltsam, gerade der Fehlschritt gibt ihm die kristallklare Gewißheit, daß der Weg der rechte war. Er überblickt sein Leben. Und versteht es mit einem Male. Versteht, was das Schicksal von ihm gewollt hat, — versteht, daß er der Forderung doch nicht ganz gewachsen war. Immer hat er sich der Sünde geschämt. Warum nur? Er konnte es eben doch nicht glauben, daß ihm so etwas zugemutet wurde. Gott

dienen — auch mit dem bösen Trieb? Gewiß! So ist es, kann gar nicht anders sein. Aber ich habe mich geschämt, — als sei je etwas Großes ohne Sünde zustande gekommen! Selbst jener sanfte und starke Bruder, in dessen Namen die Unsinnigen mir das Urteil sprechen werden, selbst er — mußte es ihm nicht manchmal wie ungeheuerlichste Selbstüberhebung und Gotteslästerung sein, wenn sie ihn „Messias" und „Gottes Sohn" nannten. Und doch — ließ er es zu. Und sein Wort war: „Du hast es gesagt." Dieses Wort, bei dem es vom blauen Himmel donnert...

Sacht schmiegt er sich in den Schatten der Kerkerecke wie in eine Umarmung. Beispiele großen Lebens umarmen ihn. Und er schämt sich nicht mehr. Nein, er sieht deutlicher, und die Sünde ist ihm wie Gottes Lieblingstochter, zu der man sich scherzend und mit liebem Spott neigen, die man gern haben, streichelnd zurechtweisen muß. — Das Wort des Donners überdenkt er. Er durchfühlt es, mit Schauder, der die Haare sträubt. „Du hast es gesagt." Dreimal ist ihm dieses Wort angeboten worden, dreimal hat er es zurückgewiesen. Gut so. Aber meine Sünde... nun lächelt er ... meine Sünde war eben von anderer Art. Immer wieder lügen! — und all die Waffen! Der eine so, der andere so. Wunder der wunderlichen Welt! Nur ohne Sünde geht es keinesfalls. Mit der Wage des Gleichgewichts keinesfalls. Wohl aber: Gott dienen — auch mit dem bösen Trieb... Er stockt. Ist ihm doch, als verstünde er den Satz erst jetzt. Und dabei zeigt sich nicht etwa eine neue, andere Bedeutung als damals, da er ihn zum erstenmal las. Jedes Wort wie damals. Und doch klingt's anders durch und durch. Freilich liegt eben auch ein ganzes Leben zwischen damals und jetzt.

So ist es. Der Weg war gut. Nur ich — nicht stark genug.

Oder die Zeit noch zu früh.

Wenn es aber so ist, — und wenn wirklich der Weg der rechte ist —, dann muß sich doch ganz gewiß irgendeinmal ein anderer finden, der ihn zu Ende geht? —

Und nur die eine angstvolle Frage noch: Mein Volk in Selbstzerstörung, in Haß und Schmach — wird es die Zeit überdauern, bis der andere kommt? Es ist dem Untergang und allem Häßlichen so nah...

Da trat eines Abends, bei der Rast in einem Tal der Südalpen, ein junger Mann zu ihm.

Alkabez, der Dichter — von den Weisen in Safed, im Heiligen Lande. Sie haben ihn ausgeschickt, und seit Monaten ist er unterwegs. Sucht den Sar. Hat in Rom seine Spur gefunden, ist ihr nach Deutschland nachgewandert, hat dort Kunde vom Unglück der beiden erhalten, folgt nun schon lange dem kaiserlichen Zug.

Endlich eine Gelegenheit zu ungehinderter Unterredung. Während der Reise hat sich die Überwachung allmählich gelockert. Die Soldaten des Gefängnismeisters sitzen in der Schenke. Und Dunkel rings, bald freundliche Nacht.

Zuerst glaubt der Sar, daß der Abgesandte gekommen ist, um ihn und Molcho durch kühne Tat zu retten.

So entspräche es seinem wiedergekräftigten Mut.

Doch davon ist die Rede nicht.

Nicht mein Weg. Und doch vielleicht ein Weg, zumindest ein Übergang? — Die Abschrift des ersten Bandes des „Schulchan Aruch" hat Alkabez gebracht. Es war das Werk, an dem Josef Karo arbeitete. Molcho hatte davon erzählt, ohne daß Reubeni damals der Sache eine beson-

dere Bedeutung zugemessen hätte. Mit einem Male steht sie ihm vor Augen. Der „Gedeckte Tisch" will das ganze Volk um den fertig zur Mahlzeit hergerichteten Tisch der göttlichen Gesetze sammeln, so daß es nur zuzugreifen braucht — und im Zugreifen gleichsam zu einem einzigen, in sich völlig gleichartigen eisernen Körper, unzerstörbar wird.

„In Liebe zu dir und zu Molcho schreibt Karo daran — und nichts anderes steht vor seiner Seele."

Mit kettenklirrenden Händen faßt Rëubeni nach dem Buch.

So viel Haß aus seinem Volk hervor hat er erfahren, — nun also doch knapp vor dem Ausgang dieser Liebesgruß!

„Lies etwas vor — vom Anfang!"

Und er hört, während die Wälder rings ganz still werden und kein Lüftchen aufkommt, kein raschelndes Bergtier stören will, hört die Botschaft der alten Überlieferung, wie er sie einst von seinem Vater gehört hat. „Am Morgen erhebe sich der Fromme wie ein Löwe zum Dienste des Herrn. Ungeduldig, voll Feuer und Kraft, als wolle er die Morgenröte wecken." — Es ist in diesem Bergtal, das nie einen Löwen gesehen hat, ein fremder Gruß. Und doch der Gruß des Geistes und der Liebe, der überall gilt. Und etwas vom Glanz der Schöpfungstage und von ihrer göttlichen Weisheit, die solchen Glanz allen Dingen der Welt ewig erhalten möchte...

Dann wieder seltsame Worte. Geduckt, gedrückt, verschnörkelt. Nicht mein Weg, so fühlt Rëubeni. Aber eines sieht er nun klar: Keine Angst! Dieses Buch wird mein

Volk zumindest zusammenhalten. Und erhalten, bis der andere kommt, — stärker als ich!

„Hast du noch eine Botschaft an mich, Alkabez?"

„Keine als dieses Buch."

„Genug, übergenug. So sage deinem Meister: Es wachse seine Kraft — und er möge vollenden, womit er mich vor meinem Tode getröstet hat."

Ihm wird froh zumute. All seine wütenden Anstrengungen, die ganz erfolglos schienen, nun also doch nicht ins Leere gefallen! Über das Meer hin, in Safed haben sie den Mann aufzuspüren gewußt, der ihnen die Brücke in ferne Geschlechter hinüberbaut. Und dann erst — zur rechten Zeit, im rechten Herzen — geht man den Weg zu Ende.

* * *

In Mantua konnte Rëubeni nochmals mit Molcho reden. Vordem hatte man sie streng voneinander ferngehalten.

Erst in der Nacht vor der Hinrichtung erfüllte man ihren Wunsch, einander wiederzusehen.

Schön und bleich lag Molcho auf der Kerkerpritsche, als man Rëubeni in seine Zelle führte. Die lange Reise in Fesseln hatte den Jüngling entkräftet. „So habe ich dich schon einmal gesehen. Damals in deiner Ohnmacht. Und damals habe ich mit dir sterben wollen. — Jetzt wird mir mein Wunsch erfüllt."

Molchos große Augen strahlten wild: „Ein Brandopfer für den Ewigen."

„Dein Wunsch seit je."

„Bald, bald!"

Rëubeni setzte sich an sein Bett und küßte ihn, als müsse er ein Kind, das vor Freude allzu aufgeregt ist, beruhigen.

Dann lächelte er seltsam: „Wenn du nur wüßtest, mein Molcho, wie sehr du mir zum Verhängnis geworden bist!"

Erschrocken fuhr Molcho auf: „Meister!"

„Nein, es ist ja alles gut. Aber habe ich nicht recht gehabt, als ich anfangs vor dir zurückwich und mich auf keinen Fall einlassen wollte? Dann bist du immer stärker und stärker geworden. Und zum Schluß hast du die Herrschaft über uns beide an dich gerissen." — Er konnte ganz zart scherzen, scherzend mit dem Finger drohen; so weit zurück lag alle Bitterkeit gegen den Freund. Auch die neidische, krampfige Überschätzung weit zurück. Sein ruhiger Blick wies nun jedem die rechte unvertauschbare Stelle zu. Beide hatten sie ihre Arbeit getan, keiner wäre durch den andern ersetzbar gewesen. Und es war, als sei erst in diesem ruhigen Blick die gute, ungierige Liebe möglich, mit der er Molchos Widerspruch besänftigte. „Nein — keine Herrschaft", hatte Molcho wie irreredend abgewehrt. „Der Herrscher Ihr! Ich immer nur der Diener des gesalbten Königs."

„Das kann man wohl niemals so genau angeben", wandte Rëubeni zärtlich ein. „Glaube es, wenn du willst, — daß du mein Diener warst. Aber wer Herr und wer Diener ist, wer der Höhere, wer der Tiefere, — das weiß man doch erst in der Welt der Ewigkeit, wenn die wahre Rangordnung der Wesen bekanntgemacht wird. Es hat mich oft belustigt, mir vorzustellen, welches Erstaunen unter uns Menschen ausbrechen würde, wenn uns einmal durch einen Zufall diese wahre Rangordnung schon hier gezeigt würde. Viele Menschen, die wir verehrt haben, — wir würden sie gar nicht wiederfinden, so versteckt unten irgendwo wäre ihr Platz angewiesen. Was uns wie Ruhm

vorkam, zeigt sich jetzt als Schande. Und was uns Sünde war, als notwendig und gerechtfertigt und als die „Finsternis der oberen Welten". Es sind ja alles nur Worte. Die wahre Bedeutung wird erst dort in der kommenden Welt klar. Und zu oberst fänden wir vielleicht ganz Unscheinbare — das heißt solche, die uns unscheinbar erschienen sind, die aber durch irgendeine Tat, von der nur Gott weiß, den Anspruch auf diesen Rang erworben haben."

„So vielleicht dieser Knabe," fiel Molcho eifrig ein, „der mir heute durch den Kerkervogt sein goldgesticktes Mützchen geschickt hat, damit es morgen an meinem Opferbrand teilnehme."

„Oder der Dichter Alkabez, der monatelang keine Mühe gescheut hat, nur um mir ein Buch zu zeigen, einen Trost, ehe ich sterbe." Und Rëubeni berichtete dem Auflauschenden, wie das Werk Karos im gelobten Lande fortschritt.

„Oder Karo selbst!" rief Molcho erregt. „Und an welchem Platz wird man wohl den Kaiser zu suchen haben?"

Es war ein Spiel, das Molchos Phantasie beschäftigte. Rëubeni war erfreut, es für ihn erfunden zu haben — und gleichzeitig bewegte es ihn doch auch, wenn er, das Bild zur Seite lassend, diese ganze rätselhafte Mannigfaltigkeit menschlicher Bestrebungen überblickte, von denen auch er ein Teilchen gewesen war, das nun fortwirkte — zu unbekanntem Ziel und doch niemals verloren und verdammt, wie ihm aus innersten Tiefen hervor zur Gewißheit ward. — Molcho war, nach all der Ermüdung, für ein Stündchen eingeschlafen. Mitten im Reden, wie ein Kind. Rëubeni wachte an seinem Lager, er hatte ihn wie mit Märchen und Liedern eingesungen.

Dann klangen die Trommeln. —

Die Festlichkeit des „Auto publico generale", des öffentlichen und allgemeinen Auto, begann vor Tagesanbruch damit, daß im Sitzungssaale der Inquisition eine Messe gelesen wurde. Es ordnete sich die Prozession, unter starker militärischer Bedeckung. Die Straßen waren gedrängt voll, der Weg durch Schranken freigehalten. Auf Plätzen, die der Zug zu passieren hatte, gab es Podien. Die Fenster der anliegenden Häuser waren seit vielen Tagen zu hohen Preisen vermietet. Die Hauptbühne mit der Loge des Kaisers, des Herzogs von Mantua sowie der Inquisitoren stand auf dem Markt, der für die Urteilsverkündung ausersehen war und zu dem sich die Prozession langsam hinbewegte. Voran Soldaten. Dann das Kreuz der Stadtpfarre, verhüllt, von einem Akoluthen begleitet, der mit einer Schelle Trauer läutete. Darauf die Büßer, jeder von zwei Edelleuten, die sich zu diesem Ehrenamt freiwillig gemeldet hatten, und von zwei Mönchen geführt. Die Verurteilten trugen die „Corozas", hohe, oben abgerundete Mützen, ferner den gelben, bis zu den Schenkeln reichenden Sanbenito mit einem darübergeworfenen länglichen Stück Leinwand, das Namen, Stand und Verbrechen angab. Coroza und Sanbenito der zum Scheiterhaufen Verurteilten waren durch Flammenzungen gekennzeichnet. Diesen „Auszuliefernden" hatte man grüne Kruzifixe in die Hand gedrückt. Mönche sprachen während des Zuges auf sie ein und suchten sie zur Abschwörung zu bewegen, indem sie ihnen die Gnade in Aussicht stellten, daß man sie am Pfahl des Brandstapels erdrosseln würde, ehe dieser in Feuer aufginge. — In schwarzen Särgen wurden Gebeine von Ketzern mitgetragen, die man erst nach ihrem Tode der Häresie überführt hatte. Auch diese Gebeine waren für

das Feuer bestimmt, ebenso Puppen in halber Lebensgröße, auf Stangen im Zuge schwankend und wie die lebenden Sünder mit den Schandmitren gekrönt, Bildnisse von Ketzern, die der Inquisition entflohen waren. Die Prozession wurde von berittenen Beamten, den Familiaren des Gerichts, die das Gerichtsbanner trugen, und den Inquisitoren geschlossen.

Auf dem Markt nahm Adel und Geistlichkeit in bestimmter Rangordnung auf den Sitzreihen mächtiger Aufbauten Platz. Stundenlang dauerte nun die Predigt, dann der Eid des Kaisers, der bei diesem feierlichen Anlaß neuerlich versprach, den Glauben zu schützen und die Ketzer den heiligen Canones gemäß zu ergreifen und zu züchtigen, endlich die Verlesung der Urteile, von zwei Kanzeln abwechselnd, die Aussöhnung der Büßer, die Abführung der zu Gefängnisstrafen Verurteilten und zum Schluß die „Auslieferung" der Rückfälligen und Unbußfertigen, wobei der weltliche Richter ermahnt wurde, „wohlwollend und gnädig zu handeln". Diese Formel wurde üblicherweise angewendet, weil laut Kirchenrecht kein Kleriker ein Todesurteil aussprechen oder an ihm mitwirken durfte, ohne der Irregularität zu verfallen; doch bedeuteten die freundlich klingenden Worte nichts anderes als den Befehl an die weltliche Macht, den Ketzer „als ein Glied des Teufels, als verflucht und exkommuniziert" sofort dem Scheiterhaufen zu überliefern. Hätte die Behörde das unterlassen, so wäre sie selbst wegen Begünstigung von Ketzern und Behinderung der Inquisition dem Kirchenbann unterlegen.

Die Ausgelieferten wurden nach Beendigung des Auto vor die Stadt geführt, wo der Scheiterhaufen stand.

Molcho war geknebelt. So sehr fürchtete man, er würde,

wie schon einmal in Rom, Zauberformeln sprechen und entrinnen.

Als er schon am Pfahl festgebunden war, nahm man ihm den Knebel aus dem Mund und fragte ihn nochmals, ob er nicht bereuen und abschwören wolle. Seine letzten Worte sind überliefert: „Ich bereue nur, daß ich in meiner Jugend in jener Religion war. Tut, wie ihr wollt. Meine Seele kehrt in das Haus des Vaters zurück, wo ihr wohler ist als hier."

Darauf prasselten die Reisigbündel auf. —

Der Chronist Josef Hakohen schreibt: Gott nahm seine reine Seele zu sich und hütete sie, wie man ein spielendes Kind hütet. — Ferner berichtet er aber auch, daß man allgemein glaubte, das Feuer habe keine Macht über Molcho gehabt, er sei vielmehr auch diesmal wieder gerettet worden. Auch habe ein Jude in Rom öffentlich beschworen, daß er acht Tage nach dieser Hinrichtung Salomo Molcho lebendig in sein Haus einkehren, dann weitergehen und verschwinden gesehen habe. Der Chronist verzeichnet endlich das Gerücht, daß Molcho an jedem Sabbat seine Braut besuche, die er in Galiläa zurückgelassen habe. — Und er schließt diesen Abschnitt seines Geschichtswerks mit den Worten: Gott allein weiß es. Und Gott gebe doch, daß ich schreiben könnte, ob diese Dinge wahr oder unwahr sind.

Dies ist das Schicksal Salomo Molchos. Dem Sar Reubeni hingegen stand noch eine grausame Enttäuschung bevor. Nicht der kurze Märtyrertod, zusammen mit Molcho, — Schlimmeres war ihm beschieden. Unerwarteterweise wurde er aus dem Massenurteil von Mantua ausgereiht. Im letzten Augenblick waren Bedenken aufge-

taucht, da man es doch nicht genau wußte, ob man es nicht mit einem Fürsten der Juden, dem Prinzen eines souveränen Herrscherhauses zu tun habe. — Der Kaiser führte seinen Gefangenen nach Spanien mit und übergab ihn dort den Kerkern der Inquisition, — in denen er vielleicht bald darauf, vielleicht Jahre später gestorben ist.

Von diesen Kerkern wird Unsagbares berichtet. Mit Grauen senkt der Erzähler vor ihnen den Blick.

Rëubenis Reiseaufzeichnungen sind als Manuskript in hebräischer Sprache auf uns gekommen und in neuerer Zeit mehrmals gedruckt worden. Schon hat die Mühe ausgezeichneter Forscher manches in ihnen klargestellt. Manches freilich ist bis heute noch in Dunkel gehüllt. — Molchos Gebetmantel aber und seine Fahne mit den Psalmversen wurden von Regensburg nach Prag gebracht. Und hier, in der Pinkassynagoge, hat sie der Schreiber dieses Buches mit eigenen Augen gesehen. Die Nachrichten, die sich an die heiligen Gedenkstücke knüpfen, haben schon frühzeitig in ihm den Wunsch erweckt, das Leben der beiden Freunde zu erzählen. Dies hat er nun getan, wobei er vieles den alten Chroniken und den Darstellungen der Geschichtskundigen entnommen, vieles aber auch aus Eigenem hinzugefügt hat, der blutsverwandten Seele gehorchend.

ENDE

LIBRARY
ANDERSON, INDIANA

ANDERSON COLLEGE
LIBRARY
ANDERSON, INDIANA